Historisches

Raritäten-Kabinet.

Herausgegeben

von

Samuel Baur,

Königlich Würtembergischen Dekan in Alpeck und Göttingen.

Erster Band.

Augsburg und Leipzig
in der von Jenisch und Stageschen Buchhandlung.
1826.

[illegible]

2 m 1 Bd

Vorrede.

Seitdem der literarische Verkehr, durch Guttenbergs berühmte Erfindung, Leben und Regsamkeit erhielt, fanden sich immer Gelehrte und Schriftsteller, die nicht nur für den Nutzen und das nächste Bedürfniß, sondern auch für das Vergnügen und die Unterhaltung der Lesenden Sorge trugen. Den Stoff dazu bot nicht selten die Geschichte dar, die in allerlei Gestalten und Formen, und für allerlei Leser, bearbeitet wurde. Mehr, als in früheren Zeiten, ist dieß in unsern Tagen der Fall; eine natürliche Folge der, durch alle Stände verbreiteten, Liebe zur Lektüre. Die deutsche Literatur zählt daher eine nicht kleine Reihe historischer Lesebücher, die auf ein Publikum berechnet sind, das in Mußestunden nicht blos Unterhaltung, sondern auch Belehrung sucht; das die Wahrheit der Dichtung vorzieht, und sich gerne eine

Bekanntschaft mit dem erwirbt, was im Buche der Vergangenheit aufgezeichnet ist.

Wenn behauptet wird, daß wir an solchen Büchern eher einen Ueberfluß als Mangel haben, so möchte diese Behauptung, soferne man ihr beistimmen will, nicht blos auf diese Art von Schriften, sondern auf einen großen Theil unserer Literatur anwendbar seyn. Wollte man nemlich den Maaßstab von dem vorliegenden Bedürfnisse hernehmen, so würde von jeher eine Menge schriftstellerischer Erzeugnisse, in allen Fächern der Gelehrsamkeit, ungedruckt geblieben seyn. Der Gelehrte vom Fache würde das freilich für keinen Verlust, eher für Gewinn achten. So können z. B. historische Lese- und Unterhaltungsbücher den Geschichtsforscher und gelehrten Geschichtskenner nichts darbieten, das ihn anzieht, und seinetwegen dürften sie immerhin ungeschrieben bleiben. Anders denken und urtheilen dagegen diejenigen, welchen eine angenehm unterhaltende und belehrende historische Lektüre einen Ersatz für das gewährt, was sie in der gesellschaftlichen Unterhaltung mit Lebenden nicht finden, oder zu

suchen durch Lage und Umstände verhindert werden. Verdient es Tadel, wenn für diese und ihre Unterhaltung gesorgt wird? Der literarische Luxus, wenn man ihm diesen Namen beilegen will, gehört doch gewiß zu dem unschuldigsten, sofern er nicht zur Vernachläßigung höherer Pflichten verleitet.

In diesen Bemerkungen liegt vielleicht eine Art von Apologie für das historische Allerlei, das unter dem Namen eines historischen Raritäten-Kabinets hier wohlwollenden Lesern zur belehrenden Unterhaltung dargeboten wird. Es enthält vieles, das bei einer sehr ausgebreiteten historischen Lektüre, und bei Untersuchungen, die zu andern Zwecken angestellt waren, gelegentlich gesammelt und in eine Ordnung gebracht wurde, die dazu beitragen sollte, das Vergnügen der Lesenden zu befördern. Für Mannigfaltigkeit und Abwechslung ist hinreichend gesorgt, und manches ist aus Quellen geschöpft, die nur Wenigen von denen zugänglich seyn möchten, welche solche Schriften zur Hand nehmen. Da sich aber auch in der auserlesensten Sammlung von Seltenheiten, der

man den Namen eines Raritäten-Kabinets wohl nicht streitig machen dürfte, auch manches Einzelne findet, das im strengen Sinne nicht in die Kategorie der Seltenheiten gehört, so hofft man auch hier billige Nachsicht für das, was den Reitz des Neuen und Unbekannten nicht für jeden Einzelnen haben möchte.

S. B.

Inhalt.

Erstes Fach.

Zur Regentengeschichte.

Seite

I. Die Hinrichtung König Karls des Ersten von England. . 3
II. Die unglückliche Liebschaft. Eine Scene aus dem Leben König Augusts von Polen. 13
III. Zur Charakteristik Ludwigs des Vierzehenten, Königs von Frankreich. 27
1. Herrscherstolz. 27
2. Ein Minister stirbt an einer Ohrfeige. . . . 28
3. Königliche Geldverlegenheiten. 30
4. Die Wahrsagerin. 32
IV. Peter der Große zu Paris. 34
V. Von Friedrich dem Zweiten, König von Preußen. . . 37
1. Das eheliche Leben desselben. 37
2. Fürbitte im Kirchengebet. 41
3. Bleistift und Propfzieher. 43
4. Würdigung des Adels. 44
5. Der König und der Deserteur. 45
6. Der patriotische Pauker. 45
7. Fürstliche Humanität. 47
8. Der verrätherische Kammerdiener. 49
9. Die vielgeliebte Hauptstadt. 50
10. Die Wahrheit ohne Schminke. 51
11. Todesstrafen. 52
12. Der König und der Philosoph. 53
13. Fürstliche Bescheide. 54
14. Der Rathgeber und sein Lohn. 56
15. Eine merkwürdige Aeußerung des Königs. . . 57
16. Heiterkeit in der Nähe des Todes. 58
VI. Gustav der Dritte in Rom und Neapel. 59
VII. Aus dem Privatleben des Kurfürsten Max Joseph. . 64
VIII. Der Kaiser Paul und der Offizier. 66
IX. Der Kaiser Napoleon. 71
1. Guter Rath aus dem Munde eines Sterbenden. . 71
2. Der Kaiser und der Bauer. . . . . . 7[illegible]
3. Wie man sich verrechnen kann. 75
4. Napoleon will sich vergiften. 77

Zweites Fach.

Zur Lebensgeschichte merkwürdiger Menschen.

I. Klaus Narr und Konsorten. 83
II. Der Humanist Glareanus. 90
III. Crichton und Servin. Zwei Wundermenschen. . . 92
IV. Lorenz Prätorius, oder der Prophetenlohn. . . . 99
V. Pagenstreiche eines berühmten Mannes. 105
VI. Künstlerwitz. 110
VII. Aus Lessings Leben. 113
VIII. Mozart. 117
IX. Voltaire und der Engländer. 128
X. Der Tod des Baron Trenk. 132

Drittes Fach.

Abentheuerliche und ausserordentliche Vorfälle auf Reisen.

Seite
I. Spanische Expedition in Peru. 137
II. Ein Abend in einem spanischen Wirthshause. . . . 143
III. Unglückliche Schicksale einer Caravane. 151
IV. Napoleons Reise nach St. Helena. Aus dem Tagebuch eines englischen Seeoffiziers. 154

Viertes Fach.

Zur Geschichte der Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche.

I. Mancherlei Gewohnheiten beim Essen und Trinken unter allerlei Völkern. 187
II. Das Einlager. 209
III. Verschwenderischer Prunk beim Einzug einer fürstlichen Braut. 212
IV. Zur Geschichte der Jagd und Jagdliebhaberei. . . 217
V. Englische Pferde-Wettrennen. 232
VI. Ausgaben und Schulden. Aus dem Taschenbuche einer Pariser Dame. 235

Fünftes Fach.

Allerlei aus Kriegen, Schlachten und Belagerungen.

I. Die Schlacht bei Marignano, im Jahr 1515. 239
II. Bürgertreue. 261
III. Das tapfere Weib. 264
IV. Die schmerzliche Erinnerung. 266
V. Rettung aus drohender Lebensgefahr. Ein Beitrag zur Geschichte der Zerstörung Magdeburgs. 269
VI. Edelmuth. 277
VII. Geistesgegenwart und Entschlossenheit. 278
VIII. Einnahme von Brieg. 279
IX. Das militärische Genie. 283
X. Großmüthige Schonung. 286
XI. Schonung des Eigenthums. 290
XII. Unvermuthetes Wiedersehen. 293

Sechstes Fach.

Aus Chroniken und Urkunden.

I. Fürstlicher Einzug in Berlin, im Jahr 1533. Nach einer Chronik. 297
II. Der Einzug Kaiser Karls des Fünften in Rom, im Jahr 1536. 301
III. Kaiser Karl der Fünfte zu Schwäbisch-Hall, im Jahr 1541. 305
IV. Küchenrechnung eines deutschen Hofes aus dem sechzehenten Jahrhundert. 308
V. Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen. Aus einer Chronik. 314
VI. Die unglücklichen Schauspieler. 316
VII. Einquartierungs-Lasten. 317
VIII. Instruktion für einen Leibarzt. Eine Urkunde aus dem siebenzehnten Jahrhundert. 319
IX. Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der Stadt Kempten. 321
X. Tagebuch eines Reichsstädters. 325
XI. Das Brautpaar. 334

Historisches

Raritäten-Kabinet.

Erstes Fach.

Zur Regentengeschichte.

I.

Die Hinrichtung König Karls des Ersten von England.

Durch eine Reihe verkehrter Regentenhandlungen, Eingriffe in die Staatsverfassung und die Rechte der Nation, durch despotische Maaßregeln und die Folgsamkeit gegen unweise Rathgeber, kam es mit Karln dem Ersten, König von England, so weit, daß ihn das Parlament gefangen setzen, und zum Tode verurtheilen ließ. Zu London ward er vor ein besonderes, zu diesem Behufe niedergesetztes Gericht gestellt, welches aus den vornehmsten Offizieren, einigen Gliedern des Parlaments, und einer Anzahl Bürger von London bestand.

Am zwanzigsten Januar 1649 nahm das Blutgericht seinen Anfang. Der König nahm, mit dem Hut auf dem Kopfe, in dem Versammlungssaal seinen Platz, und äußerte mit einem edlen Stolze sein Befremden über die Abwesenheit der Pairs. Ohne sich weiter hierüber zu erklären, las man ihm die Anklage vor: „daß Karl Stuart die ihm anvertraute eingeschränkte königliche

Macht in eine unbeschränkte tyrannische Gewalt verwandelt, nach eigenem Gefallen regiert, und die Rechte und Freiheiten des Volks umzustoßen getrachtet habe. Zu dem Ende habe er einen Krieg gegen das Parlament angefangen, und denselben von 1642 bis jetzt fortgesetzt. Seinem Sohne, dem Prinzen Karl, habe er den Auftrag gegeben, die Flotte zum Abfall vom Parlament zu bewegen. Daher sey Karl Stuart als ein Tyrann, Mörder und offenbarer Feind zur Verantwortung zu ziehen, und sodann gegen ihn durch ordentlichen peinlichen Prozeß, mit Abhörung der Zeugen und Erkenntniß der Sache, zu verfahren, und hierauf dem Befinden nach ein Urtheil zu fällen."

Mit unverändertem Gesicht hörte der König diese schreckliche Beschuldigung an, und machte dabei sogar eine höhnische Miene, damit anzudeuten, daß die Versammelten unmöglich seine Richter seyn könnten. Als der Präsident im Namen des hohen Gerichts, ihn aufforderte, sich zu verantworten, sprach er: „England ist kein Wahlreich, sondern bei tausend Jahren ein Erbreich gewesen. Deswegen möcht' ich wohl wissen, auf wessen Autorität ich hieher berufen bin? Ihr, die ihr euch eine richterliche Gewalt über mich anmaßt, seyd meine geborne Unterthanen und Diener derjenigen Gesetze, welche entscheiden, daß der König kein Unrecht thun könne. Uebrigens bedarf ich nicht einmal dieser Schutzwehr aller meiner königlichen Voreltern und Nachfolger. Ich bin vielmehr bereit, vor der ganzen Welt, selbst vor meinen un-

gültigen Richtern, wenn ich auf eine meiner Würde anständige Art aufgefordert werde, meine Unschuld zu erweisen. Diese Rechtfertigung aber muß ich unterlassen, damit ich nicht eine Macht anerkenne, welche nicht besser ist als die Straßen- und Seeräuber, und damit ich nicht durch ihre Anerkennung mich als einen Verräther an der Staatsverfassung brandmarke. Uebrigens bin ich mehr für die Freiheit meines Volks, als jeder andere, der mein Richter zu seyn glaubt."

Da der König bei dieser Erklärung beharrte, so ließen ihn seine Richter in das Gefängniß zurückführen. In den nächsten Tagen wurde er noch zweimal verhört, oder eigentlich blos in die Versammlung seiner unberufenen Richter geführt, ohne sich jedoch näher zu erklären. Schon in der vierten Sitzung, am sieben und zwanzigsten Januar, wurde dem König sein, von neun und sechzig Personen unterschriebenes, Urtheil vorgelesen, nach welchem er als ein Tyrann, Verräther, Mörder und Feind des Vaterlandes durch Enthauptung vom Leben zum Tode gebracht werden sollte.

Erschüttert durch dieses schreckliche Todesurtheil, wollte der König noch etwas sagen, allein der Präsident gab es nicht zu, denn die Sentenz sey nunmehr gefällt, und die Gegenreden kämen zu spät. Er befahl vielmehr den Garden, den Verurtheilten in sein Gefängniß zurückzuführen. Auf dem Wege dahin wurde der König von den Soldaten auf mancherlei Weise verspottet und verhöhnt. Sie bliesen ihm Tobaksrauch in die Nase, weil er ihn durch-

aus nicht ertragen konnte, und spieen ihm in's Gesicht. Wenn jemand vor dem Verurtheilten den Hut abnahm, so prügelten ihn die rohen Krieger; ja Einer wurde sogar auf der Stelle todtgeschlagen, weil er sagte: „Gott erbarme sich doch des guten Königs." Er selbst blieb bei allen Mißhandlungen in hohem Grade gelassen, erinnerte sich des großen Märtyrers der Religion, und sagte: „Mein Heiland hat für mich weit mehr gelitten."

Es war eine Zeitfrist von drei Tagen anberaumt, die dem Verurtheilten noch zu leben vergönnt seyn sollte. Diese Zeit widmete er mit Standhaftigkeit und Seelenruhe dem Beten, Lesen und religiösen Betrachtungen. Den Tag vor seiner Hinrichtung ließ er seine beiden Kinder — seine beiden ältesten Prinzen hatten sich durch die Flucht gerettet — die noch in London waren, nemlich die Prinzessin Elisabeth von dreizehn Jahren und den Herzog Heinrich von Glocester von acht Jahren, zu sich kommen. Ueber alle Beschreibung rührend war diese letzte Zusammenkunft des unglücklichen Königs, des tiefgebeugten Vaters, mit seinen verlassenen, trostlosen Kindern. Die Prinzessin, Karls einzige Tochter, zeigte in ihrer zarten Jugend schon eine ungemeine Reife des Verstandes. Das Unglück ihres zärtlichen Vaters, ihrer ganzen Familie und aller ihrer Freunde, hatte tiefe Wunden in ihr Herz gerissen. Sie hing verzweiflungsvoll an dem Halse ihres Vaters, der sie zu trösten suchte, und unter anderm zu ihr sagte: „Wenn du zu deinem Bruder Jakob kommst, so sage ihm, er solle seinen

Bruder Karl nicht allein lieben und ehren, sondern ihm auch als seinem Oberherrn gehorchen. Ihr und eure Brüder müßt euren Feinden vergeben, euch nicht zu sehr über meinen Tod betrüben, den ich blos darum leiden muß, weil ich die Grundgesetze des Landes, die Freiheit des Volks, und die protestantische Religion aufrecht erhalten habe."

Mit vielen Thränen versprach die Prinzessin, seinen Willen zu erfüllen. Hierauf nahm der König den kleinen Prinzen auf den Schoos und sagte: „Liebes Kind, bald werden sie deinem Vater den Kopf abschlagen." Das arme Kind verstand das nicht, und sah nur den König immer scharf an. Er wiederholte daher die nemlichen Worte, und setzte noch hinzu: „Vielleicht werden sie dich zu ihrem König machen wollen. Aber ich sage dir, du mußt kein König seyn, so lange deine Brüder Karl und Jakob leben. Wenn sie die bekommen, werden sie ihnen ebenfalls die Köpfe abschlagen, und endlich dir auch." Ueber diese letzten Worte erschrack das Kind, und sagte: „Eher will ich mich lassen in Stücken zerreissen." Der König war darüber bis zu Thränen gerührt, und trennte sich endlich mit blutendem Herzen von seinen Geliebten.

Immer näher kam der Tag, da der unglückliche Monarch das Schaffot besteigen sollte; es war der dreissigste Januar 1649. Am Morgen dieses Tages, nachdem er die Nacht hindurch viel geschlafen hatte, stand er mit der gewöhnlichen Heiterkeit auf, und unterhielt sich mit dem

Bischof von London, Doktor Juxon, über den Lebensplan seiner Prinzen und über das Schicksal seiner Gemahlin. Seinen Bedienten befahl er, ihn zu der großen und freudigen Feierlichkeit, die seiner heute wartete, mit aller Sorgfalt anzukleiden.

Es war Morgens um zehn Uhr, als der König, in der Mitte eines Regiments Infanterie mit fliegenden Fahnen, und unter dem Gewirbel der Trommeln, umgeben von seiner Leibgarde, welche Partisanen trug, zu Fuß von Sanct James mitten in den Park abgeführt wurde. Unmittelbar vor ihm her traten einige von seinen Kavalieren, er selber hatte das Haupt entblößt, hinter ihm folgte der Bischof Juxon, ihm zur Seite, ebenfalls mit entblößtem Haupte, ging der Oberste Thomlinson, der die Wache hatte. Dieser sprach mit ihm von St. James Park an, bis man durch die Gallerie von Whitehall in das Zimmer des königlichen Kabinets gelangte, wo der König sonst zu schlafen, und sein Gebet zu verrichten pflegte. Als er dort angekommen war, wollte er keine Mittagsmahlzeit halten, weil er erst vor einer Stunde das Abendmahl eingenommen hatte; er trank blos ein Glas Wein, und aß einen Bissen Brod. Darauf geleitete ihn der Bischof Juxon, der Oberste Thomlinson und einige audere Offiziere, die dazu beordert waren, nebst der Garde du corps, alle von Musquetiren eingeschlossen, aus dem Saale von Banquetir zum Schaffot, das vor denselben errichtet, und schwarz ausgeschlagen war. In der Mitte befand sich der Block mit dem

Beile, zum Abhauen des Kopfes. Mehrere Kompagnien Infanterie und Kavallerie umgaben das Blutgerüste zu beiden Seiten. Eine große tumultuarische Volksmenge wartete auf das Schauspiel.

Alle diese schauerlichen Vorkehrungen konnten dem Könige seine ruhige Fassung nicht nehmen, die er bis zum letzten Augenblicke behauptete. Er wollte das Volk anreden, aber die Soldaten rings um die Blutbühne machten mit ihren Waffen ein solches Geräusch, daß er diesen Gedanken aufgeben mußte. Daher sprach er blos zu den wenigen Personen, die ihm zunächst waren, vornemlich zu Thomlinson: „Da ich von der großen Menge nicht verstanden werden möchte, so wend' ich mich an euch. Ich würde schweigen, wenn ich nicht besorgen müßte, daß einige aus meinem Stillschweigen den Schluß ziehen könnten, ich sey wirklich schuldig. Ich erfülle daher meine Pflicht gegen meinen Gott, mein Vaterland und gegen mich selbst, als ein ehrlicher Mann, guter König und rechtschaffener Christ. Ich erkläre also vor Gott, dem ich bald Rechenschaft geben muß, daß ich unschuldig bin, daß nicht ich, sondern die beiden Häuser des Parlaments jenen verderblichen Krieg mit mir anfingen. Gott rufe ich zum Zeugen an, daß es nie meine Absicht war, ihre Privilegien zu schmälern. Gott wird dereinst alles offenbaren; blos böser Rath ist an diesem Blutvergießen Schuld. Ich halte mein Gewissen für rein und unschuldig; daß meine Feinde sich eben so rein finden mögen! Aber darum halt' ich dieß Urtheil, als ein Got-

tesurtheil, für recht, weil ich selbst einmal eine ungerechte Sentenz gefällt habe. Ich bin noch ein guter Christ, welches dieser fromme Mann (auf den Bischof Juxon zeigend) bezeugen wird, nebst vielen andern, die mich genau kennen. Ich vergebe allen Menschen, und am meisten solchen, welche die vornehmste Ursache an meinem Tode sind; wer sie sind, weiß ich nicht, und verlange sie nicht zu wissen; Gott wolle ihnen vergeben! Ich ermahne euch, meine Unterthanen, als ein guter König, euch nicht auf die Uebermacht zu verlassen, wenn ihr keine gerechte Sache habt; ihr müßt vielmehr Gott, dem Könige und dem Volke geben, was ihm zukommt. Ich bitte Gott, daß es euch nicht möge zugerechnet werden, daß ich als ein Märtyrer für das Volk sterbe. Ich habe mit euch aufrichtig gesprochen, und bitte Gott, daß ihr den rechten Weg gehen möget, zum Besten des Reichs, und zu eurer eignen Seligkeit."

Als der König geendet hatte, fragte ihn der Bischof Juxon: „Belieben Ew. Majestät laut zu sagen, zu welcher Kirche Sie sich bekennen?" — „Zur Englischen, war seine Antwort, und ich sterbe als ein guter Christ."

Karl heftete seine Blicke auf den Block und das Beil, und sagte: „Ich wünschte, man hätte den Block höher gestellt." Dann bat er den Obersten, man möchte ihn nicht lange leiden lassen. Als sich während dem ein Offizier dem Beile näherte, sagte er hastig: „Ich bitte euch, kommt dem Beil da nicht zu nahe!" Darauf wandte er sich zu dem Scharfrichter mit den Worten: „Ich werde

ein kurzes Gebet verrichten, und wenn ich meine Arme ausbreiten werde, dann magst du den Schlag thun.“ Er forderte seine Nachtmütze, und als er sie aufgesetzt hatte, fragte er den Scharfrichter: „Sind meine Haare dir vielleicht hinderlich?“ Dieser bejahte es, uud bat den König, sie mehr unter die Mütze zu stecken. Er that es auf der Stelle, wobei ihm der Bischof und der Scharfrichter Hülfe leisteten. „Meine Sache ist gerecht, und mein Gott ist gnädig“, wiederholte er nochmals, indem er sich an den Bischof wandte.

Bischof. Nur ein Schritt ist noch zu thun, Sire; es ist ein saurer Schritt, aber Sie müßen denken, daß er sie fernhin versetzt; er bringt Sie von der Erde zum Himmel, wo Sie der Freude und des Trostes genug finden werden.

König. Ich gehe dahin, wo statt dieser vergänglichen Krone eine unvergängliche meiner wartet, und wo ich nichts mehr von dem Ungemach dieser Welt erfahren werde.

Bischof. Sie vertauschen eine zeitliche Krone mit der ewigen, Sire; das ist ein herrlicher Tausch.

Der König fragte den Scharfrichter zum andernmal, ob ihm sein Haar nicht mehr hinderlich sey? Als dieser es verneinte, nahm er seinen Mantel ab, und reichte sein blaues Band (den Orden des heiligen Georg) dem Bischofe mit den Worten hin: „Denken Sie meiner dabei!“ Nun zog er sein Wams aus, und um nicht im Hemde dazustehen, warf er den Mantel wieder um. Indem er

einen Blick auf den Marterblock warf, sagte er zu dem Scharfrichter: „Seht doch, ob der Block nicht wankt. Ihr müßt ihn wohl befestigen.“

Scharfrichter. Er ist fest genug, mein Herr.

König. Man könnte ihn aber doch höher stellen.

Scharfrichter. Nein, er steht hoch genug.

König. Nun, wenn ich meine Hände ausstrecken werde, dann — —

Als Karl dieß gesagt hatte, sprach er nur noch einige Worte, Hände und Blick gen Himmel gerichtet, still für sich, knieete sodann rasch nieder, und legte seinen Hals auf den Block. Als der Scharfrichter seine Haare noch einmal unter die Mütze schob, glaubte der König, er wolle den Streich führen, und rief: „Warte, bis ich das Zeichen gebe.“ — „Es soll geschehen, wie Sie es wollen.“ — Eine kleine Pause. — Jetzt breitete der König die Arme aus, und der Kopf fiel, mit einem Hiebe vom Rumpfe getrennt, herab. Der Scharfrichter hob ihn auf, hielt ihn mit seiner Hand empor, und zeigte ihn dem versammelten Volke mit den Worten: „Dieß ist der Kopf des Verräthers!“ Jedermann wandte den Blick vor Wehmuth und Unwillen weg. Kummer und Schrecken bemächtigte sich der bestürzten Zuschauer; jeder derselben schien sich selbst, entweder thätige Beleidigung seines ermordeten Monarchen, oder eine zu nachläßige Vertheidigung seiner unterdrückten Rechte vorzuwerfen, und sich als einen Gehülfen dieser schrecklichen That anzusehen, die einen unauslöschlichen Flecken auf den Charakter der Nation

gebracht hätte, und ihr die Rache der beleidigten Gottheit zuziehen mußte. Seine Leiden, seine Großmuth, seine Frömmigkeit und sein christliches Betragen machten, daß man alle seine Verirrungen vergaß, und man hörte nichts als Klagen und Vorwürfe gegen sich selbst.

Der Leichnam des Königs ward in einem Sarge, mit der Aufschrift seines Namens bezeichnet, vom Richtplatze in einer Kutsche nach Whitehall gebracht. Der Kopf ward an den Körper wieder angenähet, und so zeigte man dem Volke die Leiche für Geld. Nach einigen Tagen ward der Leichnam auf eine anständige Art in Windsor beigesetzt, doch durften die Kosten des Begräbnisses nicht über fünfhundert Pfund betragen.

II.

Die unglückliche Liebschaft.

Eine Scene aus dem Leben König Augusts von Polen.

Im Jahr 1687 unternahm der Prinz Friedrich August von Sachsen, seit 1694 Kurfürst von Sachsen und König von Polen unter dem Namen August der Zweite, eine große Reise nach Frankreich, Spanien, Portugall und Ungarn. Er war damals siebenzehn Jahre alt, sehr lebhaften Geistes, in den feinsten Stücken galant, und besaß dabei eine so ungemeine Körperkraft, daß

man ihn gewöhnlich August den Starken nannte. Ein Freund von Abentheuern, welche Minnedienst und Ritterehre zu bestehen geben, konnte es nicht fehlen, daß er auf seinen Reisen in manche gewagte Unternehmung verwickelt wurde, die sein Leben in Gefahr brachte. Ein solches Abentheuer bestand er zu Madrid, wo er gerade zu der Zeit ankam, als König Karl der Zweite zu Ehren seiner jungen Gemahlin, Maria, einer Prinzessin von Pfalz = Neuburg, ein großes Stiergefecht veranstalten ließ. „Sieh da, rief August, eine erwünschte Gelegenheit uns hervorzuthun; wir müßen morgen ein Paar Lanzen brechen, um unsern Damen ein Opfer zu bringen.“

Am Tage des Kampfes begab sich der Prinz mit seinem Gefolge, in glänzendem Aufzug, nach dem Schauplatz, wo von reich verzierten Balkonen die Blüthe der spanischen Frauenwelt in ihrer Pracht und Schönheit sich zeigte. Sein edler Anstand zog Aller Blicke auf sich; Einer fragte den Andern, wer der Fremdling sey, und vergaß darüber, die Ankunft des Königs und der Königin zu bemerken. Plötzlich gaben Trompeten, Pfeifen, Hoboen und Trommeln das Zeichen. Die Kämpfer stellten sich, die Stiere wurden losgelassen, und das Gefecht begann. Prinz August sah einen Augenblick zu, und bemerkte bald alle Kunstgriffe; er verließ seinen Balkon, stieg zu Pferde und ritt an die Schranken, welche sich vor ihm öffneten. Ungesäumt trat er ein, und führte gegen die wüthende Bestie mit dem Hirschfänger einen so gewal=

tigen Hieb ins Genick, daß beinahe der Kopf sich trennte, und das Thier todt zu Boden stürzte.

Der König staunte ob dieser That und befahl einem Marquis, nachzuforschen, wer der wundervolle Fremdling wäre. Als dieser den Majestäten den Namen und Stand desselben kund that, waren sie so erstaunt, daß sie kaum begriffen, wie ein Prinz von hohem Hause solch einen gefährlichen Kampf habe wagen können. Dem Könige verbot das Ceremoniel, den Prinzen denselben Tag noch zu sprechen, die Königin hingegen ließ ihm sagen, daß sie diesen Abend seinen Besuch wünsche, wozu er über die geheime Treppe geführt werden sollte. Sie empfing ihn in einem Kreise von Damen, worunter eine durch ihre glänzende Schönheit seine Blicke so fesselte, daß er, verloren in ihrem Anschauen, der Königin leere Worte, der Marquisin von Menzera aber sein Herz gab. Die Audienz erhielt dadurch eine ungewöhnliche Dauer, und würde noch länger gewährt haben, wenn nicht die Königin in Erinnerung gebracht hätte, daß Se. Majestät jetzt die Collation einnehmen würden.

Als der Prinz sich empfohlen hatte, vereinigte sich alles zu seinem Lobe, und die Königin sagte: „Da kann man doch sehen, was ein deutscher Prinz ist!“ Bei der Abendtafel erzählte sie ihrem Gemahl unaufhörlich von dem Prinzen von Sachsen, und zog dabei scherzend ihre Oberhofmeisterin, die alte Herzogin von Fernandino, in Verdacht, als wenn auch sie von des jungen Prinzen Liebenswürdigkeit entflammt wäre. Indem die Herzogin

ihre Tochter, die Marquisin von Menzera, mit forschenden Blicken ansah, antwortete sie: „Ja, Ew. Majestät, ich glaube, daß der Prinz die Herzen junger Frauenzimmer so leicht gewinnen kann, daß sie seine Bekanntschaft wohl meiden sollten.“ Von diesem Blick getroffen, schlug die junge Dame die Augen nieder und erröthete, wodurch sie noch mehr den Verdacht ihrer Mutter bestärkte, daß der Prinz ihr eine Leidenschaft für sich eingeflößt habe. Die Herzogin beschloß, über ihre Tochter zu wachen, um sie von einer gefährlichen Liebe abzuhalten.

Indessen dachte Prinz August auf nichts anderes, als zu erfahren, wer die schöne Dame sey und wenn er ihr entdecken könne, daß er die zärtlichsten Empfindungen gegen sie in seinem Herzen trage. Er vernahm, daß ein eifersüchtiger Gatte und eine kluge Mutter sie so umlagerten, daß jede Annäherung fast unmöglich wäre. Diese Eröffnung diente aber nur dazu, seine Leidenschaft zu nähren, und ihn anzutreiben, auf Mittel zu ihrer Befriedigung zu sinnen. Bald wurde ihm hinterbracht, daß die Marquisin auf ihre Kammerfrau ein großes Vertrauen setze. Da er aber keinen Zutritt im Hause hatte, und der spanischen Sprache unkundig war, so durfte er sich wenig Hoffnung machen, sie für seine Absichten zu gewinnen. Doch seine Liebe fand bald einen Ausweg; er vertraute sich einem Franziskanermönch aus Italien, der täglich mit Salat und Blumen erschien, um des Prinzen Freigebigkeit anzusprechen. Diesem trug August auf,

im Hause der Marquisin Bekanntschaft zu suchen. Es geschah, und bald erfuhr er durch den dienstfertigen Mönch: die Kammerfrau Donna Lora sey sehr eigennützig, denn sie habe die Erzählung von der Freigebigkeit des Prinzen mit lebhafter Theilnahme angehört, und ihrer Gebieterin hinterbracht, der sie immer etwas von dem schönen Fremdlinge berichten müße.

Inzwischen gab der König einen glänzenden Ball bei Hofe, zu dem auch der Prinz August eingeladen wurde. Die Königin eröffnete mit ihm den Ball, und als er sie auf ihren Platz zurückführte, fragte er: welche Dame aufzufordern sie ihm befehle? „Die Schönste;" war die Antwort der Königin, und der Prinz, sich tief verbeugend, ging sogleich zur Marquisin Menzera, und machte sie auf eine höchst schmeichelhafte Weise mit dem Ausspruche der Königin bekannt. Die Dame wollte diese Huldigung ablehnen, doch August vermochte sie, seinen Arm anzunehmen, und mit ihm durch die Gruppen des Fandango zu schweben. Dabei entfaltete sie so viele Grazie, daß der Prinz unwillkührlich ausrief: „Himmel, wie hast du so viel Zauber mit so viel Schönheit vereinigen können!" Die Marquisin ward roth über diesen Ausruf, denn ihre Mutter beobachtete sie, und auch ihr Gemahl hatte den Ausruf gehört. Eifersüchtig, wie er war, kam er heran, und befahl ihr ziemlich ungestüm, nicht mehr mit dem Prinzen zu tanzen. Sie gehorchte, ließ sich hinter dem Sessel der Königin nieder, wo sie den ganzen Abend

zubrachte, voll Sehnsucht, nach dem Prinzen zu sehen, dem es nicht möglich war, sie zu sprechen.

Die Marquisin von Menzera sah die Gefahr vorher, in welcher sie schwebte, und glaubte endlich die Gegenwart des Prinzen vermeiden zu müßen; auch befahl sie der Donna Lora, nichts von dem schönen Fremdlinge mehr zu reden, sprechend: „ich will sein ganzes Bild aus meinem Herzen reissen!“ Doch der Donna Lora gaben die Geschenke des Prinzen so viele Beredsamkeit, daß ihr kein Stillschweigen zu gebieten war; sogar nahm sie durch den Mönch einen Brief des Prinzen für ihre Gebieterin an, und benachrichtigte diese davon. „Lora, sprach die Marquisin, willst du mich tödten, indem du mich verleiten möchtest, meinen Gemahl zu betrügen? Rede mir nicht ein Wort mehr von dem Prinzen von Sachsen, mein eigenes Herz spricht schon zu viel von ihm — doch ich kenne meine Pflicht.“ Bestürzt über diesen Entschluß, sagte Lora: „Sie werden des Prinzen los werden!“ Als sie bei diesen Worten die Augen ihrer Gebieterin in Thränen schwimmen sah, hielt sie den Augenblick für günstig, die Eröffnung des Briefes zu bewirken. Sie warf sich zu den Füßen der Marquisin, und beschwur sie, das Unterpfand der Liebe, nicht zurückzuweisen. Diese entging den Versuchungen der Kammerfrau, und schloß sich in ihr Kabinet ein.

Lora hatte heilig versprechen müßen, diesen Brief an die Behörde zu bringen. Um also einigermaßen Wort zu halten, nahm sie den Umschlag ab, und legte das offene

Billet unter das Zeichenpapier der Marquisin. Diese kam nach einigen Stunden an den Schreibtisch, um einen angefangenen Blumenstrauß auszumalen; da fand sie die Zeilen Augusts. Sie konnte nicht widerstehen; Lora traf sie beim Lesen und wandte alles an, um eine Antwort auszuwirken, die ihr jedoch standhaft verweigert ward.

Inzwischen säumte Lora nicht, dem Bruder Stephan Bericht zu erstatten. Er gab ihr einen zweiten Brief, den sie vergebens anzubringen suchte. Dieß versetzte den Prinzen August in die tiefste Betrübniß, dessen Leidenschaft mit den Hindernissen wuchs, die sich ihrer Befriedigung in den Weg legten. Aufs neue wandte er sich an den Mönch, und sandte ihn als Ueberbringer von hundert Pistolen an Donna Lora, um diese dadurch zur lebhaftern Betreibung seiner Angelegenheiten zu spornen. Das Mittel that seine Wirkung, die Marquisin ließ sich schwach genug finden, um den Brief anzunehmen, und Lora, über die ein ganz besonderer Geist gekommen war, konnte sie sogar bewegen, denselben zu beantworten. Ihr Schreiben enthielt die Versicherung ihrer ewigen Liebe, doch mit dem Beifügen, daß ihre Pflicht sie von jeder näheren Verbindung nothwendig abhalte, und daß jeder Versuch daher die größte Gefahr mit sich führen würde. Aber August fürchtete keine Gefahr, wo zu hoffen war. Er ließ die Lora einladen, sich an den Manzanares, in den Garten des Lustschlosses Caso del Campo zu verfügen,

wohin er in Begleitung des Bruder Stephan folgte, und für einen Verwandten des Italieners angesehen ward.

Der Prinz hatte sein kastanienbraunes Haar unter eine weise Perücke gesteckt, die ihn vollkommen verstellte, so daß Lora, die ihm entgegen kam, beinahe getäuscht worden wäre. Als er mit ihr allein war, leerte er alle Taschen von Goldstücken, und bat, daß sie ihm eine Zusammenkunft mit ihrer Gebieterin verschaffen möchte. Lora machte große Schwierigkeiten, doch eine goldne Uhr, die ihr der Prinz überreichte, brachte ihre Willfährigkeit bald in Gang, daß sie sagte: „Wollte Gott ich wäre die Marquisin; Sie sollten mich, und wär' es mein Tod, sogleich sprechen.“ Der Prinz dankte für den guten Willen und bat um eine Erfindung, wodurch er zur Unterredung mit der Geliebten gelangen könnte. Endlich kamen sie dahin überein, daß Donna Lora den Prinzen in das Zimmer der Geliebten führen solle; dieser müße alsdann zu den Füßen der Marquisin um Verzeihung für diese Dreistigkeit bitten, und Lora in die Bitte mit einschließen. Beide Theile beschworen den Vertrag, und Lora verfügte sich zu ihrer Gebieterin zurück, um ihr zu erzählen, daß sie zu Caso del Campo den Prinzen von Sachsen gesehen habe, der gar nicht mehr derselbe sey, weil die Sehnsucht nach der Marquisin von Menzera ihn verzehre, und daß er bald ausgelitten haben müße, wenn ihm nicht eine Zusammenkunft bewilliget werde. Weinend antwortete die Marquisin: „Sey es, damit ich mir nichts vorzuwerfen haben mag, so bestimme nun

eine Viertelstunde, in der wir uns sprechen können." Auf diese Erlaubniß meldete Lora sogleich dem Prinzen, daß er die folgende Mitternacht kommen dürfe.

August gerieth über diese Nachricht in eine freudige Bewegung. Als die bestimmte, voll Ungeduld erwartete Stunde herankam, hüllte er sich in einen Mantel, und stand in Begleitung des Kammerjunkers von Bitzthum, mit dem Glockenschlag, an der kleinen Gartenthüre des Pallastes von Menzera. Was August vornahm, war so verwegen, daß er selbst darüber nicht nachdenken mochte. Es kam darauf an, einen eifersüchtigen Ehemann und eine aufmerksame Mutter zu täuschen. Vom Verrath war alles zu befürchten, und nichts konnte leichter geschehen, da der Marquis und die Herzogin von Ferrandino in anstoßenden Zimmern wohnten, deren Fenster auf den Garten gingen. Doch Augusts Unerschrockenheit und die Heftigkeit seiner Liebe trotzten jedem Hinderniß.

Die Gartenthüre war offen; Lora wartete auf den Prinzen, und führte ihn zu dem Zimmer der Marquisin. Groß war die Freude der beiden Liebenden, Stunden flohen ihnen wie Augenblicke, und obwohl die Marquisin den festen Vorsatz gefaßt hatte, den Prinzen nur in der Absicht zu sprechen, um ihm auf immer abzusagen, so ward es ihr doch unmöglich. Beim Abschiede ward eine neue Zusammenkunft verabredet, die auch mit mehreren andern erfolgte. Diese Zusammenkünfte begünstigte eine Krankheit des Marquis von Menzera, der sein Zimmer

nicht verlassen konnte; aber eben diese Krankheit war auch die Quelle alles Unglücks, das bald einbrechen sollte.

Der Marquis, fast alle Nächte von Schlaflosigkeit aufgetrieben, spazierte in einem offenen Lustgange umher, der auf den Garten stieß. Da sah er einst bei'm Mondschein eine Mannsperson, von einer weiblichen Gestalt geführt, von den Zimmern seiner Gemahlin herkommen, durch den Garten gehen, und endlich durch die kleine Pforte verschwinden. Er sah das Frauenzimmer zurück kommen, und erkannte Donna Lora. Weil diese aber schon zu alt war, um Liebesabentheuer bestehen zu können, so stieg sogleich der Verdacht bei ihm auf, daß er den Liebhaber seiner Gemahlin gesehen habe, welcher wohl kein anderer seyn könnte, als der Prinz von Sachsen. Den eifersüchtigen Gemahl setzte diese wahrscheinliche Vermuthung in eine Wuth, die ihn beinahe von Sinnen brachte. In der ersten tobenden Aufwallung wollte er seine Gemahlin und ihre Kammerfrau ermorden; doch bald entschloß er sich, erst den Begünstigten seiner Rache aufzuopfern, ehe er über die Treulosigkeit der Gemahlin Rechenschaft foderte, für welche jede Marter ihm zu gelinde schien.

Unter diesen Anschlägen brach der Tag an. Um sich gegen seine Leute nicht zu verrathen, ging der Marquis zu Bette, und schützte vor, es sey mit ihm schlimmer geworden, weshalb er Befehl gab, Niemand vorzulassen, selbst seine Gemahlin nicht ausgenommen. Nur sein vertrauter Kammerdiener blieb bei ihm; diesem offenbarte er sein

Herz, und berathschlagte mit ihm über seine Rache. Der Tod des Prinzen von Sachsen ward beschlossen. Der Kammerdiener übernahm es, drei Kerls anzuwerben, die ohne Widerrede jeden umbringen sollten, der bei Nacht an der kleinen Gartenpforte sich ertappen lassen würde.

Am dritten Tage gab der Kammerdiener seinem Herrn die Nachricht, daß zum Opfer alles bereit sey, und nur das Thier zum Schlachten noch fehle. Da der Marquis vermuthete, daß sein Nebenbuhler diese Nacht gewiß eintreffen werde, so wollte er seine Rache nicht länger aufschieben. Er gab Befehl, daß die Banditen bei einbrechender Nacht die kleine Straße an der Gartenpforte besetzen, und ohne Unterschied Jeden, der dort hin kommen würde, niederstoßen sollten. Die Mörder durften nicht lange warten. Bald sahen sie eine männliche Gestalt, in einen Mantel gehüllt, sich nahen und die Gartenpforte öffnen. Sie sprangen herbei und gaben einige Stöße, ehe der Prinz (er war es) an Gegenwehr denken konnte. Aber er zog die Terzeröle, welche er immer bei sich führte, und schoß dem die Kugel durch den Kopf, der am geschäftigsten war, ihm das Leben zu nehmen. Auf den Schuß eilte Vitzthum, der am Ende der Straße stehen geblieben war, herbei. Er fand den Prinzen mit dem Degen in der Hand, zog den seinigen, und beide drangen vereint so heftig auf die Mörder ein, daß einer fiel, der andere tödtlich verwundet ward, und der Kammerdiener, welcher auch mit von der Parthie gewesen war, sich durch die Flucht rettete.

Prinz August war froh, für dießmal der Gefahr entgangen zu seyn, und eilte, obgleich seine Wunden ihn sehr schmerzten, rasch nach seiner Wohnung. Seine Schnelligkeit entzog ihn der Nachtwache, welche der Schuß herbeiführte. Diese hob die Todten und den Verwundeten auf, welcher einen Beichtvater verlangte, um in Gegenwart von Zeugen zu bekennen: der Marquis von Menzera habe ihn zum Meuchelmörder gedungen; darauf verschied er.

Die Wunden des Prinzen waren nicht gefährlich; nur drei Tage durfte er das Zimmer hüten, um wieder ausgehen zu können. Bekümmerter war er um das Schicksal der Marquisin von Menzera, und indem er, um ihrer Ehre zu schonen, seiner Umgebung aufs strengste verbot, etwas über sein Abentheuer laut werden zu lassen, sagte er seinem Freunde Vitzthum: „Ich verzeihe es dem Marquis, daß er nach meinem Leben trachtete; aber niemals würd' ich es verschmerzen können, wenn auch seine Gemahlin dasselbe erfahren sollte. Ist er so unglücklich, daran zu denken, so will ich ihn auf eine Art züchtigen, von welcher ganz Spanien sprechen soll."

Während Prinz August diese Besorgniß äußerte, war der Pallast von Menzera ein Schauplatz der Bestürzung und des Schreckens. Als nemlich der Marquis Nachricht erhielt, daß der Prinz seiner Rache entgangen, und daß die Regierung von seinem vorgehabten Meuchelmorde unterrichtet sey, glaubte er ohne Rettung verloren zu seyn; doch nicht eher wollte er sterben, bevor seine

Wuth befriedigt war. Er nahm einen Dolch in die eine, und einen Becher voll Gift in die andre Hand, und stürzte in das Zimmer seiner Gemahlin, die mit Donna Lora den Rasenden mit Zittern und Zagen ankommen sah. Die verzerrte Miene des Marquis, der Dolch und Becher in seinen Händen sagte ihnen, was sie zu erwarten hätten. Lora, voll Entsetzen, fiel in Ohnmacht. „Ha, du Scheusal von Bosheit, donnerte der Marquis sie an, du sollst sterben, aber von meiner Hand." Damit stieß er ihr den Dolch in die Brust. Darauf fuhr er seine halbtodte Gemahlin an, und gebot ihr zu wählen: Dolch oder Gift. Die Unglückliche streckte ihre Hände zum Himmel und rief: „Haben Sie Barmherzigkeit mit Ihrer Gattin, die nicht so schuldig ist, als Sie glauben. Vergönnen Sie mir wenigstens einige Augenblicke, damit ich meine Seele Gott befehlen kann." Der Grausame fühlte aber kein Mitleid; mit brüllender Stimme schrie er: Dein Urtheil ist gefällt; du stirbst! — Mehr Gnade ist es, als du verdienst, wenn ich dich den Tod durch Stahl oder Gift wählen lasse."

Da die Marquisin sah, daß der Wütherich unerbittlich war, so nahm sie das Gift: mit unverwandtem Gesicht ließ es sie der Marquis trinken. Noch blieb er bei ihr, um ihr die gräßlichsten Verwünschungen zu geben, bis er glaubte, daß die Wirkung des Giftes alle Rettungsmittel unmöglich gemacht habe. Da ließ er sie neben Lora, die zu ihren Füßen starb. Als er fort war, wollte die Bejammernswerthe ihren Frauen rufen, es

mangelten aber ihr die Kräfte dazu. Ohnmächtig sank sie auf einen Sessel, und wäre ohne Beistand verschieden, wenn nicht ihr Lieblingshündchen winselnd an der Thüre gescharrt hätte. Eine Kammerfrau, die ihm öffnete, sah ihre Gebieterin mit Lora am Boden, und führte durch ihr Jammergeschrei die Herzogin von Fernandino herbei. Da sah die unglückliche Mutter ihre einzige geliebte Tochter in der schrecklichsten aller Lagen. Das große feurige Auge hatte kein Leben mehr, Todtenblässe lag auf den erstarrten Zügen; unter heftigen Zuckungen vermochte sie nur noch zu rufen: „ich bin vergiftet.“

Alles weinte über die Verzweiflung der trostlosen Mutter. Hülfe blieb unmöglich; dieß Opfer der Eifersucht starb, nach einigen Stunden der fürchterlichsten Qual, in den Armen ihrer Verwandten.

Während dieses traurigen Vorganges litt der Marquis von Menzera die schrecklichste Marter. Mit Verzweiflung erkannte er sich in seiner ganzen Abscheulichkeit; er sah zur Rettung nichts als den Tod vor Augen. Er fiel in ein hitziges Fieber, das ihn der strafenden Gerechtigkeit entzog, nachdem er vor seinem Ende die schmerzlichste Reue über seine satanische That geäußert hatte. Der Bruder Stephan, welcher die ehrlose Rolle des Boten in dieser Liebesangelegenheit übernommen hatte, brachte nun dem Prinzen die schreckliche Nachricht von dem Tode der Marquisin. Dieser ward dadurch im Innersten erschüttert, schwerlich aber sah er ein, daß er die erste Veranlassung zu dieser Katastrophe gegeben und

wie viel Schuld er auf sich geladen habe. Sogleich gab er Befehl zur Abreise aus Madrid, welches ihm keine Freude mehr geben konnte. Bis an sein Ende hörte man ihn sagen: „nie habe er ein weibliches Wesen zärtlicher, als die Marquisin von Menzera geliebt, nie einen Verlust tiefer und bleibender gefühlt, als den ihren.“

III.

Zur Charakteristik Ludwigs des Vierzehnten, Königs von Frankreich.

1. Herrscherstolz.

Ludwig der Vierzehnte von Frankreich ward in seiner Kindheit, wie er oft selbst klagte, äußerst vernachläßigt. Man hielt ihn von allen Menschen entfernt, und war doch so wenig besorgt um ihn, daß er einst in dem Bassin des Palais-royal, wo der Hof sich damals aufhielt, gefunden ward, in den er gefallen war. Kaum lehrte man ihm lesen und schreiben, und von der Geschichte blieben ihm die merkwürdigsten Epochen unbekannt, so, daß er außer den Verwandten seines Hauses alle übrigen Menschen, groß und klein, für gleich, und für Geschöpfe der königlichen Gnade hielt.

Kaum war dieser vernachläßigte, unwissende, von keinem Gelehrten berathene Ludwig der Vierzehnte

zum Könige gekrönt, als er den staatsklugen Räthen seines Vorfahren viel zu rathen aufgab. Es war im Jahr 1655, als nach beendigten bürgerlichen Kriegen das Parlament von Paris sich versammelte, um über die Einregistrirung einiger königlichen Edikte Berathschlagungen zu halten. Ludwig der Vierzehnte, der noch nicht siebenzehen Jahre alt war, eilte von Vincennes mit seinem ganzen Hofe nach Paris, begab sich im Jagdkleide, in großen Stiefeln und mit der Reitpeitsche in der Hand in den Parlamentssaal, und sprach, als unumschränkter Herr, also: „Man kennt das Unglück, welches eure Berathschlagungen dem Reiche verursacht haben. Ich befehle, daß keine mehr über meine Edikte gehalten werden sollen. Herr Präsident, ich verbiete euch, hinfüro eine solche Session mehr zu gestatten, und euch übrigen verbiete ich, jemals eine zu verlangen.“

Um das Interessante dieses Auftrittes zu bemerken, muß man sich auf der einen Seite die zahlreiche, respektabel kostümirte Schaar von Parlamentsräthen, und auf der andern Seite einen jungen Menschen in einer grünen, mit Gold bordirten Jacke hinzudenken, und hauptsächlich — daß dieser Recht hatte und Recht behielt.

2. Ein Minister stirbt an einer Ohrfeige.

François Michel le Tellier, Marquis von Louvois, war der Sohn des Staatskanzlers von Frankreich, Michel le Tellier, und schien von der

Geburt und vom Schicksal zu den höchsten Ehrenämtern und Würden bestimmt zu seyn, als ein ausserordentliches Ereigniß plötzlich seiner Laufbahn in seinem eben begonnenen ein und fünfzigsten Jahre ein Ende machte. Er war es, der Ludwig dem Vierzehnten den Rath gab, Philippsburg zu belagern, statt, wie dieser früher gewollt hatte, die Niederlande anzugreifen. Da der König die unglückliche Wendung sah, welche seine Angelegenheiten mit England dadurch nahmen, ward er heftig erbittert gegen seinen Rathgeber, und sagte dem Marquis von Louvois in seinem Ministerkonseil, welches er den 16ten Julius 1691 zu Versailles hielt, in Gegenwart aller übrigen Minister sehr unangenehme Dinge, besonders hielt er es ihm mit Heftigkeit vor, daß durch die falschen Schritte, zu welchen er (Louvois) ihn verleitet habe, der Prinz von Oranien den englischen Thron bestiegen, und daß dadurch eine so genaue und ihm gefährliche Verbindung zwischen den Niederlanden und England entstanden sey, die allen seinen großen Planen hindernd in den Weg trete.

Louvois, der sehr heftig und reitzbar war, vertheidigte sich mit triftigen Gründen, und brachte dadurch den König so sehr gegen sich auf, daß dieser ihm eine Ohrfeige gab. Wie ein Donnerschlag traf diese Mißhandlung den verwöhnten Günstling, der sich bewußt war, für diesen König sein eigenes Interesse stets bereitwillig aufgeopfert zu haben. Der Gedanke, daß diese empörende Scene ein Gegenstand des öffentlichen Gesprächs

werden würde, da sie in Gegenwart aller Minister, und zum Theil seiner Feinde vorfiel, brachte ihn ganz ausser sich und trieb alles Blut nach seinem Kopf und Herzen. Er fühlte sich sehr unwohl und außer Stande, der Versammlung länger beizuwohnen. Mit Mühe erhob er sich von seinem Stuhle, und bat den König mit zitternder, gebrochener Stimme um die Erlaubniß sich entfernen zu dürfen; aber Ludwig, dem es Freude machte, den Minister recht zu demüthigen, befahl ihm zu bleiben, und der tiefgekränkte Mann mußte gehorchen. Aber sein Uebelbefinden nahm so sichtbar zu, daß Alles besorgt um ihn wurde; blaß wie der Tod, unfähig, ein Wort hervorzubringen, saß er da, und jetzt erst erlaubte der Monarch ihm, sich entfernen zu dürfen.

Nur mit der größten Anstrengung konnte der Minister durch die verschiedenen Gemächer gehen, die zum Eingange des Schlosses führten, wo sein Wagen stand. Zu Hause angekommen, ließ man ihm zur Ader, und da dieß noch keine Erleichterung verschaffte, schritt man zu einem zweiten Aderlaß, aber der Augenblick, wo das Blut hervorsprang, war der letzte seines Lebens. Er verhauchte sein Daseyn in den Armen seines Wundarztes, und der König hatte einen, ihm aufrichtig ergebenen Diener weniger.

3. Königliche Geldverlegenheiten.

Ludwig der Vierzehnte, sah sich durch seinen ungemessenen Aufwand öfters in großen Geldverlegenhei-

ten, und nahm, um sich aus solchen peinlichen Lagen zu retten, keinen Anstand, seinem Monarchenstolze ein kleines Opfer zu bringen. Von Samuel Bernard, dessen Vermögen sich auf drei und dreißig Millionen belief, und der in seinem acht und achtzigsten Jahre 1739 starb, erhielt er mehrmals ein Darlehen von einer oder zwei Millionen, und erkaufte diese Hülfe in der Noth durch so ausgesuchte, so schmeichelhafte Herablassungen, daß die ausgezeichnetsten Personen seines Hofes sie hätten beneiden können. Einmal brachte der General-Kontroleur Desmarets den Samuel Bernard nach Marly, während der Hof sich daselbst aufhielt. Wie der König Beide mit einander gehen sah, sagte er zu Bernard: „Sie haben gewiß Marly noch nicht gesehen, sehen Sie es mit mir auf meinem Spatziergange; wenn ich es Ihnen gezeigt habe, will ich Sie dem Desmarets wieder zustellen."

Bernard folgte dem Könige, der sich während des Spatzierganges beständig mit ihm unterhielt, ihn überall herumführte, und ihm alles mit ungemeiner Freundlichkeit zeigte. Bernard war nach diesem Gange durch den Garten ganz bezaubert von dem Könige; er sagte zu Desmarets, er wollte lieber sein ganzes Vermögen aufs Spiel setzen, als einen solchen Fürsten in Verlegenheit lassen, und ob er gleich schon viel hergeliehen, bot er doch dem Minister mehr Geld an, als dieser gewünscht hatte.

Zuweilen hatte Ludwig doch Gewissenszweifel we-

gen der ungeheuren Auflagen, unter welchen das Volk fast erlag, und diese peinigten ihn noch mehr, so oft er sich genöthigt sah, die Lasten zu vermehren. Endlich theilte er seine Zweifel seinem Beichtvater le Tellier mit. Dieser erbat sich einige Tage Frist, um die Sache zu überlegen. Nach Verfluß dieser Zeit erschien er vor dem Monarchen mit einem Gutachten, nicht der Jesuiten, seiner Kollegen, die er nicht in Verlegenheit setzen durfte, sondern der geschicktesten Doktoren der Sorbonne. Diese entschieden dahin: daß alles Hab' und Gut der Franzosen dem Könige eigen gehöre, und daß, wenn er es ihnen nähme, er nur das nehme, was ihm zugehörte. Diese Entscheidung, welche die Sorbonne nicht im Namen aller Mitglieder hatte geben wollen, benahm dem Könige alle Gewissenszweifel, und gab ihm seine Ruhe wieder.

4. Die Wahrsagerin.

Zu einer Zeit, wo der Name der Madame Scarron, nachmaligen Frau von Maintenon, noch nicht bis zu dem Könige Ludwig dem Vierzehnten, gedrungen war, befand sich einst der Hof zu St. Germain. Man beschäftigte sich damals sehr mit Hexereien und Wahrsagungen. Der König erfuhr, daß mehrere seiner Hofleute, welche das obere Geschoß des Schlosses bewohnten, eine berühmte Wahrsagerin von Paris kommen lassen würden. Obwohl er wenig Glauben an dergleichen Vorhersagungen hatte, plagte ihn doch die Neugier, Theil an diesem zu nehmen, und die Gesellschaft mußte es sich

gefallen lassen, daß er, wohlverkleidet, dabei zugegen war. Als nun die Reihe an ihn kam, sich sein Horoskop stellen zu lassen, faßte die Wahrsagerin ihn scharf in's Aug, und sagte darauf: er sey verheirathet, aber galant und bei den Frauen wohlgelitten; er werde Wittwer werden, für eine alte Wittwe niedern Herkommens und schlechter Sitten in Liebe entbrennen, sie heirathen und für sie in solcher Verblendung leben, daß sie ihn beherrschen und am Narrenseil herumführen werde.

Lachend über diese abentheuerliche Prophezeihung ging der König in sein Zimmer zurück. Er begegnete dem Herzoge von Crequi, mit welchem er auf einem vertrauten Fuße lebte, zuerst nach dieser Scene. Wort für Wort erzählte er ihm die Rede der Sibylle. Beide machten sich über die Albernheit der Wahrsagerin, über die Leichtgläubigkeit ihrer Betrogenen und über den hübschen Streich, den der König ihr gespielt habe, lustig, wobei sie zugleich manche scherzhafte Zusätze zu dem herrlichen Schicksale machten, das die Wahrsagerin dem Monarchen verheissen hatte.

In der Folge verwirklichte aber der Tod der Königin und die Liebhaberei Ludwigs des Vierzehnten für Madame Scarron die abgeschmackte Prophezeihung. Dieser spaßhafte Auftritt kam dem gedemüthigten Könige unaufhörlich in's Gedächtniß zurück, zumal es fast keinem Zweifel unterliegt, daß Ludwig die Frau von Maintenon heimlich geheirathet hat. Er wagte es nicht, die Augen vor dem Herzoge von Crequi aufzuschlagen, ver-

mied sorgfältig seinen Umgang, und würdigte ihn weder eines Wortes noch eines Blickes. Der Herzog fiel gänzlich in Ungnade; überzeugt, daß unter diesen Verhältnissen sein Schicksal nicht zu verbessern sey, starb er von Ehrgeitz gemartert, vor Kummer, und vertraute sterbend dem frommen Charmel die Ursache seines Höflings-Märtyrerthums.

Uebrigens ist diese Prophezeihung eine von den vielen Tausenden, welche einmal, durch Zufall und Zusammentreffen von unzuberechnenden Umständen, erfüllt worden ist. Gerade aus dieser Ursache dient sie, als Ausnahme, zur Bestätigung der Regel, daß solche Wahrsagereien Täuschung und Betrug sind.

IV.

Peter der Große zu Paris.

Der Czar Peter der Große langte am siebenten Mai 1717 zu Paris an, wo schon alles zu seinem Empfange bereit war, und wo der vor ihm herziehende Ruf seiner hohen Originalität die Aufmerksamkeit auf ihn, welche sein Rang ohnedieß heischte, verdoppelte. Er bezog die herrlichsten Zimmer im Pallaste Lesdiguieres. In Hinsicht des Ameublements, der Bedienung und des Tafelaufwandes wurde aller nur mögliche Luxus aufge-

boten. Der Kaiser speiste an einer Tafel von vierzehn Couverts, welche täglich dem Könige von Frankreich viertausend Livres, eine für die damaligen Zeiten außerordentlich große Summe, kostete. Indeß schenkte Peter den fünfzig Gardisten, welche vor dem Flügel des Pallastes, den er bewohnte, die Ehrenwache hatten, mehr Aufmerksamkeit, als den viertausend Livres, welche die Mahlzeit kosteten. Oft stand er von der Tafel auf, ging ans Fenster, beobachtete den kleinen Dienst der Soldaten, und bat die Offiziers, die Gardisten exerciren zu lassen. Alle Unterhandlungen, in Absicht des zu beobachtenden Ceremoniels, brach er auf eine naive Weise ab. Als ihm der König die Visite machte, ging ihm der Kaiser bis an den Wagenschlag entgegen, und empfing ihn mit mehr herzlicher Güte, als vielleicht das Ceremoniel erlaubte. Die vielen erhaltenen und gegebenen Visiten hielten den wißbegierigen Peter nicht ab, fast allen militärischen Uebungen beizuwohnen, und die Akademien, Hörsäle, kirchlichen Ceremonien, Manufakturen und dergleichen zu besuchen. Vornemlich schenkte er dem Observatorium des berühmten Cassini seine volle Aufmerksamkeit, und war dort sehr oft gegenwärtig. Als er die Münze besah, reichte man ihm eine Medaille mit seinem Brustbilde dar, die auf dem Revers die historisch-wahre Inschrift hatte: vires aequirit eundo.

Des Kaisers Vorliebe für chirurgische Operationen wurde auch hier sichtbar. Es ist bekannt, wie gerne er Zähne auszog. In Paris wohnte er einer Staaropera-

tion des berühmten Woolhouse bei, und suchte einen Eleven desselben durch große Versprechungen für sein Reich zu gewinnen. Er besuchte die Werkstätte der Künstler und fragte sie über alles, was ihm Neues aufstieß, bis ins kleinste Detail.

Den Geographen de Lisle ließ Peter zu sich kommen, und redete mit ihm über den Entwurf zu einer neuen und möglichst vollständigen Karte des russischen Reichs, wozu er ihm zwei Karten im Manuscript übergab, die er schon von Andern hatte ausfertigen lassen. Der Kaiser zeichnete noch dem französischen Gelehrten ein Fort auf, welches er in der Tartarey hatte erbauen lassen, und unterrichtete ihn von der Vergrößerung seines Reichs, die es durch die Unterwerfung eines tatarischen Königs erhalten hätte. Als de Lisle schon im Weggehen begriffen war, rief ihm der Czar noch nach: „Auch haben ganz vor Kurzem hundert tausend Kalmucken ihr Land meinem Scepter unterworfen, die dürfen auch nicht vergessen werden."

Der Kaiser wohnte einer Sitzung des Parlaments bei, wo er nach eben dem Ceremoniel, wie Karl der Fünfte empfangen wurde. Der Generaladvokat sagte ihm in einer Anrede, daß auswärtige Souverains öfters das Parlament in den wichtigsten Angelegenheiten ihrer Reiche befragt hätten. Aber daß der Beherrscher eines von Frankreichs Grenzen so weit entfernten Staates, der in Europa und Asien gleich mächtig ist, hätte Zeuge von der Gerechtigkeit dieses berühmten Senats seyn wollen,

wäre ein so merkwürdiger Vorfall, daß derselbe durch Eintragung in die Register des Parlaments dem Andenken der spätesten Nachkommen übergeben werden müßte. Der gute Generaladvokat dachte wohl nicht, daß achtzig Jahre später kein Parlament mehr existiren würde, und daß dann diese ehrenvollen Register unter dem Schutte der Revolution vergraben, der ewigen Vergessenheit übergeben wären.

Der Czar reiste am ein und zwanzigsten Junius nach Spaa ab, und ließ in Paris viele Beweise seiner wahrhaft kaiserlichen Freigebigkeit zurück.

V.

Von Friedrich dem Zweiten, König von Preußen.

1. Das eheliche Leben desselben.

Die ehelichen Verbindungen der Großen sind nur in seltenen Fällen eine Frucht der Zärtlichkeit und wahren Zuneigung; politische Rücksichten bestimmen gewöhnlich die Wahl. So war es bei dem Kronprinzen Friedrich von Preußen; nicht er selbst durfte sich eine Gattin wählen, sondern sein königlicher Vater Friedrich Wilhelm verfügte über ihn, und zwar, wie überall, ohne daß man es hätte wagen dürfen, ihm zu widersprechen.

Es war anfänglich eine Heirath im Vorschlage, die den Wünschen des Prinzen gefiel, und welche große Folgen hätte haben können. Die Prinzessin Anna von Mecklenburg, eine nahe Verwandtin und vermuthliche Thronfolgerin der damaligen Kaiserin Anna von Rußland, wurde für ihn bestimmt. Friedrich sollte sogleich Statthalter von Liefland und Ingermanland, und dereinst Kaiser von Rußland werden; dagegen aber das Königreich Preußen und die Kur Brandenburg seinem nächsten Bruder abtreten. Doch Friedrich Wilhelm wurde anderes Sinnes, und befahl seinem Sohne, sich mit der Prinzessin Elisabeth Christine, einer Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunschweig zu vermählen. Der Prinz empfand eine entschiedene Abneigung gegen diese Verbindung, aber er mußte gehorchen. Am zehnten Junius 1733 ging die Trauung zu Salzdahlen, einem braunschweigischen Lustschlosse vor sich, aber nur die Hände, nicht die Herzen wurden ehelich zusammengefügt. Am meisten war die edle Prinzessin zu bedauern. Bei ihren Vorzügen, bei ihren Tugenden, bei ihrem menschenfreundlichen Herzen hätte sie wohl ein glücklicheres Loos verdient, als ihr zu Theil ward.

Friedrich, obgleich zu dieser Ehe gezwungen, war indessen nicht ungerecht gegen die Prinzessin. Er lebte mit ihr zwar nicht als Ehemann, und vermied sogar, nach dem Hochzeitfeste zu Salzdahlen, die Brautnacht auf eine erfinderische Art — aber er ging mit ihr wie ein Verehrer aus den Zeiten der Chevalerie um; mit dieser Veneration

benahm er sich gegen sie bis an das Ende seines Lebens. Kaum hatte er 1740 den Thron bestiegen, so berichtete er ihr eigenhändig die Besitznahme des Reichs in einem Briefe, wo es unter anderm heißt: „Das ganze Königreich weiß es, Madame, auf welche Art ich Sie zum Altare geführt habe. Diese Betrachtungen machen Sie vielleicht besorgt, daß ich jetzt, da meine Handlungen blos von mir abhängen, der Verbindlichkeit entsagen werde, die ich nur gezwungen übernommen habe, und die von mir nie erfüllt worden ist; aber wissen Sie, Madame, daß Ihre Geduld, Ihre Zärtlichkeit, Ihre liebenswürdigen Eigenschaften und Tugenden mir längst die Augen geöffnet haben, obgleich in meinem Naturell etwas ist, nennen Sie es wie Sie wollen, welches mir nicht gestattete, dieses Geständniß früher zu thun, als bis es auf eine Art geschehen konnte, die Sie und die große Welt überzeugt, daß es die Wirkung meines freien Willens ist. Die Zeit ist nun gekommen, und ich lade Sie ein, einen Thron mit mir zu theilen, den Sie zu bekleiden so würdig sind.“

Friedrich lud die neue Königin zugleich nach Berlin ein, und hier führte er sie an der Hand vor die Versammlung des Hofes, mit den Worten: „Dieß ist Ihre Königin.“ Bald darauf schenkte er ihr das Lustschloß Schönhausen mit allen dazu gehörigen Gebäuden und Gärten, wo es ihr auch so gut gefiel, daß sie sich seit der Zeit, die Sommermonate hindurch, beständig hier aufhielt. Wenn sie mit dem Könige im Schlosse zu Berlin

wohnte, welches im Carneval und bei der Revuezeit der Fall war, so ließ er sich nicht nur jeden Morgen nach ihrem Befinden erkundigen, sondern sandte ihr auch öfters eine Art Billet doux, worin er ihr theils in französischen Versen, theils in Prosa seine Hochachtung bezeugte. Die Königin erwiederte diese Briefchen auf ähnliche Art, da sie im Französischen so geübt war, daß sie eine Menge geistlicher Schriften (von Spalding, Sturm, Sack, Gellert, Hermes u. A.) aus dem Deutschen übersetzte. War eine solche Uebersetzung vollendet, so sandte sie dieselbe dem Könige zu, so wenig Geschmack er auch an allem fand, was Ascetik heißt. Er machte ihr dagegen Geschenke mit seinen freieren Schriften, die ihrer religiösen Denkungsart nicht sehr behagen konnten. Aber selbst dieß Heterogene ihrer Meinungen störte ihre guten Verhältnisse nicht. Der König bezahlte ihre Schulden, die sie wegen des zu ökonomischen Hofetats nicht vermeiden konnte, jedesmal mit gütiger Bereitwilligkeit, und achtete sie stets als eine der edelsten Frauen. Auffallend war es, daß er ihr nie die prächtigen Umgebungen von Potsdam zeigte, die er geschaffen hatte; er wollte aber hier nach seiner Laune leben, und ließ sich überhaupt hier durch Besuche von Prinzessinen gar ungerne geniren.

Die Achtung, welche Friedrich gegen seine Gemahlin hegte, drückte er auch noch in seinem Testamente aus. Er empfahl sie seinem Nachfolger mit den Worten: „Ich ersuche Sie, mein lieber Neffe, daß Sie der Königin,

meiner Gemahlin, dasjenige lassen, was sie bisher gehabt hat, nemlich ein und vierzig tausend Reichsthaler, und daß Sie jedes Jahr noch zehn tausend Reichsthaler dazu thun. Während meiner ganzen Regierung hat sie mir nie einigen Verdruß gemacht, und ihre unerschütterlichen Tugenden verdienen Achtung, Ergebenheit und Verehrung."

2. Fürbitte im Kirchengebet.

Als der prunkliebende Kurfürst Friedrich von Brandenburg im Jahr 1701 die Königswürde angenommen hatte, bediente man sich in den Kirchengebeten, für die Erhaltung des Königs, der Formel: „Insonderheit laß dir, o Gott, empfohlen seyn Ihro Majestät, unsern theuersten König." (Und dabei ward der Name des Regenten genannt.)

Schon als Kronprinz hatte Friedrich der Zweite, der in so mancher Hinsicht den Namen des Großen verdiente, sein Mißfallen über dieß pomphafte Formular geäußert. Er fand es unschicklich, daß ein beschränkter Erdenregent sich in eben dem Augenblicke Majestät nennen ließ, da für ihn als einem hülfsbedürftigen Menschen von dem erhabenen Gott Gnade und Beistand erbeten wurde. Auch schien es ihm, da man sogar den Taufnamen des Königs nenne, als zweifle man, daß der allwissende Weltbeherrscher wisse, für welchen König man bete. Man vermuthete daher mit Recht, daß der König sogleich nach dem Antritte seiner Regierung das Formular

ändern würde. Doch verschob er, als kluger Regent, die Abschaffung, machte auch nicht im Lande, sondern zuerst bei der Armee den Anfang. Denn im zweiten schlesischen Kriege befahl er den Feldpredigern, die Gebetsformel so abzufassen: „Insonderheit laß dir, o Gott, empfohlen seyn deinen Knecht, unsern König. Und erst nachher wurde auch in den Kirchen diese schicklichere Formel eingeführt.

Anfangs stießen sich viele an diese Veränderung, weil sie glaubten, es vermindere die königliche Würde. Andere spotteten darüber, daß Friedrich sich doch sonst in allen Anreden und Bittschriften Majestät nennen ließe, und nur im Kirchengebet diesen Namen nicht führen wolle. Vernünftige Lehrer aber erklärten es für eine vom Könige sehr überdachte Veränderung, weil er dadurch einen öffentlichen Beweis gab, daß er die Hoheit des Wesens aller Wesen über sich erkenne. Ferner wußte er gar wohl, daß, wenn in der Bibel von Knechten Gottes die Rede ist, darunter keine niedrige Benennung, sondern überhaupt jeder unter dem Schutze Gottes stehender, und dessen Befehle befolgender Verehrer der Gottheit verstanden werde. So nannte sich der König David einen Knecht Gottes, durch den Gott so große Thaten gethan hatte.

Friedrich kannte also genau das Edle und Vielbedeutende dieses Ausdrucks. Er vergab sich im Grunde nichts, sondern gab nur einen Wink, wofür man ihn halten sollte; nemlich für einen Regenten, der einem höhern Wesen Rechenschaft zu geben habe. Selbst in

den Vorstellungen an ihn verminderte er den Gebrauch des Ausdrucks Majestät, und die damit verbundenen weitschweifigen Titel; denn er befahl nur die Aufschrift: **Au roi**, oder, an den König.

3. Bleistift und Pfropfzieher.

Im ersten schlesischen Kriege ritt König Friedrich der Zweite einst mit verschiedenen Generalen aus, um den Feind zu rekognosciren. Unterwegs bemerkte er etwas, das er aufs Papier zn bringen für nöthig erachtete. Er fragte also: „Meine Herren, hat niemand von Ihnen einen Bleistift bei sich?" Nach vergeblichem Hin- und Hersuchen fand keiner ein solches einem Offizier unentbehrliches Werkzeug in seiner Tasche. Der König mußte also mit dem Griffel seiner Einbildungskraft zeichnen, und ritt weiter. Bald darauf erinnerte ihn der größte Despot des menschlichen Geschlechts, der Magen, daß es Zeit sey, wenigstens eine kleine Erfrischung zu genießen. Er stieg daher unter dem ersten dem besten Baum ab, ließ von dem Reitknecht die mitgenommene Collation, wobei sich auch eine Bouteille Champagner befand, herausgeben, und fing **à la campagne** zu Frühstücken an. Nun fand sich aber, daß der Reitknecht unglücklicher Weise den Pfropfzieher vergessen hatte. Der König fragte also die Generale noch einmal: „Meine Herren, hat niemand von Ihnen einen Pfropfzieher bei sich?" Und siehe da, kein Einziger von ihnen hatte sich die strafbare Nachläßigkeit zu Schulden kommen lassen, dieses, einem tapfern Wein-

trinker höchst nöthige Hülfsmittel zu Hause zu lassen. Wie aus dem Pistol flogen die Pfropfzieher alle aus der Tasche, und der König lächelte über diesen treuherzigen Beitrag zur Charakteristik seiner, den alten deutschen Sitten noch ganz treu gebliebenen, Generale.

4. Würdigung des Adels.

Ein Graf im Hannövrischen war bei dem Könige eingekommen, und bat um Beförderung seines Sohnes, welcher als Junker bei dem Leibregimente zu Pferde angestellt war. Auf sein Gesuch ertheilte ihm der König, nachstehendes Kabinetsschreiben:

Wohlgeborner, lieber Getreuer. Ich habe aus eurem Schreiben vom 22 Mai d. J. euer Gesuch wegen eures Sohnes gesehen; Ich muß euch aber sagen, daß Ich schon längst Befehl gegeben habe, keinen Grafen in meiner Armee anzunehmen; denn, wenn sie ein oder zwei Jahre gedient haben, gehen sie nach Hause, und es ist lauter Windbeutelei mit ihnen. Will euer Sohn dienen, so gehört die Grafschaft nicht dazu, und er wird nie weiter avanciren, wenn er sein Metier nicht ordentlich erlernt. Ich bin euer gnädiger König.

Friedrich.

Nachschrift von des Königs Hand. Junge Grafen, die nichts lernen, sind Ignoranten in allen Landen. In England ist der Sohn des Königs nur Matrose auf einem Schiff, um die Manövers dieses Dienstes zu lernen. Im Fall nun einmal ein Wunder geschähe, und aus einem

Grafen etwas werden sollte, und er der Welt und dem Vaterlande einigen Nutzen schaffen sollte, so muß er sich auf Titel und Geburt nichts einbilden, denn das sind nur Narrenspossen; sondern es kömmt nur allezeit auf sein mérite personel an.

5. Der König und der Deserteur.

Vor der Schlacht bei Roßbach befand sich Friedrich bekanntlich in einer sehr mißlichen Lage. In einer Nacht in welcher der König, von seinen Grenadieren umgeben, im freien Felde auf Stroh schlief, wird er von einem derselben, Namens Spencer, geweckt. „Friedrich, sagt er, da ist einer von deinen Grenadieren, der dir desertirt war. Nimm ihn doch wieder zu Gnaden an.“ — „Laß ihn herkommen!“ versetzte der König. Da der Grenadier vor ihm stand, so fragte er ihn: „Was er für eine Ursache gehabt habe, ihn zu verlassen?“ — „Mit dir, antwortete dieser, steht es leider jetzt so, daß ich wohl desertiren mußte, um mein Glück anderswo zu versuchen.“ — „Du hast Recht, erwiederte der König, aber ich bitte dich, diesen Feldzug noch bei mir auszuhalten, und wenn die Sachen nicht besser gehen, so versprech ich dir, selbst mit zu desertiren.“

6. Der patriotische Pauker.

Durch einen kleinen Zufall hätte der König beinahe die Schlacht von Strigau oder Hohenfriedberg verloren. Ein sächsischer Pauker ward mit seiner silbernen Pauken

gleich im Anfange des Treffens gefangen genommen. Aus Eil und Unvorsichtigkeit verabsäumte man, ihn absitzen und die Pauken abnehmen zu lassen. Diesen Umstand nützte der Pauker meisterhaft. Denn als das Getümmel der Schlacht stärker wurde, und die preußische Kavallerie in vollem Einhauen war, schlug er in dem Augenblicke Retraite, da sich der Sieg auf preußische Seite lenkte. Dieß Schlagen, und sein Schreien: „Halt, halt! zurück, zurück!" machte bei einigen preußischen Schwadronen eine augenblickliche Stockung. Diese hätte sich leicht weiter verbreiten können, und die schon mit vielem Blute erkauften Vortheile wären verloren gewesen. Zum Glück entdeckte ein junger Offizier den von dem sächsischen Pauker gespielten Streich. Er ritt auf ihn zu und wollte ihm den Kopf spalten. Durch eine schnelle Wendung des Pferdes rettete zwar der gute und treue Mann sein Leben, jedoch verlor er durch diesen Hieb die Nase, Lippen und einen Theil des Unterkins, und stürzte vom Pferde. Nach der Schlacht umgaben ihn eine Menge Offiziers und Gemeine. Flüche und Lobsprüche rief man dem armen verwundeten, auf einem Hügel sitzenden Pauker unter einander zu, bis endlich ein alter grauköpfiger Kuirassier anfing: „Ey was? Hier ist nicht Zeit Kriegsrecht zu halten! Wer ein braver Kammerad ist, der fasse an, wir wollen ihn nach Strigau in's Lazareth bringen." Dahin schafften sie ihn auf einen vorbeifahrenden Wagen, wo er sehr sorgfältig behandelt, und wieder hergestellt ward. Nachher wechselte man ihn aus,

und sein König belohnte ihn mit einer General-Accis-Einnehmerstelle, in welcher er, nach dem siebenjährigen Kriege, in hohem Alter starb.

7. Fürstliche Humanität.

Als der König im Anfang des siebenjährigen Krieges die sächsischen Völker bei Pirna eingeschlossen und gezwungen hatte, sich zu ergeben, nahm er sein Hauptquartier in Struppen, auf dem Rittergute der verwittweten Oberstin von Raisky, die damals krank darnieder lag. Der König hatte für sich das untere und mittlere Stockwerk des Schlosses inne; seine Dienerschaft hatte sich das ganze oberste zugeeignet, und die kranke Oberstin hatte sich in ein elendes Gemach, im abgelegensten Winkel des Hauses betten lassen müßen. Es traf sich, daß der Ortsgeistliche, Prediger Götzinger, als er die Kranke besuchen wollte, vor der Hauptthüre des Schlosses durch die Schildwache zurückgewiesen wurde, weil es verboten sey, hier jemand einzulassen. Der Prediger begab sich also nach einer Hinterthür, wo der Eingang erlaubt war. Indem er sich aber dieser Hinterthür näherte, erblickte er den König, der neben derselben auf einer steinernen Bank im tiefsten Nachdenken saß, und das Kinn auf die Krucke seines Stockes stützte. Götzinger wollte Anfangs wieder zurückkehren; aber der Gedanke, daß er seine kranke bedrängte Patronin nicht ohne Trost und Beistand lassen dürfe, stärkte seinen Muth von Neuem, und er näherte sich dem Könige langsam und ehrerbietig. Kaum

hatte Friedrich ihn bemerkt, so fragte Er ihn: „Ist Er der Prediger des Orts?“ — „Ja, Eure Majestät.“ — „Zu wem will Er?“ — Zu der Frau Oberstin von Raisky; sie ist sehr krank, und wünscht meinen Zuspruch.“ — „So? Man hat mir nichts von der Krankheit meiner Wirthin gesagt. Geh Er und sag’ Er ihr, daß auch ich sie besuchen werde.“

Der Prediger ging, bereitete die Kranke auf den Besuch des Königs vor, und unterhielt sich dann mit ihr über religiöse Gegenstände. Mitten in dieser ernsten Unterhaltung trat der König in das Krankenzimmer. Der Prediger stand auf, und wollte auf die Seite treten. „Bleib Er sitzen! rief ihm Friedrich zu, und fahr Er fort. Ich will hören, was Er gelernt hat.“ — Götzinger gehorchte, ohne in die mindeste Verlegenheit zu gerathen, und als er glaubte, dem Könige genügt zu haben, schwieg er und trat bescheiden auf die Seite. Jetzt nahte Friedrich dem Krankenbette, bedauerte, daß er nicht früher von dem Unfalle der Oberstin unterrichtet worden sey, und rief aus: „Aber was ist dieß für ein schlechtes Zimmer? Das ist keine Wohnung, und noch weniger ein Krankenzimmer für eine Dame. Es scheint fast, als wenn Sie sich vor mir hieher geflüchtet hätten. Das haben Sie nicht nöthig. Ich will Sie nicht verdrängen. Suchen Sie sich ein bequemeres und gesunderes Zimmer aus.“ — Die Oberstin stockte anfangs mit der Antwort; der König, ihre Verlegenheit wahrnehmend, drang aber in sie, ihm ohne Rückhalt

zu sagen, warum sie in diesem elenden Winkel ihre Wohnung aufgeschlagen habe? Er erfuhr nun, daß seine Umgebung das ganze oberste Stockwerk eingenommen, und ihr nur dieses Winkelchen gelassen hätte. „Das ist ganz wider meinen Willen, rief Friedrich aus, meine Leute sollen Sie nicht verdrängen. Sie, als meine Wirthin, müßen den ganzen obersten Stock zu Ihrem Gebrauche haben. Ich werde sogleich befehlen, ihn zu räumen. Ich werde Ihnen auch meinen Leibarzt schicken, und Sie wieder besuchen." Damit nahm er huldreich Abschied, fand seine Dienerschaft im obersten Stocke eben mit Anrichtung des Mittagessens beschäftigt, trieb sie aus und rief: „daß sich Niemand untersteht, sich wieder in dieser Etage sehen zu lassen." Tisch und Gäste verschwanden im Augenblicke, und die Oberstin konnte nun wieder ein bequemes Zimmer beziehen.

8. Der verrätherische Kammerdiener.

Der König hatte einen jungen Menschen, Namens Glasow, wegen seiner vortheilhaften Bildung, aus einem zu Brieg stehenden Infanterie-Regimente genommen, hatte für die Ausbildung seiner Talente gesorgt, ihn erst zu seinem Kammerhusaren, dann zu seinem Kammerdiener gemacht, und ihn täglich mit Wohlthaten überhäuft. Er übergab ihm seine Schatulle und die Aufsicht über die Einnahme und Ausgabe bei seinem Hofstaate, zu deren Berechnung er ihm selbst die nothwendigen Anweisungen gab. Er schätzte in ihm den Menschen, hatte ihn gerne

um sich, und ließ ihn oft nahe um seine Person schlafen. Seine Absicht war, ihm alle die edeln Gesinnungen einzuflößen, deren er ihn fähig glaubte, und, um etwas mehr als einen gewöhnlichen Bedienten an ihm zu haben, ihn durch die Bande der Dankbarkeit an sich zu fesseln. Er fand sich auf die grausamste Art getäuscht. Der Undankbare ließ sich, im Winter des Jahres 1757, in ein Komplott wider das Leben seines Wohlthäters ein; er wollte ihn vergiften. In einer Stunde sollte das Verbrechen vollführt werden, als der König durch einen Zufall das schreckliche Geheimniß erfuhr. Der ernste forschende Blick, den er auf den Kammerdiener warf, indem derselbe eben im Begriffe war, ihm zitternd den vergifteten Trank zu reichen, brachte diesen Elenden auf einmal außer aller Fassung. Er stürzte sich dem Könige zu Füßen, bekannte sein schwarzes Vorhaben, und flehte um Gnade. Der Monarch ließ ihn sogleich in Verhaft nehmen, in seiner Gegenwart gerichtlich verhören, und den folgenden Tag in Ketten nach Spandau bringen, wo er kurze Zeit darauf im Kerker starb. Es schien dem Könige so sehr daran gelegen, das Geheimniß wegen der in dem Verbrechen verwickelten Personen zu bewahren, daß er nicht einmal einem Arzte erlauben wollte, diesem Unglücklichen in seinen letzten Stunden beizustehen.

9. Die vielgeliebte Hauptstadt.

Der Graf von Turpin, Oberster eines französischen Husarenregiments, gerieth im siebenjährigen Kriege in

preußische Gefangenschaft. Kenntnisse, eine frohe Laune, und ein schneidender Witz waren Züge seines Karakters. Er wurde nach Berlin gebracht, wo er sich einige Zeit aufhielt. In einer Audienz, die er bei Friedrich dem Zweiten hatte, um sich von demselben die Erlaubniß zu erbitten, auf sein Ehrenwort nach Frankreich zurückzukehren, unterhielt sich der Monarch sehr huldvoll mit seinem Gefangenen. Unter andern fragte er ihn: wie ihm Berlin gefallen habe? — „Sehr wohl," Sire, antwortete der Graf, und benutzte die Gelegenheit, dem Könige manches zu sagen, das ihm gefallen mußte. Nun fragte ihn der König: welche der beiden Hauptstädte er vorzöge, Berlin oder Paris? Der Graf antwortete: Beide Städte hätten ihre eigenen Vorzüge, und könnten eben deswegen nicht mit einander verglichen werden. Der König verlangte eine bestimmtere Antwort. Turpin wich aus, und verschanzte sich hinter das Bollwerk der französischen Courtoisie. „Keine Komplimente, erwiederte der König; reden Sie frei heraus, was Sie denken." — „Je nun, versetzte der Graf in einem scherzhaften Tone, wenn Berlin mein wäre, so würd' ich es verkaufen, und in Paris verzehren." — Friedrich kehrte ihm schweigend den Rücken zu, und schickte ihm kurz hernach die verlangte Erlaubniß, auf sein Ehrenwort nach Frankreich zu gehen.

10. Die Wahrheit ohne Schminke.

Einst kehrte der König bei seinem alten Präsidenten, dem Grafen Röder auf Dobran in Oberschlesien ein,

und fragte ihn: „Nun, sag er mir einmal aufrichtig, wo war's besser in Schlesien, bei dem Kaiser oder bei mir?“ — „Bei dem Kaiser, Ew. Majestät, war die Antwort. Damals wurde man für einen ehrlichen Mann gehalten, und jetzt für einen Spitzbuben; man konnte ungehindert die Thore passiren, und jetzt muß man sich die Taschen visitiren lassen.“

11. Todesstrafen.

Allemal war der König bewegt und traurig, wenn er ein Todesurtheil unterzeichnen sollte. Er hat in seinem ganzen Leben nur zweimal, auf ausdrücklichen und persönlichen Befehl, hinrichten lassen. Das erstemal traf das harte Loos den Hauptmann von Zietern, in dem Feldzuge, in welchem Friedrich Schlesien eroberte. Der König hatte den Befehl gegeben, daß um eine gewisse Stunde bei Lebensstrafe kein Mensch ein Licht im Lager sollte blicken lassen. Es kam alles darauf an, den Feind unvermuthet zu überfallen; und ihn irre zu machen. Die Trommel hatte so eben den Augenblick verkündigt, in welchem alle Lichter ausgelöscht seyn sollten, als der König, der selbst die Ronde machte, in dem Zelte eines Offiziers ein Licht entdeckte. Er geht hinein, und findet Zietern beschäftigt, einen Brief zu siegeln. Der Hauptmann sucht sich zu entschuldigen, wirft sich seinem Monarchen zu Füßen, und fleht um Gnade. Er hatte sich nur einige Minuten lang gegen die Ordre vergangen, um den Brief zu endigen, den er an seine Gat-

tin schrieb. „Ich lasse ihm noch Zeit, sagte der König, das Paket wieder aufzumachen, und zwei Zeilen hinzu zu fügen. Schreib er seiner Frau, daß er Morgen um die nemliche Stunde das Schaffot besteigen werde.“ Der Hauptmann gehorchte, und nach vier und zwanzig Stunden — ward er hingerichtet!

Die zweite Person, deren Todesurtheil der König aussprach, war ein gemeiner Soldat, der bei der Musterung, entweder im Trunk oder in wüthiger Hitze, seinem Unteroffizier das Bajonet durch den Leib jagte. Der Monarch befahl auf der Stelle, den nächsten Nachrichter herbei zu holen. Er ließ den Mörder auf dem nemlichen Platze rädern, wo er kaum eine Stunde vorher die schwarze That begangen hatte.

12. Der König und der Philosoph.

Mylord Marschall, englischer Gesandte am Berliner Hofe, galt sehr viel bei König Friedrich dem Zweiten. Eines Tages findet ihn der König sehr niedergeschlagen, und innigst betrübt über seinen Freund Jean Jacques Rousseau, der um diese Zeit in der Schweiz so hart verfolgt wurde. „Nun, sagte Friedrich, schreiben Sie Ihrem Freunde, er soll in meine Staaten kommen, ich biete ihm einen sichern Zufluchtsort und eine jährliche Pension von zwei tausend Livres an. Er kann sich zu Pandow, unfern Schönhausen, eine Meile von Berlin ansiedeln, wo er eine ordentliche Wohnung, Garten und Wiese finden wird; dort kann er eine

Kuh und Geflügel halten, und sich sein Gemüße selbst bauen. Niemand wird ihn beunruhigen, keine Sorge wird ihn drücken, und er soll in seiner Einsamkeit ungestört bleiben. Aus seinem Garten kann er, so oft es ihm beliebt, sich in die Gebüsche von Schönhausen vertiefen, wo die Königin nur einige Sommermonate zubringt.“

Wer war froher als Mylord Marschall! Sofort schrieb er an den Genfer Philosophen, und als er den Brief dem Könige vorlegte, ehe er ihn absandte, schrieb dieser eigenhändig darunter: „Kommen Sie, mein lieber Rousseau, ich biete Ihnen Haus, Pension und Freiheit an!“

Bald darauf antwortete der Philosoph dem Könige folgendermaßen: „Ew. Majestät bieten mir ein Asyl an, und versprechen mir die Freiheit! Aber Sie haben einen Degen und Sie sind König! Sie bieten mir eine Pension an, ob ich gleich nichts für Sie gethan habe! Haben Sie aber alle die tapfern Leute versorgt, die in Ihrem Dienste Arme oder Beine verloren haben?“

So oft nachher von Rousseau, die Rede war, sagte der König jedesmal: „Ach, der Mann ist ein Narr!“

13. Fürstliche Bescheide.

Unter der Regierung König Friedrichs des Zweiten wollte der Tonkünstler Thürmer zu Magdeburg, während des Winters, Concerte geben. Als aber, we-

gen eines Todesfalles in der königlichen Familie, die öffentliche Musik wie gewöhnlich verboten wurde, schrieb der Unternehmer geradezu an den König und bat um Erlaubniß, seine schon abonnirten Tonübungen, auch wo möglich während der Trauerzeit veranstalten zu dürfen. Darauf erfolgte von des Königs eigener Hand das allergnädigste Rescript: „Da, meines Wissens, der Thürmer zu Magdeburg mit dem königlichen Hause nicht in der geringsten Verwandtschaft steht, so finde ich kein Bedenken, ihm die Fortsetzung seiner Concerte zu gestatten.“

Derselbe König erließ, auf den Bericht eines Ministers, den der Kanzellist mit Sand abgelöscht hatte, ohne denselben wieder abzutrennen, folgende Kabinets-Resolution: „Euren Bericht vom 7 Mai, mit dem vielen aufgestreuten Sande, habe ich den 9ten richtig erhalten, und gebe euch auf eure Anfrage zum Bescheid ꝛc. ꝛc.“

Der Feldprobst Kletzschke machte einst dem Könige eine Vorstellung; daß es besser sey, wenn ihm gestattet würde, die Feldprediger selbst wählen und einsetzen zu dürfen, statt, daß es jetzt die Chefs der Regimenter thäten, welche dieses Berufs nicht kundig wären. Da unterzeichnete Friedrich diese Vorstellung mit den Worten: „Nein, Sein Reich ist nicht von dieser Welt.“

In einer erbetenen Audienz ertheilte der König der Frau von Sp. diesen Bescheid:

Fr. v. Sp. Mein Gemahl begegnet mir wahrlich sehr unhöflich.

König. Das geht mich gar nichts an.

Fr. v. Sp. Aber er lästert auch Ew. Majestät.

König. Das geht Sie nichts an. Adjeu.

14. Der Rathgeber und sein Lohn.

Einer der Rathgeber des Königs that ihm einst schriftlich den Vorschlag, den in der Tabaksfabrik arbeitenden Taglöhnern von ihrem Tagelohn, der in acht Groschen bestand, ein Viertheil abzuziehen, indem sie doch nur drei Viertheile des Tages arbeiteten. Der König befahl, man sollte ihm über diesen Vorschlag Bericht erstatten. Da er erfuhr, daß diese Fabrikarbeiter größtentheils abgelebte Invaliden wären, die noch dazu durch die harte und erstickende Arbeit ihr Leben vollends zusetzten, und man ihm versicherte, daß sie eher Zulage als Abzug verdienten, so ließ er an den Rathgeber folgendes Handbillett ergehen:

„Ich danke dem Herrn Rath für seine gute Gesinnung und seinen ökonomischen Rath, finde aber denselben um so weniger acceptable, da die armen Fabrikarbeiter ohnehin so kümmerlich leben müßen, und ihre Kräfte bei den theuren Lebensmitteln vollends zusetzen. Indessen will ich doch seinen Plan, und die darin bemerkte gute Gesinnung annehmen, und seinen Vorschlag an ihm selbst in Ausübung bringen. Demzufolge werden ihm von nun an jährlich tausend Reichsthaler am Traktament abgezogen, mit dem Vorbehalt, daß er sich übers Jahr wieder melden und mir berichten kann, ob dieser Etat und Abzug seiner eigenen häuslichen Einrichtung vortheilhaft oder

schädlich sey? Im ersten Fall will ich ihn von seinem ohnehin so großen als unverdienten Traktament von viertausend Reichsthaler auf die Hälfte herunter setzen, und bei dieser seiner Beruhigung seine patriotische und ökonomische Gesinnung loben, und auch bei andern, die sich dieserhalb melden werden, diese Verfügung in Applikation bringen. Potsdam, den 29 Junius 1786.

Friedrich."

15. Eine merkwürdige Aeußerung des Königs.

Der König war, besonders in jüngern Jahren, kein Freund des Christenthums, und übte an manchen positiven Lehren desselben seinen Witz, worin ihn vorzüglich sein Umgang mit den Franzosen bestärkte. Aus seinem gedruckten Briefwechsel mit Voltaire und d'Alembert kennt man seine vieljährige Verbindung mit den damaligen, gegen das Christenthum wüthend eingenommenen, Encyklopädisten. Man weiß aber auch, daß er späterhin diese Verbindung verließ, und in dem letzten Jahrzehend seines Lebens sie sogar verabscheute.

Bei der Tafel des Königs ward einst über Religion für und wieder gesprochen. Ein christlich-gesinnter, damals noch sehr junger Prinz, saß zur Seite des Königes. Einer der Lieblinge des Monarchen sagte, auf den Prinzen blickend: „Wissen Ew. Majestät, daß wir einen Hauptpfeiler der Religion Luthers unter uns haben?" — „Ist es wahr?" fragte der König den Prinzen. — „Sire, antwortete dieser mit Freimüthigkeit, ich bekenne

mich zu der Religion, die mich fähig macht, Gott zu fürchten, den König zu ehren, und meinen Nächsten zu lieben." — „Sie haben die gute Religion, erwiederte Friedrich, behalten Sie diese. — Und Monsieur Pinto, es ist besser etwas seyn, als nichts seyn."

In einer vertraulichen Unterredung mit dem Großkanzler von Carmer klagte der König über die gesunkene Moralität in seinen Staaten, und besprach sich mit ihm über die Mittel, dieß Uebel zu bessern. „Glaub' er mir, sagte er unter andern, meine schönste Bataille würd' ich darum geben, wenn ich Religion und Moralität unter meinem Volke wieder da haben könnte, wo ich sie bei meiner Thronbesteigung fand. Ich sehe wohl, daß ich mehr dazu hätte thun sollen."

16. Heiterkeit in der Nähe des Todes.

Als der König, im letzten Zeitpunkte seines Lebens, einst von einer lange anhaltenden, gefährlichen Schwachheit überfallen wurde, waren nicht Klagen und Seufzer die ersten Aeußerungen seiner zurückkehrenden Lebenskraft, sondern ein Scherz. Er sah bei einem seiner Aerzte eine schwarze Weste, und sagte gleich, indem er die Augen aufschlug, zu ihm: „Doktor, trauert er um seine Kranke?"

Ungeachtet dem Könige das Leben, nach seinen Grundsätzen, von unbegränztem Werthe hätte seyn sollen, so bemerkte man doch in den letzten Tagen seines Lebens, wo er seinen herannahenden Tod selbst fühlte, an ihm

eine vollkommene, ganz unverstellte Heiterkeit und Seelenruhe. Acht Tage vor seinem Ableben erfuhr er, daß die Leipziger Kaufleute, auf seinen nahen Tod spekulirend, allen Flor in Beschlag genommen hätten, der nur zu bekommen gewesen wäre. „Wenn ich hoffen könnte, sagte Friedrich, daß in diesem Falle mein Wille nach meinem Tode befolgt würde, so wär' ich geneigt zu befehlen, mich rosenroth zu betrauern. Indem ich dadurch den Leipziger Wuchern einen Strich durch die Rechnung machte, würd' ich zugleich das schöne Geschlecht wieder mit mir aussöhnen, dem ich in meinem Leben so wenig Gefälligkeiten erwiesen habe."

VI.

Gustav der Dritte in Rom und Neapel.

Wenige Regenten besaßen so viele glückliche Anlagen und Fähigkeiten, ihre Bestimmung zu erfüllen, als Gustav der Dritte, König von Schweden. Kein Fürst wußte sich mit mehr Kraft und Eleganz auszudrücken als er, und wenn er seine Geläufigkeit der Zunge hätte mäßigen können, so wäre er in diesem Punkte der erste gewesen, da er nicht nur viel Verstand, sondern auch mannichfaltige Kenntnisse, Scharfsinn und einen richti-

gen Blick hatte. Allein da er nur von egoistischen Trieben geleitet wurde, und folglich nur egoistische Zwecke verfolgte, so gerieth er von einem Abweg auf den andern, und wurde zuletzt ein Opfer seiner Verirrung.

Von Zeit zu Zeit unternahm Gustav Reisen durch einen Theil seines Reichs, die für ihn nie ohne Belehrung, und für seine Unterthanen nie ohne Nutzen blieben. Im Herbst des Jahres 1783 verließ er Schweden auf längere Zeit, und machte eine Reise durch Deutschland nach Italien und Frankreich. Am längsten hielt er sich in Rom auf, wo er mit dem Kaiser Joseph zusammentraf und mit dem Pabst mehrere geheime Unterredungen hatte. Weder der Pabst noch die Römer waren mit ihm zufrieden, und es verbreiteten sich Gerüchte über ihn, die ihm keine Ehre machten. Er erlaubte sich Unartigkeiten gegen den heiligen Vater, die einem Privatmanne sehr verdiente Ahndungen zugezogen haben würden. Ohne Rücksicht auf das, was den Römern heilig und ehrwürdig war, that er, was ihm beliebte. Dieß bewies er unter andern am Charfreitage, wo das römische Volk in tiefer Zerknirschung über seine begangenen Sünden seufzt, allerlei Religionshandlungen vornimmt, und das strengste Fasten beobachtet. An diesem Tage und in dem Augenblicke, wo eine lange Prozession längs dem Torso hinzog, ging der König von Schweden, von seinen Hofleuten umgeben, auf den Altan, und bot der Menge, ohne Rücksicht für die Feierlichkeit des Tages und die Sitten des Landes,

das Schauspiel einer aus allen Arten Fleisches bestehenden Mahlzeit dar.

Das Gericht von dieser Beschimpfung und einem so öffentlichen Spott verbreitete sich durch ganz Italien. Die Neapolitaner wurden darüber aufgebracht, und als er in ihrer Hauptstadt ankam, erwarteten sie von ihm eine Thorheit nach der andern. Indessen wurde er doch, da die Rede von einem Könige war, welches eine seltene Erscheinung auf Reisen ist, allenthalben, wo er durchkam, mit Prunk empfangen. Der König Ferdinand von Neapel bewies seinem Gaste jede Art von Auszeichnung, um ihm den Aufenthalt in seiner Residenz angenehm zu machen. Wie sich der nordische Gast dagegen bezeugte mögen einige Beispiele beweisen.

Durch eine glücklich ausgeführte Revolution hatte Gustav, bald nach dem Antritte seiner Regierung, die Souverainität errungen, und sich aus dem Präsidenten eines freien Senats zum Despoten seines Königreichs gemacht. Die neapolitanischen Majestäten äußerten über diesen Gegenstand eine verbindliche Neugierde, die Gustav sogleich zu befriedigen bereit war. Die Erzählung begann auf eine Art, welche das größte Interesse erregte. Als Gustav zu dem Augenblicke kam, wo er, den Degen in der Hand, von seiner Leibwache und seinen Dragonern begleitet, gegen das Zeughaus von Stockholm anrückte, unterbrach ihn die Königin, deren Herrschsucht und Einmischung in alle Staatsverhandlungen schon damals allgemein bekannt war, mit der Frage: „Was that denn

während dieser ganzen Zeit die Königin?" — „Madame, antwortete Gustav trocken, die Königinnen von Schweden mischen sich nie in Staatsangelegenheiten." Darauf fuhr er in seiner Erzählung fort, als wenn gar nichts vorgefallen wäre; Ferdinand aber rief aus: „Ich sehe wohl, daß die Könige von Schweden weiser sind, als die Könige von Neapel. Sie haben Recht. Hast du gehört, meine Königin?"

Ferdinand lud seinen königlichen Gast zu einer prächtigen Jagd ein, und bestimmte die Stunde der Abfahrt. Gustav erschien nicht; die Stunde verfloß; man war genöthigt, ihm einen Boten nach dem andern zu schicken, um ihm wissen zu lassen, daß die Zeit schon seit zwei oder drei Stunden verflossen sey. Endlich erschien Gustav. Da Ferdinand die Jagd als die wichtigste Angelegenheit dieser Welt betrachtete, so wollte er seinem nordischen Gast doch fühlen lassen, daß die gegenwärtige nur zu seinem Vergnügen anbefohlen worden sey. Der König von Schweden stellte sich, als wäre ihm die Lieblingsleidenschaft Ferdinands nicht bekannt, und antwortete ernsthaft: „Mein Bruder, Sie haben zu viel Aufwand an ein Vergnügen verschwendet, das sich übrigens für einen Monarchen sehr wenig geziemt, dessen Geschäfte vielfältig genug sind, um nicht seine Zeit mit dieser unbedeutenden Uebung zu verlieren. Ferdinand ward außer Fassung gebracht, besserte sich aber darum nicht.

Die beiden Könige gingen eines Tages zu Fuße am Ufer des Meeres bei Portici spatzieren. Der König von

Schweden war ganz bezaubert über die herrliche Aussicht, eine der schönsten in der Welt. Nachdem er lange die verschiedenen Gegenstände, die sich seinen Augen darboten, untersucht hatte, bemerkte er, daß die Lage von Neapel eine Bombardirung sehr erleichtere, und deshalb einen Einfall befürchten lasse. „Ich getraue mich, sagte Gustav, mit Hülfe meiner Flotte, in weniger als zwei Stunden Ihre Hauptstadt zu erobern, und mich Ihrer Person, der Person der Königin, und Ihrer Kinder zu bemächtigen.“ Ferdinand machte, durch Gewohnheit verleitet, eine ungeschliffene Miene, von einem lange anhaltenden Pfeifen begleitet, und sagte: „Siehst du, mein Bruder, wenn es mir einfiele, dieses Signal (das Pfeifen) dreimal hinter einander zu wiederholen, so würdest du hundert und fünfzig tausend Menschen herbei laufen sehen, die sich deiner königlichen Person, deiner Truppen und deiner Schiffe bemächtigen würden.“ So erwiederte der König von Neapel die Gaskonnade des Königs von Schweden, worauf er sich nicht gefaßt machte, durch eine andere von demselben Gehalte.

Ferdinand unterhielt eines Tages den König von Schweden von einem Entschlusse des Staatsraths, der kurz vorher gehalten wurde. Gustav fragte, wer die Personen wären, die gewöhnlich den Staatsrath ausmachten? Als er die Königin nennen hörte, rief er: „Wie, die Königin gehört auch zum Conseil?“ — „Ja, hieß es, sie präsidirt darin. — „Bravo, rief Gustav; hierzu wird ein solcher Boden erfodert, wie hier ist. Dieß

Reich muß von der Natur sehr begünstigt seyn, da es noch besteht, ungeachtet des Einflusses der Weiber in die Regierung. Wenn diese Schwachheit in Schweden Sitte wäre, so würde der Staat längst zu Grunde gerichtet seyn."

Niemand war froher, da Gustav Neapel verließ, als die Königin, die er eben so wenig schonte, als ihren Gemahl.

VII.

Aus dem Privatleben des Kurfürsten Max Joseph.

An einem schönen Winterabend sah der Kurfürst Maximilian Joseph der Dritte von Baiern, welcher 1777 als das Opfer eines ungeschickten Arztes, und als der letzte aus dem Wittelsbach-Baierischen Stamme starb, einen seiner Leute schwer beladen aus der Hofküche schleichen. Seinem Blicke entging der Inhalt nicht, der in dem Tuche verborgen lag, das der Mann trug. Er ließ ihn auf der Stelle, so wie er war, zu sich rufen, und gab Befehl, daß er nichts weglegen konnte und durfte. Zitternd trat dieser Mann zu dem Kurfürsten, der ihn, an einem italienischen Kamine stehend, erwartete und zu sich rief. Er fragte ihn, wie

lange er diene, ob er Kinder habe, seinen Sold richtig erhalte u. s. w. Im Gespräch schob er den Mann immer näher zum Kamine, der ziemlich starke Wärme und Feuer sprühte. Auf einmal entstand ein Geprassel. Der Fürst that, als wäre er sehr betroffen, sah in das Feuer und auf die Erde, und rief verwundert aus: „Was Himmel macht er denn? Was trieft ihm denn da aus seinem Tuche? Seh' er nur einmal auf die Erde!"

Angst und Verlegenheit benahmen dem Manne die Besonnenheit, und schöne Stücke Butter, die noch nicht zergangen waren, entfielen ihm aus dem Tuche. „Hebe er sie nur auf, und laß er sich's zur Warnung seyn, meine Hofküche nicht mehr zu besuchen, dießmal will ich es ihm so hingehen lassen." Dieser Vorfall machte den Fürsten aufmerksam, und er ging nie vor dem Orte vorbei, ohne dem Ausgange seiner Hofküche ein aufmerksames Auge zu schenken.

Nicht lange nach diesem Vorfalle fing der Kurfürst wieder eine solche Maus, deren Geschmack aber anderer Art war. Diese hatte nemlich ein ganz knappes und kurzes Mäntelchen um, das zu dürftig war, um den Schwanz eines ansehnlichen Fisches, der auf eine andere Tafel als die fürstliche getragen werden sollte, zu verbergen. Der Fürst ließ ihn rufen, und fuhr ihn etwas unfreundlich an: „Guter Freund, wenn er künftig aus meiner Hofküche Fische braucht, so laß' er sich einen weitern und längern Mantel machen, oder nehm' er kleinere Fische."

und wandte ihm den Rücken zu, da er ihn als einen armen Teufel kannte.

Der Kurfürst besuchte auch öfters die Arbeitszimmer seiner Kanzleien, die damals im alten Hofgebäude waren, und wohin er von der Residenz durch bedeckte Gänge kommen konnte. Zu den Thüren hatte er Hauptschlüssel, und öfters begab er sich in der Mittagsstunde, wenn jedermann sich entfernt hatte, blos von einem Kammerdiener begleitet, dahin. Einst fiel ihm in einer aufgeschlagenen Küchenrechnung der Ausdruck auf: „Diese Woche krepirten 150 Hühner." Er schrieb mit eigener Hand darunter: „Und wie viele Bouteillen Wein gingen diesen Hühnern mit der Leiche?" — Ein Kanzellist hatte eben einen Bericht auf dem Pulte liegen, um ihn Nachmittags zu enden. Der Fürst bemerkte, daß zwei wesentliche Fehler darin vorkamen, und Worte ausgelassen waren; er korrigirte erstere, und setzte letztere hinein. — Wie mag der Herr Kanzellist überrascht worden seyn, als er diese Schrift erblickte!

VIII.

Der Kaiser Paul und der Offizier.

Wie in allen großen Städten, so gilt auch in St. Petersburg das Polizeigesetz, daß man auf den Straßen

nicht zu rasch fahren soll. Der Kaiser Paul hatte es von neuem einschärfen lassen, weil kurz zuvor einige Personen übergefahren worden waren. Zufällig fuhr der Monarch eines Nachmittags in einer leichten Droschke über den Isaaksplatz. In der Ferne sah er einen Offizier, der sich auf einer einspännigen Droschke selbst fuhr, in gestrecktem Trabe über den Platz jagen. Der Unmuth überwallte den Kaiser: er befahl dem Kutscher, den Offizier einzuholen.

Als der Offizier den Kaiser hinter sich herkommen sah, wollte er ihm ausbiegen, und fuhr nach der blauen Brücke. Der Monarch folgte ihm. Er lenkte rechts in die Maski-Perspektive; der Kaiser hinter ihm drein. Jetzt erst merkte der Offizier, daß es auf ihn gemünzt sey. Er ahndete nichts Gutes, und ohne eigentlich zu wissen, wodurch er die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich gezogen hatte, suchte er derselben möglichst zu entgehen, und ließ nun seinen Kosacken wacker auftreten. Je schärfer er zufuhr, desto schneller folgte ihm der Kaiser; er war nur noch dreißig Schritte hinter ihm. Eine panische Furcht überfiel den Offizier. Erreichte ihn der Kaiser, so glaubte er sich verloren. Jetzt galt es sein Glück, sein Leben. Auf seinen Kosacken konnte er sich verlassen; er ließ dem Renner den Zügel, und jagte die meilenlange Straße wie ein Rasender hinab. Alles, Menschen und Wagen wichen auf die Seite. Die leichten Räder flogen wie Windeswirbel über das Feuer sprühende Pflaster; des Kaisers Droschke war dicht hinter ihm. Er schrie auf das Pferd,

er gab ihm jetzt erst den ersten Hieb, und nun flog das Thier durch die Luft mit ihm. In wenigen Minuten war er dem Kaiser aus dem Gesichte. Er fuhr langsam durch das Thor, und eilte nun noch eine große Strecke auf dem Wege nach Strebna weiter.

Als der Kaiser sah, daß er den Flüchtling nicht erreichen könnte, wendete er äußerst übelgelaunt um, ließ augenblicklich den Generalmarsch schlagen, und gab den Befehl, daß der Offizier, der auf dem Sammelplatze seines Regimentes fehlen würde, arretirt, und morgen früh um zehn Uhr ihm vorgeführt werden sollte. Bei sämmtlichen Regimentern der Residenz fehlten sieben und zwanzig Offiziere. Sie waren im Augenblicke des Lärmenschlagens außerhalb der Stadt gewesen, und wurden, so wie sie in das Thor kamen, arretirt, und dem Monarchen den folgenden Morgen im Winterpallast vorgestellt. Unser Flüchtling stand mitten unter ihnen. Der Kaiser trat in den Parolesaal. Sein Blick war dunkel und selbst der Unerschrockenste mußte zittern, wenn er diesen unumschränkten Herrn von vierzig Millionen Menschen im Augenblick der Verstimmung in's Aug sah.

Der Kaiser ging die ganze Reihe der Offiziere langsam durch. Er musterte, ohne ein Wort zu sprechen, jeden genau, aber er erkannte den Gesuchten nicht wieder. Noch verstimmter durch das Fehlschlagen dieses Versuchs, stellte er sich vor die Fronte der Vorgefoderten, und hob in strengem Tone an: „Es ist einer unter euch, der gestern meinen gerechten Unwillen gereitzt hat. Ich habe

verboten, auf den Straßen zu rasch zu fahren. Dieser Eine jagt, meinem kaiserlichen Befehle zum Trotz, wie ein Besessener durch die Stadt, zum Thore hinaus. Ich lasse die Regimenter sich versammeln, um zu sehen, wer der Fehlende ist, und es fehlen sieben und zwanzig. Sieben und zwanzig Offiziere einer Garnison sind nicht auf ihrem Platze! Ich will ein Exempel statuiren, das den Offizieren meiner Petersburger Regimenter gewiß im Andenken bleiben soll: ihr alle sollt bis auf Weiteres nach Sibirien. Die Kibitken stehen schon zu eurem Transporte bereit. Marsch!"

Die ganze Fronte stand vor Schreck wie eingewurzelt. Da trat ein junger, schlanker Mann aus der Reihe, legte die Hand auf die klopfende Brust und beugte sich vor dem Monarchen. „Ew. Majestät Ungnade, sagte er mit bebender Stimme, falle auf mich, auf mich allein. Meine Kameraden sind schuldlos. Bis jetzt war es noch keinem Offizier untersagt, in dienstfreien Stunden außerhalb der Linien der Stadt zu seyn. Ich allein bin der schuldige Theil."

Mehr konnte der junge Mann nicht sprechen; er hatte keinen Athem, keine Luft mehr in der gepreßten Lunge. Durch seinen Körper flog ein leises Zittern, das Blut wich ihm aus dem Gesichte. Der Kaiser maß ihn von oben bis unten; im weiten Saale herrschte eine große Stille. Nach einer langen Pause frug der Kaiser: „Wer bist du?" — „Ich heisse Iwan ***," war die Antwort. Der Kaiser schwieg wieder eine Weile; sein Blick ruhte

auf dem hübschen jungen Menschen. Endlich fragte er: „wo hast du den Kosacken her?"

„Von meinem Vater; er hat ihn selbst groß gezogen, und mir geschenkt." — „Dein Vater, hob der Monarch lächelnd an und legte die Hand auf die Schulter des Lieutenants, dein Vater hat einen sehr braven Kosacken gezogen, aber noch einen braveren Sohn. Du scheuest meinen Zorn nicht, du vertheidigest deine Kameraden, das ist brav, sehr brav. Um deinetwillen erlasse ich deinen Kameraden die Strafe. Iwan, was willst du für deinen Kosacken?"

„Mein Kaiser, rief der junge Mensch, von der milden Güte des Monarchen tief gerührt, aus, und sank zu seinen Füßen nieder: das Pferd hat mir das Theuerste meines Lebens, Ew. Majestät Gnade gerettet. Für diesen hohen Preis gehört es Ew. Majestät."

„Steh auf, Major! von einem Lieutenant nimmt ein Czar kein Geschenk an. Ich danke dir für das Pferd."

Wenn der Kaiser gab, gab er kaiserlich. Nach diesem Maaßstabe war die Equipage des neuen Majors eingerichtet, die ihm der Monarch den folgenden Tag schenkte.

IX.

Der Kaiser Napoleon.

1. Guter Rath aus dem Munde eines Sterbenden.

Der französische Reichsmarschall Lannes, Herzog von Montebello, trat beim Ausbruche des Revolutionskrieges als gemeiner Soldat in die Reihe der Vertheidiger des Vaterlandes, zeichnete sich aber durch seine militärischen Talente so rühmlich aus, daß er bald von einer Ehrenstufe zur andern stieg. In dem italienischen Feldzuge 1796 wählte ihn der Obergeneral Bonaparte zu seinem Adjutanten, und von der Zeit an war er dessen unzertrennlicher Gefährte. Er begleitete denselben als Divisionsgeneral nach Egypten, wo er die ausgezeichnetsten Dienste leistete, und er mußte noch auf Krücken gehen, als er im Herbst 1799 von da nach Paris zurückkam. Einige Zeit war er Gesandter in Lissabon, und in den Kriegen Napoleons gegen Oesterreich und Preußen verrichtete er glänzende Thaten und half entscheidende Siege erringen. Selbst Napoleon, welcher

die schnelle Entwicklung seines Verstandes bemerkte, war darüber erstaunt, und sagte von ihm: „er war verständig, klug, kühn und besaß vor dem Feinde eine unerschütterliche Kaltblütigkeit. Hätte er länger gelebt, so würde er sich auch für die große Taktik geschickt haben.“

Der Marschall Lannes war erst 38 Jahre alt, als er am 22 Mai 1809 in der Schlacht bei Eßlingen, indem er Abends vom Pferde stieg, um sich etwas zu erfrischen, tödlich verwundet wurde. Man brachte ihn in einer Sänfte vom Schlachtfelde hinweg. Als Napoleon dieß gewahr wurde, umarmte er den Marschall und fragte ihn, ob er ihn noch erkenne? „Ja, Sire, versetzte Lannes, Sie haben Ihren besten Freund verloren.“ — „Nein, nein, unterbrach ihn der Kaiser mit Nachdruck, du wirst leben.“ Dann wandte er sich gegen seinen Wundarzt Larrey, und fuhr also fort: „Nicht wahr, Sie stehen mir für sein Leben?“

Dem Kaiser rollten die Thränen aus den Augen. Er wandte sich darauf gegen diejenigen, welche ihn umgaben, und sagte zu ihnen: „Mein Herz brauchte einen so fürchterlichen Schlag, um sich heute mit etwas anderem, als mit der Armee zu beschäftigen.“ Der Herzog von Montebello war schon ohne Empfindung, aber er erhob sich in Gegenwart des Kaisers wieder, umarmte ihn und sagte: „In einer Stunde werden Sie den verloren haben,

der mit dem Ruhme und mit dem Troste stirbt, Ihr bester Freund zu seyn." Dieser rührende Auftritt fiel auf dem Schlachtfelde vor.

Bei der letzten Unterredung, welche Lannes mit Napoleon bald nach dem obigen Auftritte hatte, erinnerte er ihn an alle die Dienste, welche er ihm geleistet, und an alle die Beweise von Ergebenheit, die er ihm gegeben hatte, und endigte seine Rede folgendermaßen: „Ich spreche nicht so mit dir, Sire, um dich zu bewegen, daß du für meine Frau und Kinder sorgest. Indem ich für dich sterbe, brauche ich keine solche Berufung zu machen; es ist eine Pflicht, welche du deinem Ruhme schuldig bist, sie zu beschützen; auch fürchte ich nicht, deinen Gesinnungen gegen sie eine andere Richtung zu geben, wenn ich dir die letzten freundschaftlichen Vorwürfe mache. Dein unersättlicher Ehrgeitz wird deinen Untergang herbei führen; du opferst ohne Grund und ohne Bedauern diejenigen Männer auf, welche dir am besten dienen, und deine Undankbarkeit entfernt selbst diejenigen von dir, welche dich bewundern. Du bist blos noch von Schmeichlern umgeben, und ich bemerke keinen einzigen Freund, der dir noch die Wahrheit zu sagen wagt. Du wirst verrathen und verlassen werden: mache diesem Kriege schnell ein Ende. Dieß ist der Wunsch deiner Generale, und könnten deine Völker etwas anderes wünschen? Nie wirst du mächtiger werden, aber wohl kannst du dich weit beliebter machen. Vergieb, Napoleon, diese freimüthi-

gen Aeußerungen einem Sterbenden; derjenige, der jetzt den Geist aufgiebt, liebt dich."

Als der Marschall diese Worte sprach, weinte Napoleon bitterlich. Wenn alle diejenigen, welche ihn umgaben, Lannes Offenherzigkeit besessen hätten, so wäre er wohl nicht als Gefangener auf St. Helena gestorben.

2. Der Kaiser und der Bauer.

Auf der Reise, welche Napoleon ein Paar Jahre vor seinem Sturze nach Holland machte, besuchte er einen Bauer, dessen Haus ganz einzeln an dem Ufer der Schelde lag. Den Monarchen begleiteten zwei Adjutanten; einer von ihnen sagte zu dem Bauer: „Der Kaiser kommt." Der Holländer blieb ruhig mit der Mütze auf dem Kopfe sitzen, und erwiederte: „Was geht das mich an?" In diesem Augenblicke trat Napoleon herein und sagte: „Guten Tag, lieber Freund!" Der Bauer nimmt seine Mütze ab, bleibt aber sitzen, und begnügt sich damit, ganz phlegmatisch: „Guten Tag!" zu wiederholen.

Ich bin der Kaiser, fuhr Napoleon fort.
Bauer. Sie?
Napoleon. Ja, ich.
Bauer. Ich freue mich sehr darüber.

Napoleon. Ich will dein Glück machen.

Bauer. Ich habe nichts nöthig.

Napoleon. Hast du Töchter?

Bauer. Ja.

Napoleon. Wie viel?

Bauer. Zwei.

Napoleon. Ich will sie verheirathen.

Bauer. Nein, ich will sie schon selbst verheirathen.

Bei diesen Worten, die den Kaiser nicht wenig in Erstaunen setzten, kehrte er dem Bauer schnell den Rücken, und ging fort.

3. Wie man sich verrechnen kann.

Als Napoleon, auf dem Feldzuge gegen Rußland, im Mai 1812 nach Dresden gekommen war, berief er den Bischof von Mecheln de Pradt zu sich, um ihm seine Plane im Allgemeinen mitzutheilen, und ihn aufzufordern, zur Ausführung derselben mitzuwirken. „Ich bin gesonnen, begann er, Sie nach Polen zu schicken, aber natürlich nicht zum Messelesen. Es ist ein Versuch, den ich machen will, um Ihre Geschicklichkeit zu erproben. Sie müßen einen guten Tisch führen und ein ansehnliches Gefolge haben. Dieß ist von Gewicht in diesem Lande. Sie müssen etwas von Polen wissen; Sie haben ja Rhuluéres gelesen. Ich werde die Russen schlagen.

Die Kerze brennt. Zu Ende des Septembers muß alles in Richtigkeit seyn. Ich verliere hier Zeit."

Nach einer kurzen Weile fuhr der Kaiser fort: „Ich marschire nach Moskau; ein oder zwei Schlachten werden die Sache in Richtigkeit bringen. Der Kaiser Alexander wird nachgeben; ich brenne Tula nieder, und Rußland steht entwaffnet da. Man erwartet mich zu Moskau; dieses ist das Herz des russischen Reichs; ich werde den Krieg mit polnischem Blute führen. Fünfzig tausend Mann Franzosen lasse ich in Polen; Danzig mache ich zu einem andern Gibraltar des Nordens, und gebe Polen jährlich fünfzig Millionen Hülfsgelder; ich bin reich genug dazu. Das Continentalsystem ist ohne Rußland eine Thorheit. Ich würde ohne den spanischen Krieg Herr von Europa seyn. Mein Sohn wird ohne große Geschicklichkeit blos das behaupten dürfen, was ich erworben habe."

Dieß waren, nach de Pradts Versicherung, buchstäblich Napoleons Worte. Er zweifelte nicht im geringsten an einem vollständigen glücklichen Erfolge. Dieß Zutrauen flößte er Jedermann, Fremden und Eingebornen, ohne Unterschied ein. Die ganze Pariser Jugend sah diese Unternehmung als eine große Jagdpartie an, welche nicht über sechs Monate dauern werde. Die Armee, welche nach Beförderung und Beute begierig war, gab sich zu diesen Maaßregeln unbedingt her. Diejenigen priesen sich glücklich, die an dieser Unternehmung An-

theil nehmen durften. Wer eine abschlägige Antwort erhielt, der verwünschte sein unglückliches Geschick, oder tadelte den Ausspruch des Kaisers.

4. Napoleon will sich vergiften.

Am eilften April 1814 mußte Napoleon zu Fontainebleau seine Abdankung unterzeichnen, und sich verbindlich machen, den Rest seines Lebens auf der Insel Elba zuzubringen. Den Abend dieses Tages brachte er gröstentheils in der Gesellschaft des Herzogs von Vicenza (Caulincourt) zu, und erst um eilf Uhr zog er sich in sein Kabinet zurück. Im Pallaste zu Fontainebleau herrschte die größte Stille; vielleicht schlief niemand, aber dieß große Gebäude war wenigstens der Ruhe überlassen, welche auf große Bewegungen und Gährungen folgt. Im Innern vernahm man kein Geräusch; außerhalb hörte man blos das Getöß der französischen Schildwachen, welche den europaischen Gefangenen bewachten. In der Ferne wiederholten die Echo's das unruhige und ungleiche Rufen der Schildwachen der Fremden.

In Napoleons Augen kam kein Schlaf, und um ein Uhr Morgens ließ er den Herzog von Vicenza rufen. Als dieser Minister eintrat, setzte Napoleon eine leere Tasse auf den Tisch. Sein erstes Wort war ein Befehl an den Minister, ihm im Kabinette das Portefeuille zu holen, wel-

ches das Bildniß und die Briefe der Kaiserin enthielt, „Nehmen Sie dieselben zu sich," sagte er zu ihm. Darauf diktirt er ihm seine andern Willensmeinungen, und schenkt ihm sein Bildniß auf einem Came'. Noch sprach er mit ihm, als er von einer plötzlichen Crisis unterbrochen ward, welche den Herzog von Vicenza in Schrecken setzte. Ein Schleier schien Napoleons Augen zu verhüllen, der das Ende eines für ihn so schmerzlichen und für den Augenzeugen so schrecklichen Todeskampfes herbei rief. Bisweilen schien er einzuschlafen, um nicht wieder zu erwachen, als ihn ein eiskalter Schweiß bedeckte und plötzlich eine heftige Convulsion, wobei alle seine Glieder erstarrten, Erbrechungen herbeiführte. Napoleon hatte den Herzog von Vicenza festgefaßt, damit er ihm nicht entwische und sagte zu ihm mehrmals: daß, wenn er sein Freund sey, er ihn nicht hindern dürfe, seinem Daseyn ein Ende zu machen, und daß er gewiß nicht wünsche, daß Andere Augenzeugen von seinem Todeskampfe seyn möchten.

Dieser Kampf zwischen Leben und Tod dauerte beinahe drei Viertelstunden; endlich ward Napoleon durch ein Erbrechen gerettet, und er sagte: „Es ist umsonst, der Tod will mich nicht!" Jetzt erlaubte er dem Herzog von Vicenza, einen Kammerdiener zu rufen, und er brauchte diesen, um einen Wundarzt zu rufen. Yvan langte an, und Napoleon bat ihn dringend, ja sogar gebieterisch, ihm einen Trank zu geben. Ueber dieses

sonderbare Verlangen bestürzt, geht Yvan fort, läuft eilig die Treppe hinunter, wirft sich auf ein Pferd, und sprengt eilend davon. Der Herzog von Vicenza ließ den Großmarschall Bertrand und den Gardeobersten, Grafen von Turenne, unterrichten, welche sich in dem Zimmer einfanden. Zwei Tage vorher hatte Napoleon von seinen Leuten verlangt, daß sie ihm Kohlen brächten, um ihn im Bette zu ersticken. Da er von ihnen die Erfüllung seines Verlangens nicht erhalten konnte, so hatte er seine Pistolen zurechte gemacht, allein sein Mameluck und sein Kammerdiener hatten dieß bemerkt, und das Zündpulver herabgeschüttet.

Die Crisis war so heftig, daß Napoleon vor eilf Uhr nicht aufstehen konnte, um den Marschall Macdonald abzufertigen. Vergebens suchte er früher aufzustehen, seine Füße versagten ihm den Dienst, sein Gesicht war ganz verzerrt, seine Augen lagen tief darinnen, seine Farbe war bleich und seine Glieder wie zerbrochen. Endlich siegte diese außerordentliche Natur über den Tod, und sein Geist und sein Charakter erhielten wieder das Uebergewicht über sein Unglück.

Das Gift, das Napoleon genommen hatte, war von Cabanis zur Zeit der größten Revolutionsstürme erfunden worden, um seine Freunde und sich dem Schimpfe der öffentlichen Hinrichtung zu entziehen. Seit seiner Abreise von Moskau hatte es Napoleon stets

bei sich getragen; vielleicht war er besorgt gewesen, dem Kaiser von Rußland lebendig in die Hände zu fallen; aber er war weit entfernt, voraus zu sehen, daß er sich dieses Rettungsmittels dann bedienen werde, wenn sein Pallast zu Fontainebleau ihm zum Gefängnisse dienen werde. Das Schicksal wollte, daß das Gift bei ihm nicht wirkte.

Zweites Fach.

Zur
Lebensgeschichte merkwürdiger Menschen.

I.

Klaus Narr und Konsorten.

An den Höfen der deutschen Fürsten waren ehemals die sogenannten lustigen Räthe oder Hofnarren, Leute von Bedeutung und Einfluß. Das Amt eines Hofnarren war lange Zeit eben so rühmlich, als die Station eines Hofpoeten, unter welcher Benennung die Hofnarren auch bisweilen vorkommen. Es gab aber auch unter ihnen Menschen, die unter der Hülle der Narrheit manches Kluge sprachen, Thorheiten verlachten und guten Rath ertheilten.

Klaus Narr, ein Zeitgenosse Luthers, gehört in die Reihe der klugen Narren. Er war aus dem Dorfe Ranstät, in der Gegend von Leipzig gebürtig, und hieß deswegen auch Klaus von Ranstät. Da seine Eltern sehr arm waren, so mußte er als Knabe die Gänse hüten. Als der Kurfürst Ernst einst mit vielen Pferden und Wagen durch Ranstät reiste, wurde Klaus der Gänsehirte neugierig, und wollte sehen, woher der große Lärm entstünde; damit ihm aber unterdessen seine Gänse nicht

gestohlen würden, steckte er die jungen mit den Köpfen neben einander unter seinen Gürtel, die alten aber trug er unter dem Arme fort. In diesem Aufzuge erwartete er den Kurfürsten. Als dieser den seltsamen Menschen erblickte, mußte er über seinen Einfall lachen, schloß aber zugleich, er habe einen natürlichen Beruf zum Hofnarren. Er ließ seinen Vater vor sich kommen, und fragte ihn: ob er zufrieden wäre, wenn er seinen Sohn mit sich an den Hof nähme? Der Vater antwortete: „Sehr gerne, gnädiger Herr; ich würde dadurch eines großen Verdrusses überhoben, denn der Junge ist mir nichts nütze, in meinem Hause macht er nichts als Unruhe, und durch seine Possen wiegelt er das ganze Dorf auf."

Der Kurfürst nahm Klausen von Stund an zu sich, schenkte den Bauern für die Gänse, die er unter seinem Gürtel erwürgt hatte, zwanzig Gulden, und machte seinem Vater noch ein besonderes Geschenk.

Der Bauernjunge entsprach der Erwartung des Kurfürsten aufs vollkommenste, und kam als kluger Hofnarr in einen Ruf, der weit größer war, als man hätte erwarten sollen. Er lebte als lustiger Rath an den Höfen vier sächsischer Kurfürsten, bei Kurfürst Ernst bis 1486, bei Albert bis 1500, bei Friedrich dem Weisen bis 1525, und bei Johann dem Beständigen bis 1532. Während dieser Zeit hielt er sich auch einige Jahre bei dem Erzbischof Ernst von Magdeburg auf. Seine Schwänke und Possen sind in eine Sammlung gebracht und oft gedruckt worden. Viele derselben zeugen

von nüchterner Besonnenheit, und von diesen mögen einige hier einen Platz finden.

Eines Tages beklagte man einen Ritter, der in einem Gefechte tödtlich verwundet worden war. Klaus sagte: Warum sollt' ich den beklagen, der für seinen Fürsten streitet und stirbt? Dann würd' ich ihn beklagen, wenn er ihn verriethe und dem Vaterlande untreu würde."

Zu einem schönen Fräulein sprach Klaus: „Ey, bist du nicht ein wunderschönes Fräulein!" Das Fräulein meinte, Klaus wolle sie zum Besten haben, und antwortete erröthend: „Klaus, warum verhöhnest du mich? Ich weiß wohl, daß ich nicht schön bin, aber du brauchst mir das nicht vorzuwerfen. Womit hab' ich deinen Spott verdient?" Klaus entgegnete: „Wie, du bist schön und weißt es nicht? Du schämst dich sogar, wenn man dich rühmt? Schäme dich, so lange du lebst, so wirst du dann noch schön bleiben, wenn du längst in der Erde liegst."

Ein Mann verschwendete sein ganzes Vermögen und war dem Bettelstabe nahe. Klaus begegnete ihm, zog ehrerbietig den Hut vor ihm, und bat ihn um einen Gulden. Da bei dem Verschwender die Gulden ziemlich auf die Neige gingen, und er nicht füglich mehr einen entbehren konnte, so fragte er Klausen, wie er auf den Gedanken komme, von ihm einen Gulden zu begehren. Klaus antwortete: „Ich wollte den Gulden aufheben, und ihn dir wiedergeben, wenn du betteln gehst, welches ohne Zweifel nicht mehr lange dauern wird."

Als Klaus einst vor einer Schenke vorüber ging, fiel ihm der ausgehängte Bierwisch in's Auge. „Diese Bierwische, sagte er, sind Irrwische, welche die Leute am hellen Mittage verführen, und sie vor Mitternacht nicht wieder nach Hause lassen.“

Ein Mann, der sich klug zu seyn einbildete, aber dabei sehr albern handelte, traf von Ungefähr mit Klaus zusammen. „Wo willst du hin?“ redete er Klausen an. „Zu dir,“ war die Antwort. „Zu mir? fragte der Eingebildete, was willst du bei mir?“ — „Zwei Narren beisammen sehen, schloß Klaus; einen, der sich selbst einen Narren nennt, und den andern, der wie ein Narr handelt.“

„Hast du Geld?“ rief Klausen ein Bekannter an. „Und wenn ich es hätte, warum wolltest du es wissen?“ antwortete Klaus. „Du sollst mir einen Groschen borgen,“ sagte Jener. „Das werd' ich fein bleiben lassen,“ meinte dieser. „Du nennst dich aber doch meinen Freund, und willst mir nicht einmal mit einer Kleinigkeit dienen!“ fuhr der Bekannte fort. „Eben darum, beschloß Klaus, mag ich dir nicht borgen. Denn wenn ich meinen Groschen wieder forderte, möchtest du mein Feind werden, und mir zürnen.“

Eine starke Magd ging mit zwei Wasserkannen über die Straße, und blieb alle Augenblicke stehen. „Es ist doch Schade, sagte Klaus, um eine so rüstige Dirne, daß die faulen Kannen so oft ruhen wollen, und das fleißige Kind so lange aufhalten.“

Zwei Männer geriethen mit einander in einen so lebhaften Streit, daß einer in der Hitze den Degen zog, um dem andern, der die Flucht ergriff, eins zu versetzen. Klaus rief dem Nachsetzenden zu: „Halt ein und haue nicht. Wenn du triffst, so triffst du nicht allein deinen Widersacher, sondern auch dich, und diese Wunde würde dich zeitlebens schmerzen.“

Der Kurfürst bot einst einem Höflinge aus seinem Credenzbecher einen Trunk. Der Höfling machte viele Komplimente, und äußerte, er sey es nicht werth, daß ihm solche Gnade widerfahre. Das sah und hörte Klaus, und sprach: „Sieh, mein Fürst, wie sich der Mann weigert zu trinken; schenk' ihm nur den Becher, und sieh, ob er sich dann auch noch so wehrt und sperrt.“

Als der Kurfürst Friedrich um einen Theil seiner Länder angefochten wurde, fragte er Klausen, wie er sich verhalten solle? Klaus sagte: „Fritz, gieb mir deinen besten Kammerrock, so will ich dir's schon sagen.“ Als Klaus den Rock hatte, zerschnitt er ihn mit der Scheere in zwei Stücke, zog die eine Hälfte an, und kam wieder zum Kurfürsten. Dieser war sehr unwillig, daß er den Rock verdorben hatte, und fragte, was die Possen bedeuten sollten? Klaus sagte: „Wie mir dieser halbe Rock ansteht, so wird es dir auch anstehen, wenn du deine Länder theilen willst.“

Einer von Klausens Nachfolgern war Joseph Fröhlich, aus Baiern gebürtig, besoldeter Hofnarr bei den Kurfürsten und polnischen Königen August dem

Zweiten und August dem Dritten. Seine angeborne komische Laune, seine baierische Sprache und sein dicker Bauch waren Empfehlungen genug, ihn beliebt zu machen. Dabei war er einer der größten Taschenspieler, wodurch er sich ein ansehnliches Vermögen erwarb. Er besaß in Dresden ein eigenes Haus, und ritt alle Morgen in seiner Hanswurstjacke und seinem spitzigen Hute nach Hofe. August der Zweite hatte ihm neun und neunzig Narrenkleider machen lassen. Seine Späße fielen oft in's Grobe und Zotige. Es war ein Antagonist des sogenannten Baron Schmiedels, eines andern Hofnarren, von melancholischem Temperament, der immer sehr geehrt seyn wollte. Fröhlich trug einen außerordentlich großen Kammerherrnschlüssel von Silber, der mehr als sechzig Unzen wog, auch zugleich so eingerichtet war, daß er statt eines Trinkgeschirres dienen konnte. Ein gewisser Edelmann wollte sich einst mit Geschenken hinter ihn stecken, die in einem Kalbe, Hammel, welschen Hahn und in zwei Gänsen bestanden. Diese Thiere trieb Fröhlich zusammen nach Hofe, und entdeckte dem Könige den ganzen Handel. Das gab zu viel Gelächter Anlaß.

Bei der Niederkunft seiner Frau bat Fröhlich den ganzen Hof zu Gevatern. In dieser Absicht erschien er bei Hofe mit einem ganzen Korbe voll Gevaterbriefen, den er auf dem Rücken trug. Er theilte die Briefe aus, und erhielt reiche Geschenke.

Als August der Zweite im Jahr 1728 zu Potsdam war, wollte man Fröhlichen an den bekannten Gundling hetzen, allein dieser gab dem sächsischen Hofnarren kein Gehör, weil er in eine höhere Region des Hoflebens zu gehören glaubte. Fröhlich setzte sich zwar an Gundlings Seite, und brachte ihm ein großes Glas mit den Worten zu: „Nun profit Herr Bruder, du bist doch mein Bruder, und ein Narr so gut wie ich." Gundling that ihm aber keinen Bescheid, und nahm auch die angebotene Brüderschaft nicht an.

Als Gundling gestorben war, schickte man an Fröhlichen ein ordentliches Notifikationsschreiben, das er also beantwortete: „Ich kondolire nicht allein wegen des unglückseligen Todesfalles des nunmehr verstorbenen und zweifelsohne holdseligen Herrn Gundlings, sondern bin auch zugleich selbst erzürnt, daß der interessirte verzweifelte Raubvogel der Menschen mir meinen werthen Confrater so bald aus der Welt geschafft. Ich kann hoch und theuer schwören, daß, sobald diese traurige Post aus dem an mich abgelassenen, und den 27 April a. c. erhaltenen, ersehen, ich mir nicht nur alle Zähne im Maule losgeheulet, sondern auch sogleich mit einem Flor, welcher nach meiner Voranpassirung sich allemal noch in der dritten Gasse hinter mir umgesehen, bekleidet habe. Der völlige Trauerhabit wird mit Ende dieses Monats gewiß verfertigt seyn, und werde sodann mit meiner ganzen Dorfschaft und Anhang mich in die tiefste Trauer einhüllen; auch alle Zimmer, sogar das Narren-

häusel und der Schweinstrog in meiner Residenz Narrendorf soll schwarz bekleidet werden."

Nicht allein Fröhlich, sondern auch andere Narren, die sich damals in Dresden aufhielten, legten bei Gundlings Tode die Trauer an. Sie mußten bei Hofe mit Flören, die wohl zwanzig Ellen lang waren, und mit Trauermänteln, die sehr lange Schleppen hatten, erscheinen.

II.

Der Humanist Glareanus.

Heinrich Loritus, bekannter unter dem Namen Glareanus, von seinem Geburtsorte Glaris in Helvetien, war ein guter lateinischer Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, und ein Mann von vielen gelehrten Kenntnissen. Er lehrte die Humaniora zu Köln, Basel und Freiburg, und erwarb sich nicht geringe Verdienste um Beförderung der Kenntniß des Alterthums, sowohl durch den auf den genannten Hochschulen gegebenen Unterricht, als auch durch Schriften, in welchen er die Werke der Alten erläuterte. Die kirchliche Reformation, die sich zu seiner Zeit in der Schweitz immer mehr ausbreitete, hatte seinen Beifall nicht. Der Haß gegen die Anhänger derselben bewog ihn noch

in seinem hohen Alter, die Hochschule zu Basel mit der zu Freiburg zu vertauschen. In der Zeit, da er eine Lehrstelle an der letztgenannten Anstalt bekleidete, erhielt er einst einen Besuch von einem jungen Studierenden, Namens Wilhelm Stuck. „Woher seyd ihr?" fuhr ihn der Professor ziemlich unsanft an.

Stuck. Von Zürich.

Glareanus. Ihr seyd also auch einer von denen, die das Evangelium im Munde, und den Teufel im Herzen tragen.

Stuck (ohne aus seiner Fassung zu kommen.) Ich war gekommen, einen Landsmann zu besuchen, dessen Ruf und gelehrte Arbeiten mir bekannt sind, und ich hoffte, von diesem Besuche eine wohlthuende Erinnerung mit mir nach Hause nehmen zu können; allein ich bin auf eine Art empfangen worden, die mir beweißt, daß, wenn auch Glareanus alle Tage den Musen, er doch nie den Grazien geopfert hat.

Der Professor entfaltete bei diesen Worten seine Stirne; er entschuldigte sich mit seinem hohen Alter und verwandte eine volle Stunde darauf, dem Studenten Stuck eine schöne Reihenfolge römischer Münzen zu erklären, so daß dieser letztere, als er nach Hause kam, von der Gelehrsamkeit und von der Höflichkeit des alten Professors kaum genug Rühmens zu machen wußte.

Sonst gehörte Glareanus auch zu den gelehrten Spaßmachern. Man erzählt von ihm: er sey einst von Paris nach Löwen zu dem berühmten Erasmus von

Rotterdam gekommen, der ihn gefragt habe, was es zu Paris neues gebe? „Nichts besonderes" antwortete Glareanus, als daß einige Griechen da angekommen sind, die das Griechische ganz anders lesen, als man bisher gewohnt war, z. B. Beta für Vita, Eta für ita etc." Den Augenblick habe Erasmus diese Aussprache angenommen, für dieselbe geschrieben, und daher heisse sie die Erasmische.

Ein andersmal wollten ihm die Lehrer zu Basel keinen Platz unter sich verstatten. Als daher die nächste akademische Feierlichkeit war, brachte sich Glareanus seinen Sitz selbst mit, indem er in den Hörsaal auf einem Esel geritten kam.

Als er einst gefragt wurde, wie er lebe? antwortete er: „Fürstlich! ich habe Essen und Trinken vollauf — und viele Schulden."

III.

Crichton und Servin, zwei Wundermenschen.

Es gibt außerordentliche Menschen, deren Talente an's Wunderbare grenzen, die aber der Welt zuletzt damit so wenig nützen, als die Riesentanne, welche ihre Millionen Saatkörner alljährlich über unwirthbare Felsen streuet.

Erscheinungen wie diese gehören zu den seltensten Naturspielen, und zu den räthselhaftesten Aufgaben dieser Welt.

Ein solcher Wundermensch war der Schottländer Jones Crichton, der 1560 aus einer mit dem königlichen Hause verwandten Familie entsprossen war. Er wurde mit dem nachmaligen Könige Jakob zugleich erzogen, studirte zu St. Andrews, und kam in seinem zwanzigsten Jahre nach Paris. Hier war er bald ein Gegenstand der Bewunderung und des Erstaunens Aller. Er foderte, bald nach seiner Ankunft, durch einen Zettel, den er an dem Kollegium von Navarra anschlagen ließ, alle Gelehrten auf, an einem gewissen Tage mit ihm über jede Wissenschaft, und in zehen verschiedenen Sprachen, zu disputiren, und zwar in Prosa oder in Versen. Alles drängte sich an dem festgesetzten Tage herbei, den Wundermenschen zu sehen, der so unerhörte Dinge versprach; aber die gespannteste Erwartung wurde nicht blos befriedigt, sondern bei weitem übertroffen. Fünfzig Magister, vier Doktoren und drei tausend Zuhörer gaben ihm das Zeugniß, daß hundert Jahre bei'm Studiren ohne Essen und Trinken zugebracht, nicht hinreichend wären, so viele Kenntnisse zu erwerben. Nachdem die Disputation neun Stunden lang ununterbrochen forgedauert hatte, wurde Crichton mit einem kostbaren Ringe und einer Goldbörse beschenkt, und unter einem allgemeinen Jubel nach Hause begleitet.

Ein Schrifsteller jener Zeit sagt von dem Aufenthalte

dieses Wunders von Gelehrsamkeit in Paris folgendes: „Es ist hier ein junger Mensch eingetroffen, eben erst zwanzig Jahre alt, welchem selbst die ersten akademischen Professoren das Zeugniß geben, daß er in allen Wissenschaften vollendet sey. Niemand übertrifft ihn in der Vokal- und Instrumentalmusik; im Tanzen und Zeichnen, im Malen und Reiten hat man seines Gleichen nicht gesehen. Er disputirte neulich vor dreitausend Zuhörern, und setzte durch die Richtigkeit, Gelehrsamkeit, und durch die Präcision seiner Antworten alles in Erstaunen. Er spricht lateinisch, griechisch, hebräisch, syrisch, arabisch, spanisch, italienisch, französisch, englisch, flammändisch und slavonisch vortrefflich. Wahrlich, man sollte glauben, daß ein Mensch, selbst bei einem hundertjährigen Alter, selbst wenn er weder äße noch schliefe, so viel Kenntnisse in sich vereinigen könnte. Seine Anwesenheit erfüllt alle mit panischem Schrecken, denn er weiß mehr, als ein Mensch wissen kann. Man fürchtet, daß er der Antichrist sey."

Von Paris ging Crichton nach Rom, wo der Pabst und alle Kardinäle seine unerhörten Fertigkeiten und Kenntnisse bewunderten. In Venedig machte ihn Aldus Manutius allen Gelehrten bekannt, denen er Gedichte zur Ehre der Stadt und Universität überreichte. Als er vor dem Doge und Senat erschien, sprach er mit so viel Geist, Salbung und Anmuth, daß alle Anwesenden diesen Phönix bewunderten. Eine öffentliche Disputation hatte einen ähnlichen Erfolg, wie in Paris. Aber mit-

ten unter seinen Triumphen erkrankte er, und begab sich auf den Rath der Aerzte nach Padua. Schon am Tag nach seiner Ankunft erhielt er einen Besuch von allen Gelehrten der Stadt, und in ihrer Gegenwart sprach er wieder in einem langen Vortrage zur Ehre der Stadt, der Universität und der Anwesenden so kräftig und geistreich, daß man schon durch diese erste Probe mit Bewunderung gegen ihn erfüllt wurde. Er disputirte darauf sechs Stunden lang mit den gelehrtesten Professoren, über jeden beliebigen Gegenstand, und schloß mit einer Lobrede auf die Unwissenheit voll satyrischer Züge und gelehrter Anspielungen. Im erzbischöflichen Pallaste disputirte und sprach er mit derselben Gewandtheit, und beantwortete alle vorgelegten Fragen. Ein andermal erbot er sich, entweder in syllogistischer Form, oder in hundert verschiedenen Versarten, alle Irrthümer und Fehlschlüsse des Aristoteles und seiner Kommentatoren aufzudecken, schwierige mathematische Probleme aufzulösen, über alle Wissenschaften zu disputiren, und alle Einwürfe zu beantworten. Man zweifelte an einem glücklichen Erfolg, aber Aldus Manutius versichert, der Wundermann habe auch dießmal nach einer Arbeit von drei Tagen den Kampfplatz mit dem Lorbeer des Ruhmes verlassen.

Es möchte scheinen, Crichton habe sich immer nur mit Studien beschäftigt; aber dieß war so wenig der Fall, daß er sich keine der Jugend gewöhnliche Ergötzlichkeiten versagte. Man sah ihn oft an öffentlichen Vergnügungsorten, und manche Stunde brachte er am Spieltische zu.

Er war Maler und Kupferstecher, verstand die Vokal- und Instrumentalmusik aus dem Grunde, tanzte zum Bewundern schön, und erfocht in Paris an eben dem Tage, da er so meisterhaft disputirt hatte, in Gegenwart des ganzen Hofes fünfzehnmal im Reithause den Preis im Ringelstechen. Eben so excellirte er im Ballspielen, in Würfeln und Karten. In Mantua führte er von seiner eigenen Komposition eine Komödie auf, und spielte darin selbst fünfzehn verschiedene Rollen, und dieß in Gegenwart des ganzen Hofes. Sein Gedächtniß war so außerordentlich, daß er eine stundenlange Rede von Wort zu Wort wiederholen konnte. Ebendaselbst ließ er sich mit einem berüchtigten Fechter ein, der schon manchem den Garaus gemacht hatte, und durchbohrte ihn. Er gewann dadurch eine Wette von fünfzehnhundert Pistolen, die er unter die Wittwen dreier Männer, welche dieser Fechter vorher erlegt hatte, großmüthig austheilen ließ.

Der Herzog von Mantua hatte diesen außerordentlichen jungen Mann seinem Prinzen, Vincenz von Gonzaga, zum Gouverneur gegeben. Einst, da Crichton zur Carnevalszeit bei Nacht mit der Cither in der Hand spatzieren ging, wurde er von mehreren maskirten Personen angefallen. Er vertheidigte sich tapfer, drängte sie zurück, und entwand dem Hitzigsten den Degen. Da zeigte es sich, daß dieser sein eigener Zögling sey. Crichton gab ihm mit Ehrerbietung die Waffe zurück, und der augenblickliche Gebrauch, den dieser Niederträchtige davon machte, war, daß er sie seinem großmüthigen

Vorgesetzten durch den Leib rannte. Crichton starb, nur drei und zwanzig Jahre alt, an der tödtlichen Wunde. Der Hof legte um ihn die Trauer an, und in allen Kabinetten war lange sein Bildniß zu Pferd aufgestellt, mit einer Lanze in der einen, und mit einem Buche in der andern Hand. —

Minder bekannt als Crichton, aber nicht weniger merkwürdig, war der Franzose Servin, von dem der Herzog von Sully, der um Frankreichs Wohl unsterblich verdiente Minister und Freund König Heinrichs des Vierten, in seinen Memoiren Folgendes erzählt.

„Als ich Anfangs Juni 1603 von Heinrich dem Vierten, zur Königin Elisabeth von England geschickt wurde, präsentirte mir der alte Servin, auf dem Wege von Paris nach Calais, wo ich mich einschiffen wollte, seinen Sohn. Er bat mich, denselben in mein Gefolge aufzunehmen, und einen Versuch zu machen, ob der junge Mensch, der bei den glänzendsten Talenten die hervorstechendsten Neigungen zu allen Lastern hatte, nicht endlich noch ein rechtlicher Mann werden könne?"

„Ich ward neugierig, und gab mir Mühe, den jungen Servin von Grund aus kennen zu lernen. Da fand ich ein wahres Wunder und ein wahres Ungeheuer, beides in einer Person; wie könnte ich diese Verbindung der außerordentlichsten und der allerabscheulichsten Anlagen anders nennen? Man denke sich einen Geist, dem fast keine menschliche Kenntniß mehr fremd war; ein Fassungsvermögen, das alles auf den ersten Augenblick begriff,

und ein so wunderbares Gedächtniß, das nichts mehr vergaß, was gelesen, gehört, gesehen worden war. Er hatte alle Theile der Philosophie, der Mathematik, und besonders der Befestigungs- und Zeichenkunst inne. In der Theologie war er so bewandert, daß er, wenn er wollte, der trefflichste Prediger seyn konnte, oder der gewandteste Kontroversist, gleichviel für oder wider die reformirte Religion. Er hatte nicht blos das Hebräische, Griechische und alle Sprachen erlernt, die man gewöhnlich gelehrte zu nennen pflegt, sondern auch alle verschiedenen Patois. Er machte Aussprache, Accent, alles so natürlich nach, und begleitete alles, was er in jeder Sprache sagte, so treu mit dem nationalen Geberdenspiel der verschiedenen Völker Europens, der verschiedenen Provinzen Frankreichs, daß man hätte darauf schwören mögen, er sey aus jedem dieser Länder gebürtig. Er hatte eine unbeschreibliche Gewandtheit, Andere auf die täuschendste Weise nachzuäffen; es gab keinen bessern Spaßmacher und Schauspieler als ihn. Dabei schrieb er die schönsten Gedichte, spielte beinahe alle musikalischen Instrumente, verstand die Grundsätze der Tonkunst vollkommen, und sang eben so angenehm als schulgerecht. Er las die Messe, denn er wollte einmal in der Welt alles thun und alles kennen. Sein Körper war so herrlich, wie sein Geist, gewandt, leicht, zu allen Uebungen, zu allen Spielen meisterhaft geeignet; er ritt gut, man bewunderte ihn im Tanz, auf der Laute, in fast allen mechanischen Arbeiten."

„Aber nun die Kehrseite: er war lügnerisch, doppelzüngig, verrätherisch, grausam, feige, Trunkenbold, Schlemmer, Fresser, ein Erzspieler, Betrüger, Wüstling in jeder Art, Flucher, Atheist, kurz, der Inbegriff aller Bosheiten, aller Laster, die jemals Ehre, Religion, Natur und Gesellschaft beleidigten. Und so zeigte er sich bis an sein Ende. Er starb in der Blüthe seines Lebens, im öffentlichen Bordel, von Ausschweifungen ganz zerstört, mit dem Glase Wein in der Hand, und einem Fluche gegen Gott im Munde."

IV.

Lorenz Prätorius oder der Prophetenlohn.

In der unglücklichsten Periode des dreissigjährigen Krieges lebte Lorenz Prätorius fünfzehn Jahre lang zu Tangermünde in der alten Mark Brandenburg, theils als zweiter Prediger, theils als erster Prediger und Inspektor. Da er sich von dem Rathe und dem Kirchenvorstand der Stadt, für geleistete Dienste, mit Undank belohnt glaubte, so nahm er 1640 den Ruf als zweiter Domprediger nach Halberstadt an. Bei dieser Gelegenheit verfaßte er eine, wahrscheinlich nie gedruckte Schrift unter dem Titel: Prophetenlohn, das ist, ungütlicher Prozeß, wel-

chen der Rath und die Kirchenvorsteher zu Tangermünde mit ihrem gewesenen Pfarrer Laurentio Prätorio wegen seines verdienten Predigerlohns, den sie ihm wohl zehnmal verändert, geführt haben. In dieser Schrift erzählt er von seinen Begegnißen, bei Anwesenheit der kaiserlichen und schwedischen Heere zu Tangermünde, folgendes.

Man lief mit bloßen Degen dem Pfarrer über den Hals, und setzte ihm denselben auf's Herz mit den Worten: Pfaff, gieb heraus. Man zwang und warf mich mit Gewalt hin, die Meinigen schlug man Blutwund und mit dem Zimmerschlichte-Beil; wo ich nicht wäre zurückgerissen worden, hätte man mir das Gehirn aufgeklöbet.

Bei dem Einbruche der kaiserlichen Armee, als über die vierzig Bürger jämmerlich verwundet wurden, darunter auch der Bürgermeister, trat ich barfuß in Hosen und Jopen herfür, und hielt die kaiserlichen Herren Generals auf öffentlicher Straße um Erhaltung einer Salva Guardi wehkläglichst an, erhielt sie auch; darauf etliche hundert Mann, Herren und Knechte, Mann und Weib, Jung und Alt, ihre Zuflucht zu mir nahmen, und ich dennoch, nebst der Salva Guardi für den gewaltsamen Einbruch der Reiter mich kaum der Haut erwehren konnte. Herr General Gallas kam sammt der geschlagenen kaiserlichen Armee aus der Priegnitz zerstreut herauf, und kroch Jedermann zu Winkel für Angst und Schrecken; der Rath aber brachte mich zu Rosse, einen Rath von den

Truppen zu Büntfelde einzuholen, wie doch der armen Stadt, die so viel bei der kaiserlichen Armee hätte gethan, dießmal möchte verschonet werden, da erhielt ich einen guten Rath von einem vertrauten Soldaten und Offiziere, darüber der Rath und Bürgerschaft hoch erfreut, die Stadt aber von der Plünderung dießmal befreiet bliebe.

Herr General Gallas wollte bei der grausamen Hungersnoth die Kirche abermal durchsuchen lassen, und um Proviant und Mehl dieselbigen Preis geben, da ich gegen die Herren Kapitainen meine Seele für die Bürgerschaft zum Pfande setzen mußte, quod Deus infirmitati humanae ignoscat, es wäre weder Korn noch Mehl in den Kirchen, und da sie es doch funden, wurde mir unter Spießen und Stangen der Tod gedräuet, aber doch die Plünderung abgewendet. Eben damals stand der edle Herr Kriegs-Commissarius, Herr Christoph von Bismark, in der Sakristey hinter mir, der etliche Gefäße und Laden drinnen stehen hatte, und gab mir zitternd einen Wink, ich sollte sagen, was in den Gefäßen wäre, gehörte mir zu, die Herren Offiziere möchten doch um Gotteswillen des Ortes und armen Predigers verschonen, da ich sie dann alle mit wehmüthigen Worten gewann und glimpflich herausführte.

Der königlich-schwedische Oberst-Lieutenant Schlang foderte bei seinem Auszuge etliche hundert Thaler von der Stadt mit Bedräuung. Der Rath brachte mich in der Nacht bei kläglichem Ejuliren auf, für die Stadt zu intercediren, da von meinem todtkranken lieben Kinde, das

auch die Nacht verstarb, ich gehen und für denen Offizieren Blut schwitzen mußte, und die Gefahr durch Gottes Gnade dießmal abwendete. In den allergefährlichsten Stürmen lief jedermann als erschrockene Schäflein für den Jagdhunden zu ihrem Hirten auf die Pfarre (als andere ihre Häuser von oben und unten verriegelt hatten), und fragte der Miles: Wo ist der Pfaff? der sein Leben in die Schanze schlagen mußte, bis sich das Gewitter brach.

Um die heilige Weihnachten, als ich zu meiner Kanzel gehen wollte, mußte ich bei den hohen Offizieren, so durchaus zur Stunde über die Elbe seyn wollten, das Fahrzeug aber bei Seit geschaffet war, zuvor meine Devoir ablegen, und einen wehmüthigen Fußfall thun, daß sie mit der Stadt Geduld hätten, bis sich Schiffe und Kähne wieder einfänden; darauf der Gottesdienst verrichtet wurde. Die Raubvögel wollten mitten unter der Hochmeßpredigt das Pfarrhaus stürmen, und den Plunder daraus, was noch vielleicht allda deponirt war, wegrauben, darüber ein Geschrei in der Kirche erscholl, da denn ich die Herrn Offiziere in dem Raths-Gestül getrost also anschrie: „Ihr Herren Offiziere, seyd ihr christliche Soldaten, hinaus, steuert der Gewalt und dem Muthwill!“ Darauf die redlichen Herren alsbald im Eifer vom Leder rückten, zur Kirche hinauspolterten, dem Pfarrhause zu und die Rottgesellen abtrieben; ich aber blieb auf meiner Warte und Kanzel stehen, bis sie alle wieder hinein kamen. Die Katholischen wetzten ihren Zahn auf den Pfaffen, und ließ man mir nicht einmal den Tod anbie-

ten, man wollte mir den Rest geben. Fähndrich Schalk nebst seinen Konsorten citirte mich nach gehaltener Donnerstags-Predigt hinters Altar, da er mit Hellparten und Büchsen mich umringelte und bedräuete, würde ich nicht inne halten, wider die katholische Kirche zu predigen, es sollte mir das Leben kosten. Darauf er mich bei Ihrer Excellenz Graf Pappenheimen hart angab.

Bei augenscheinlicher Lebensgefahr hatte ich an fünf oder sechs tausend Thaler Pretiosen, so mir von adelichen Personen anvertrauet waren, verstecket, und ließ darüber die Meinigen wund schlagen, auch mir viel lieber all' das Meinige nehmen, als das vertraute Gut herfür geben wollte, bis es seinen rechten Herrn wieder zugestellt wurde, denen ich keines Hellers werth bei mir behielt oder veruntreute, bei Gewissen und bei meiner Seligkeit. Ein blutdürstiger Jesuit ergriff mich und sagte: Putasne me vulgarem esse militem? ego sum pater Jesuita. Esne tu pastor hujus loci? (Hälst du mich für einen gemeinen Soldaten? Ich bin ein Jesuit. Bist du der Pfarrer dieses Orts?) Und als ich es bejahte, sprach er zu mir: Kommt, ich will euch etwas sagen, in Willens mich in einen Winkel zu ziehen, und mir die letzte Oelung allda zu geben, dem ich aber zu stark wurde, entsprang und mir mein Amtskleid an meinem Leibe zerreissen ließ, und doch aus seinen Händen entrann. Es bedräueten mich andere, sie wüßten was bei mir deponirt und versteckt wäre, wollt' ich's nicht herfürgeben, sie wollten mir den Kopf wie Küttelfleck, als sie redeten, zerhacken. Das

Gotteshaus und Kirche, so vorigen Tages erbärmlich geplündert war, wo noch alles aus Kisten, Kasten, Gefäßen, Säcken, übers Hundertste und Tausendste drinnen zerstreuet lag, vertheidigte ich für dem Einfall des unsinnigen Pöbels, mit Verlierung meiner Gesundheit an meiner lieben rechten Hand, durch Gottes Beistand und trieb den Pöbel mit beweglichen und glimpflichen Worten ab.

An dem Tage der Plünderung flohen viel hundert Menschen, Amtleute, Bürgermeister, Rathspersonen, Adeliche, Unadeliche, Mann und Weib zu mir in's Haus, und baten um Gottes willen, ihnen auch ein Räumlein bei mir zu gönnen, maßen bei der kaiserlichen Generalität ich eine Salva Guardi erhalten hatte.

In denen grausamen Pesten Anno 1626 und 1636 ging ich zu allen Inficirten und Patienten, die meiner nur begehrten, ungescheut in's Haus und für's Bette, ihnen mit Trost beizuwohnen und libum sacrum (das heil. Abendmahl) zu reichen, daß ihrer eines Theils mir unter den Händen wegstarben. Gott weiß, daß ich nicht lüge. — Am Ende seiner Beschwerdeschrift ruft der vielgeprüfte Mann noch aus:

> O Tangermünde, da ich mein Leben gab für dich,
> Da war kein lieber Mensch als ich,
> Da dankbar du sollst zeigen dich,
> Da war kein leider Mann, denn ich.

Die Ursache seiner Unzufriedenheit war eine Streitigkeit, die wegen seiner Amtsbesoldung zwischen ihm und der Ortsobrigkeit entstanden war. Auf wessen Seite da-

bei Recht und Billigkeit war, möchte sich jetzt schwerlich mit Sicherheit entscheiden lassen. Vielleicht machte der erschöpfte Zustand der so schrecklich mißhandelten Stadt eine Verkürzung der Predigerbesoldung unumgänglich nothwendig. Schwerlich aber wird man dem armen Prätorius seine Weigerung hoch anrechnen können, wenn man ihn sagen hört: „Als nach fünfzehn Jahren meines Tangermündischen Diensthauses ich aus der Stadt Tangermünde nach Halberstadt ging, hatte ich fünfzehn Thaler an Priesterlohn in meiner Hand; so reich war ich. So manchen Schritt ich that, so manche Blutsthräne ließ ich fallen; so manchmal ich mich um nach der Stadt sahe, so manchen schweren Seufzer schickte ich zu Gott. Damit meine Hausmutter an die Hand genommen, alsofort zur Stadt hinausgewandert.“

V.

Pagenstreiche eines berühmten Mannes.

Dieser berühmte Mann ist der Freiherr von Knigge, ein ausgezeichneter Schriftsteller in mehr als einem Fache. Wer kennt nicht sein lehrreiches Buch über den Umgang mit Menschen, in welchem er sich auf jedem Blatte als einen Kenner des menschlichen Lebens und Herzens zeigt,

wie Wenige? Und seine vielgelesenen Romane empfehlen sich eben so sehr durch die leichte, gefällige Erzählungsart, als durch feine Satyre und ächte Lebensphilosophie. Knigge war noch nicht zwanzig Jahre alt, als er bei einer Reise nach Kassel dem Landgrafen Friedrich dem Zweiten vorgestellt wurde, der ihn sogleich zum Hofjunker und zum Assessor bei der Hof- und Domainenkammer ernannte. In dieser Zeit erlaubte er sich allerlei kleine Neckereien und lustige Pagenstreiche, die den Ton bezeichnen, der damals am Kasseler Hofe herrschte.

Die Landgräfin Philippine Auguste Amalie, der gewöhnlichen steifen Unterhaltung bei Hofe müde, vereinigte des Abends, wenn der Landgraf zu Bette gegangen war, eine ausgewählte Gesellschaft in dem Innersten ihrer Appartements, und überließ sich mit dieser dem Genuß kleiner geselliger Spiele. Knigge, empfindlich darüber, sich von dieser kleinen muntern Gesellschaft ausgeschlossen zu sehen, beschließt ihre Freuden zu stören. Er weiß sich den Schlafrock und die Nachtmütze des Landgrafen zu verschaffen, hüllt sich hinein, stopft seine magere schlottrige Figur mit Bettkissen aus, und erscheint an der halb geöffneten Thür des Zimmers, worin die Kotterie gerade beschäftigt ist, blinde Kuh zu spielen. Alles stürzt bei dem unerwarteten Anblicke der Figur auseinander, die jedermann nach ihrem Aufzuge für die des Landgrafen nimmt. Knigge schüttelt einige male bedeutend den Kopf, winkt warnend mit dem Finger, und zieht sich dann langsam mit dem nachgeahmten schwerfälligen Tritte

des Landgrafen zurück, ohne daß es irgend einem der in höchsten Schrecken versetzten Theilnehmer an der Gesellschaft gewagt hätte, ihm zu folgen. Der folgende Tag wird mit größter Aengstlichkeit erwartet; man fürchtet die Ausbrüche des Unwillens des Landgrafen. Aber er schweigt, und seine Gemahlin, die seine nächtliche Erscheinung als eine bloße Warnung ansieht, stellt ihre verstohlnen Belustigungen ein. Die Theilnehmer sind herzlich froh, mit der bloßen Angst davon gekommen zu seyn.

Die jugendliche Eitelkeit erlaubte es Knigge'n nicht, daß dieser Schwank lange verborgen blieb. Die Landgräfin erfuhr den Urheber, und nahm die kluge Partie, diesen gefährlichen Störer ihres Vergnügens auf ihre Seite zu ziehen. Forthin ward Knigge der nützlichste und eifrigste Beförderer ihrer Privatbelustigungen. Er diente ihr besonders zum Spion, um zu erfahren, wann der Landgraf seiner Seits, vielleicht in nicht so unschuldigen Unterhaltungen, einen Theil der Nacht zubrachte, und ihr dadurch die Gelegenheit verschaffte, ohne Furcht vor Störung die kleine Gesellschaft zu vereinigen. Da es nicht immer möglich war, die Landgräfin bei Hofe allein zu sehen, und mit ihr ohne Zeugen zu sprechen, so suchte Knigge während des Gottesdienstes in der Kirche sich ihr so sehr als möglich zu nähern, und sang ihr dann nach der Melodie des Liedes, welches von der Gemeine gesungen wurde, dasjenige vor, was sie erfahren sollte. Z. B. nach der Melodie: Eine feste Burg 2c. Heute Abend geht der Landgraf aus u. s. w.

Einst kommen nach Kassel zwei Engländer, rohe ungebildete junge Leute, die der Universität zu Cambridge entsprungen sind, wie Fohlen der Weide. Knigge macht zufällig ihre Bekanntschaft und erfährt, daß sie sich bei Hofe wollen vorstellen lassen. Sie gestehen ihm zugleich, daß sie wegen des Ceremoniels bei der Audienz verlegen sind, und fodern darüber von ihm eine gütige Belehrung. Knigge weiß, daß der Landgraf, der ohnehin gegen jeden Fremden verlegen ist, und die Engländer nicht liebt, nichts weniger leiden kann, als wenn die vorgestellten Personen ihm zu nahe auf den Leib rücken. Dieser Umstand, verbunden mit der Beziehung auf eine fehlerhafte Neigung, die man dem Landgrafen Schuld gab, diente Knigge'n zur Veranlassung, den Landgrafen in Verlegenheit zu setzen, und den jungen Leuten einen Possen zu spielen. „Was bei der Vorstellung bei dem Pabste das Kreutz auf dem Pantoffel ist, sagt er ihnen, das ist bei der Vorstellung, die dem Landgrafen geschieht, der innere Zipfel des Westenschooßes. Diesen müßen Sie zu ergreifen und zu küssen suchen. Der Herr wird zwar Miene machen, als wolle er es abwehren, aber lassen Sie sich nicht abschrecken. Er nimmt es sehr gut auf, wenn man die Huldigung vollständig zur Ausführung bringt."

Kaum werden nun die jungen Männer zur Audienz gelassen, so stürzen sie auch beide ziemlich tölpelhaft auf den Fürsten zu, und zielen in die Wette mit Kopf und Händen auf einen Theil des Körpers hin, von dem schwer

zu begreifen ist, was sie dort zu suchen haben. Er nimmt es für Spott, er zieht sich zurück, er sträubt sich; aber vergebens. Kaum hat er sich von den Angriffen des Einen losgemacht, so sieht er sich von dem Ändern bedroht. Sie treiben ihn aus einer Ecke in die andere, bis endlich sein Geschrei nach Hülfe ihn aus ihren Händen rettet. Der Vorgang ward aufgeklärt und zog Knigg'n die Ungnade des Fürsten zu. Ein anderer Vorfall brachte ihn völlig außer Dienst.

Ein höchst einfältiger Mensch unter den jungen Hofleuten beklagt sich gegen Knigge über die schlechten Aussichten, die er zum Avancement bei Hofe habe, und die er seinem Mangel an Verbindungen zuschreibt. Knigge verspricht ihm, sein Fürsprecher zu seyn. Er bringt ihm auch einige Zeit darauf das Patent eines Oberhofschornstein- und Kaminfeger-Direktors. Es war mit dem Handsiegel des Landgrafen, das sich Knigge als aufwartender Kammerherr zu verschaffen gewußt hatte, untersiegelt, und die Handschrift des Fürsten war bei der Namensunterzeichnung nachgemacht. Der Neuling bedankt sich bei dem Landgrafen für die ihm erwiesene Gnade. Der Vorfall erregte anfangs das Gelächter, bald aber den Unwillen des Fürsten, und Knigge mußte seinen Abschied nehmen.

VI.

Künstlerwitz.

Der Kupferstecher Meil, Direktor der königlichen Akademie der Künste zu Berlin, war einer der talentvollsten deutschen Künstler seiner Zeit. Er schuf sich eine ihm ganz eigene bewundernswürdige Manier, die ihn vor andern Kunstgenossen ruhmvoll auszeichnete. Anfangs zeichnete er Vasen, Allegorien, Zierrathen u. dergl. für Gold- und Silberarbeiter, Juweliere, Dekorateurs und Bildhauer, legte sich aber nachher fast ausschließend auf das Ideale und Antike, welches er mit der vollkommensten Richtigkeit entwarf, und mit einer bis dahin nie gesehenen Sauberkeit in kleinen lieblichen Gestalten ausführte. Der geniale Künstler war auch ein sehr gebildeter Mann, im Umgang voll Anmuth, Lebhaftigkeit und treffendem Witz. Von dem letztern geben selbst manche seiner artistischen Arbeiten den Beweis.

Einst kamen zu Meil die Kinder des jüdischen Banquiers Ephraim zu Berlin, und baten, er möchte ihnen zur Geburtsfeier ihres Vaters eine Medaille zeichnen, die sie demnächst, ihm zu Ehren, von einem geschickten Medailleur schneiden und ausprägen lassen wollten. Meil fragte den einen der Söhne, der den Sprecher bei dieser Gelegenheit machte, ob er nicht selbst irgend eine Idee habe, die sich zur Ausführung schicke. „Ja,

sagte dieser, mir ist eingefallen, daß sich ein Bienenkorb gut passen würde, um welchen Bienen schwärmen und den Honig in die Zellen tragen, da doch unser Vater mit geringem Vermögen, blos durch seine Industrie, sich ansehnliche Reichthümer erworben hat." — „Schön, versetzte Meil, die Idee ist nicht zu tadeln; ich werde darnach eine Medaille skizziren." Nach einigen Wochen lieferte der Künstler die Zeichnung ab; da Ephraim aber durch das im siebenjährigen Kriege ausgeprägte falsche Geld, bekannt unter dem Namen Ephraimiten, hauptsächlich zu einem reichen Manne geworden war, so erblickte man, wenn man die Zeichnung genauer betrachtete, im Vorgrunde eine Hornisse, die auf einem an einem Stengel, wie eine Blume angebrachten, sächsischen Achtgroschenstücke saß, und daraus den Honig (das Silber) sog.

Der Buchhändler Weber in Berlin verlangte einst von Meil eine Vignette zu der von ihm verlegten Zeitschrift: Olla potrida, und trug ihm dabei auf, daß er neben einer mit Blumen gefüllten Vase einen Genius darstellen sollte, der daraus einen Blumenstrauß genommen, und daran rieche. Meil erfüllte den Auftrag zwar, wenn man aber den Genius näher besah, so entdeckte man, daß er die Blumen abwärts, und sich die Nase mit den Fingern zuhielt.

Ein geschickter Musikus und Komponist hatte sich durch die prahlerischen Verheissungen des Schauspieldirektors Döbbelin überreden lassen, nach Berlin zu kommen, um die Direktion des Theaterorchesters zu übernehmen.

Er machte Meil's Bekanntschaft, und dieser warnte ihn mehrmals, auf seiner Huth zu seyn und sich wegen der ihm von Döbbelin gemachten Anerbietungen zu sichern. Der Tonkünstler achtete aber nicht darauf, bis er endlich zu seinem Schaden gewahr wurde, daß Döbbelin auch nicht eine seiner Zusicherungen hielt, und er also gezwungen wurde, Berlin nach manchem beträchtlichen Verluste zu verlassen, um anderswo eine Versorgung zu finden. Vor seiner Abreise bat er Meil'n, ihm zum Andenken etwas in sein Stammbuch zu zeichnen. Meil that dieß, und als er das Buch nachmals aufschlug, fand er darin eine artige Vignette, nemlich einen in einer Hanswurstjacke gekleideten Geigenspieler, der sich an eine Pfauenfeder lehnen will, und rücklings überfällt.

Ein Herr von B*, der einer auswärtigen Gesandtschaft in Wien attachirt war, ein geborner Schwabe, stand bei den Damen allgemein in dem Ruf, ein schöner junger Mann zu seyn. Man nannte ihn daher den schönen Schwaben, worauf er sich nicht wenig zu Gute that. Einst zeigte man Meil'n diesen schon ziemlich entnervten Höfling mit den Worten: „Sehen Sie, da ist der schöne Schwabe." — „Den Schwaben sehe ich wohl, versetzte Meil, aber nichts weiter.

VII.

Aus Lessings Leben.

Lessing, durch seine trefflichen Gedichte, dramatischen Arbeiten und geistvollen Kritiken bereits auf's rühmlichste bekannt, kam 1760 als Sekretair des preußischen Generals von Tauenzien nach Breslau. Er lebte daselbst eine zeitlang sehr vergnügt, und fand sich unter andern öfters in Gesellschaften ein, wo gespielt wurde. Unter allen Spielen zog ihn das Farao am meisten an, und er nahm öfters an demselben mit Leidenschaft Antheil. Einer seiner Freunde, der ihn dabei beobachtete, sah einmal, wie ihm die hellen Schweißtropfen vom Gesichte herunterliefen, ob er gleich eben damals sehr glücklich spielte. Als sie mit einander nach Hause gingen, tadelte er ihn, daß er nicht blos seine Börse, sondern noch etwas Wichtigeres, seine Gesundheit zerstören würde. „Gerade das Gegentheil, antwortete Lessing, wenn ich kaltblütig spielte, würde ich gar nicht spielen; ich spiele aber aus Gründen so leidenschaftlich! Die heftige Bewegung setzt meine stockende Maschine in Thätigkeit, und bringt die Säfte in Umlauf, sie befreit mich von einer körperlichen Angst, die ich zuweilen leide.“

In dieser Periode schien Lessing seine Freunde Mendelssohn, Nicolai, Abbt, Ramler, Sul-

zer x., mit denen er zu Berlin in der engsten geistigen Vertraulichkeit gelebt hatte, fast ganz vergessen zu haben. Er schrieb nur selten, und wenn er ja schrieb, so geschah es mehr, um sich dadurch noch in ihrer Freundschaft zu erhalten, als in der Absicht, seine gelehrten Unterhaltungen mit ihnen fortzusetzen.

Mendelssohn, um den Lessing sich sonst noch am meisten bekümmerte, konnte gar nicht begreifen, was mit seinem Freunde für eine Veränderung vorgegangen sey. Als er hörte, daß Lessing sich in Breslau ganz den Vergnügungen, und besonders dem Spiele überlasse, suchte er seinen Freund auf folgende Weise freundschaftlich zurecht zu weisen. Er ließ nemlich vor die zweite Auflage seiner philosophischen Schriften, die eben abgedruckt war, in einigen Exemplaren für gute Freunde, folgende Dedikation, mit Anspielung auf eine bekannte Fabel von Lichtwer setzen, und schickte eines dieser Exemplare an Lessing:

Zueignungsschrift an einen seltsamen Menschen.

„Die Schriftsteller, die das Publikum anbeten, beklagen sich, es sey eine taube Gottheit; es lasse sich verehren und anflehen; man rufe von Morgen bis an den Mittag: aber da sey keine Stimme noch Antwort. Ich lege meine Blätter zu den Füßen eines Götzen nieder, der den Eigensinn hat, eben so harthörig zu seyn. Ich habe gerufen, und er antwortete nicht. Jetzt verklage ich ihn

vor dem tauben Richter, dem Publikum, das sehr oft gerechte Urtheile fällt, ohne zu hören. Die Spötter sagen: „Rufe laut! er dichtet, oder hat zu schaffen, oder ist über Feld, oder schläft, vielleicht, daß er erwache!“ — O nein, dichten kann er; aber leider, will er nicht! — Zum Schlafen ist sein Geist zu munter, und zu Geschäften zu läßig. Sonst war sein Ernst das Orakel der Weisen, und sein Spott eine Ruthe auf den Rücken der Thoren; aber jetzt ist das Orakel verstummt, und die Narren trotzen ungezüchtigt. Er hat seine Geißel Andern übergeben; aber sie streichen zu sanft, denn sie fürchten Blut zu sehen. Und Er

Wenn er nicht hört, nicht spricht, nicht fühlt,
Noch sieht, — was thut er denn? — er spielt!

Lessing erschrack beim Empfange des Buchs, weil er glaubte, diese Zueignungsschrift sey allen Exemplaren beigedruckt, bis sich endlich der Scherz aufklärte.

Sehr oft äußerte Lessing den Wunsch, jenes merkwürdige Land, mit dessen Alterthümern sein Geist sich so lange beschäftigt hatte, — Italien zu sehen. Zufälliger Weise fand ihn der Prinz Leopold von Braunschweig, als dieser nach Rom gehen wollte, in Wien. Der humane und wißbegierige Prinz wünschte nichts sehnlicher, als mit einem solchen Sachkenner den klassischen Boden zu bereisen. Lessing wurde dringend gebeten, aber er schlug die Mitreise mehrere male geradezu ab. Man bemerkte, wie schwer ihm dieser Kampf mit einem seiner

liebsten Wünsche wurde. Er war so nahe an dem herrlichen Ziele, und sollte es sich doch versagen. „Ich kann und darf nicht, rief er endlich wehmüthig aus, denn in wenigen Tagen soll ich hier meine Hochzeit feiern.“ Man rieth ihm, diese zu beschleunigen, dann mitzureisen, oder auch seine Freundin mitzunehmen, wenn sie sich beide nicht trennen könnten. Aber Lessing's Geliebte widersprach sehr lebhaft, Lessing solle und müße bleiben — und dennoch siegte endlich der stärkere Mann. Unvermählt begleitete er den jungen liebenswürdigen Fürsten unter der Bedingung, daß ihn dieser frei nach Wien zurück liefern solle, wenn man das Merkwürdigste in Rom gesehen hätte. Aber den großen Kunstkenner Lessing interessirten die Herrlichkeiten Italiens so sehr, daß er seine Vermählung nun nicht ungerne vierzehn Monate verschob. Vornemlich lebte und webte er in den Kunstsammlungen der schönen Vorzeit. Man hatte ihn einst mehrere Stunden lang ängstlich und vergeblich aufgesucht, — endlich fand man ihn neben der herrlichen Gruppe des Laokoon einsam und emsig beschäftigt, über dieses Meisterwerk der Kunst neue Bemerkungen zu sammeln.

Als der Prinz Leopold dem Pabste Pius dem Sechsten vorgestellt war, zeigte der alte stockblinde Kardinal Albani Sr. Heiligkeit an, daß sich der gelehrte Bibliothekar Lessing als Begleiter des Prinzen im Vorzimmer befinde. Dem hohen anwesenden Protestanten, und dessen Suite war bereits das Fußeküssen Sr. Heiligkeit erlassen worden. Lessing wurde herein

geführt, näherte sich dem heiligen Vater in der demüthigsten Stellung, beugte sich vor ihm devotest nieder, und war wirklich im Begriff die Füße desselben zu küssen, als dieser sie lächelnd zurückzog, und dadurch der komischen Scene ein Ende machte. Lessing äußerte sich über diesen Vorfall gegen seine Freunde folgendergestalt: er sey wirklich durch den feierlichen Anblick des alten würdigen Mannes, der mehr als irgend ein Monarch der Erde über zahllose Menschenseelen herrsche, — ungewöhnlich überrascht worden.

VIII.

Mozart.

In der frühesten Kindheit fing Mozarts großes musikalisches Talent sich zu entwickeln an, und wurde von allen bewundert, die den außerordentlichen Knaben zu hören Gelegenheit hatten. Im dritten Jahre schon versuchte er sich auf dem Klavier, im vierten spielte er bereits größere Stücke und im fünften komponirte er schon. Als er sechs Jahre alt war, machte sein Vater, ein Musikus in Salzburg, mit ihm und seiner Schwester eine Reise nach München und Wien, wo die kleinen Virtuosen selbst am Hofe großen Beifall fanden. In seinem siebenten Jahre unternahm der Vater mit seinen

beiden Kindern eine große Reise außer Deutschland nach Frankreich, England und Holland, um ihre Talente zu zeigen.

Alle, die das Klavier- Orgel- und Violinspiel des Knaben hörten, waren von Erstaunen und Bewunderung dahin gerissen. Der Baron Grimm, ein geschmackvoller Kenner, der den kleinen Mozart in Paris mehrmals hörte, schreibt davon in einem Briefe vom ersten December 1763: „Die ächten Wunder sind zu selten, als daß man nicht gerne davon plaudern sollte, wenn man einmal das Glück gehabt hat, so was zu sehen. Ein Kapellmeister aus Salzburg, Namens Mozart, ist hier so eben mit zwei ganz allerliebsten Kindern eingetroffen. Seine eilfjährige Tochter spielt das Klavier auf eine brillante Manier; mit einer erstaunlichen Präcision führt sie die größten und schwierigsten Stücke aus. Ihr Bruder, der künftigen Februar erst sieben Jahre alt seyn wird, ist eine so außerordentliche Erscheinung, daß man das, was man mit eigenen Augen sieht, und mit eigenen Ohren hört, kaum glauben kann. Es ist dem Kinde nicht nur ein Leichtes, mit der größten Genauigkeit die allerschwersten Stücke auszuführen, und das mit Händchen, die kaum die Septe greifen können; nein, es ist unglaublich, wenn man sieht, wie es eine ganze Stunde hindurch phantasirt, und so sich der Begeisterung seines Genies und einer Fülle entzückender Ideen hingiebt, welche es mit Geschmack und ohne Wirrwarr auf einander folgen läßt. Der berühmteste Kapellmeister kann unmöglich eine so tiefe

Kenntniß der Harmonie und der Modulation haben, welche es auf den wenigstbekannten, aber immer richtigen Wegen durchzuführen weiß. Es hat eine solche Fertigkeit in der Klaviatur, daß man sie ihm durch eine darüber gelegte Serviette entzieht, und nun spielt es auf der Serviette fort mit derselben Schnelligkeit und Präcision. Es ist ihm eine Kleinigkeit, alles was man ihm vorlegt zu entziffern; es schreibt und komponirt mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit, ohne sich dem Klavier zu nähern, und seine Akkorde darauf zu suchen. Ich habe ihm ein Menuet aufgesetzt, und ihn ersucht, den Baß darunter zu legen; das Kind hat die Feder ergriffen, und ohne dem Klavier zu nahen, hat es den Baß untergesetzt. Es kostet ihm nicht die geringste Mühe, jede Arie, die man ihm vorlegt, zu transponiren und zu spielen, aus welchem Ton man verlangt. Ich sehe es wahrlich noch kommen, daß dieses Kind mir den Kopf verdreht, höre ich es nur noch ein einzigesmal; und es macht mir begreiflich, wie schwer es seyn müße, sich vor Wahnsinn zu verwahren, wenn man Wunder erlebt."

Alles, was Mozart in der Kindheit versprach, leistete er in späteren Jahren, und die Welt kennt ihn aus seinen zahlreichen Kompositionen als eines der größten Originalgenies, das einen erstaunlichen Reichthum an Gedanken besitzt, und durch seine himmlischen Harmonien jedes Ohr bezaubert.

Mozart brachte den größeren Theil seines Lebens in Wien, zuletzt als kaiserlicher Kapellmeister zu; aber frühe

schon erreichte er das Ziel seiner Laufbahn; erst fünf und dreissig Jahre alt, ging er (am fünften December 1791) in höhere Regionen über. Die letzte Zeit seines Lebens, da er schon an einem kränklichen Körper, und besonders an äußerster Reitzbarkeit der Nerven litt, wurde er viel von Todesgedanken beunruhigt. Er arbeitete nun so viel und so schnell, daß es schien, er habe sich von dem Aengstenden der wirklichen Welt, in die Schöpfungen seines Geistes flüchten wollen. Seine Anstrengung ging dabei oft so weit, daß er nicht nur die ganze Welt um sich her vergaß, sondern ganz entkräftet zurücksank, und zur Ruhe gebracht werden mußte. Jedermann sah, daß er sich auf diese Weise gar bald aufreiben müße. Alle Zuredungen seiner Gattin und Freunde halfen nichts, alle Versuche ihn zu zerstreuen, eben so wenig. Er that es seinen Lieben zu Gefallen, daß er z. B. mit ihnen ausfuhr, aber er nahm an nichts mehr wahren Antheil, sondern lebte immerfort in seinen Phantasieen, aus denen ihn nur zuweilen ein Schauder vor dem Tode, der sich schon um seine Gebeine zu winden anfing, weckte. Seine Gattin bestellte oft Personen, die er lieb hatte, heimlich zu ihm; sie mußten ihn zu überraschen scheinen, wenn er sich wieder zu tief und anhaltend in seine Arbeiten versenkte: er freute sich, blieb aber arbeitend sitzen. Sie mußten nun viel schwatzen, seine Gattin stimmte ein — er hörte nichts; man richtete das Gespräch geradezu an ihn: er ward nicht unwillig, gab einige Worte dazu, schrieb aber immer fort.

In dieser Zeit komponirte Mozart die Zauberflöte, die Oper Clemenza di Tito, sein berühmtes Requiem und viele kleinere Sachen. Schon über der ersten dieser Opern versank er, dem Tag und Nacht gleich war, wenn ihn der Genius ergriff, in öftere Ermattung und minutenlange halbohnmächtige Bewußtlosigkeit. Er hatte die Musik zu dieser Oper recht lieb, obschon er über manche Sätze, die gerade den allgemeinsten Beifall erhielten, lachte. Sie wurde in Wien unausgesetzt mit ganz ungewöhnlichem Beifalle gegeben: aber Mozarts Kränklichkeit nahm so sehr zu, daß er die Aufführung nur ungefähr zehenmal selbst dirigiren konnte. Wenn es ihm dann unmöglich war, selbst im Theater zu seyn, so legte er seine Uhr neben sich, und hörte die Musik im Geist. „Jetzt ist der erste Akt aus; jetzt ist die Stelle: die große Königin der Nacht u. s. w." sagte er. Dann ergriff ihn wieder der Gedanke, daß das alles für ihn ganz vorbei seyn werde, und er schauderte zusammen.

Eines Tages, da Mozart auch in solche schwermütigen Phantasien versenkt da saß, fuhr ein Wagen vor, und ein Fremder ließ sich melden. Er nahm ihn an. Ein etwas bejahrter, ernsthafter, stattlicher Mann, von sehr würdigem Ansehen, den weder er noch seine Gattin kannte, trat herein. Der Mann begann: „Ich komme als Abgesandter eines sehr angesehenen Mannes zu Ihnen."

Mozart. Von wem kommen Sie?

Fremde. Der Mann wünscht nicht gekannt zu seyn.

Mozart. Gut — was verlangt er von mir?

Fremde. Es ist ihm eine Person gestorben, die ihm sehr theuer ist, und ewig seyn wird; er wünscht alljährlich ihren Todestag still aber würdig zu feiern, und bittet Sie, ihm dazu das Requiem zu komponiren.

Mozart war durch diese Rede; durch das Dunkel, welches über die ganze Sache verbreitet war; durch die Feierlichkeit des Tons des Mannes, bei seiner jetzigen Gemüthsstimmung, schon innig ergriffen, und versprach das Verlangte zu thun. — Der Mann fuhr fort: „Arbeiten Sie mit allem möglichen Fleiß; der Mann ist Kenner."

Mozart. Desto besser —

Fremde. Sie werden durch keine Zeit beschränkt.

Mozart. Vortrefflich.

Fremde. Wie viel Zeit bestimmen Sie sich ohngefähr?

Mozart. Etwa vier Wochen.

Fremde. Dann komm' ich wieder und hole die Partitur. Wie viel verlangen Sie Honorar?

Mozart. Hundert Dukaten.

Fremde. Hier sind sie.

Der Fremde entfernte sich, nachdem er die Rolle mit hundert Dukaten auf den Tisch gelegt hatte. Mozart aber versank von neuem in tiefes Nachdenken, hörte auf die Zuredungen seiner Gattin nicht, und foderte endlich nur Feder, Dinte und Papier. Er machte sogleich den Anfang, das Requiem zu bearbeiten. Mit jedem Takt schien sein Interesse an der Sache zuzunehmen: er schrieb

Tag und Nacht. Sein Körper hielt die Anstrengung nicht aus: er sank über dem Arbeiten einigemal in Ohnmacht. Alles Zureden zur Mäßigung in der Arbeit war vergebens; nach einigen Tagen erst erhielt es seine Frau über ihn, daß er mit ihr in den Prater fuhr. Er saß immer still und in sich gekehrt. Endlich verläugnete er es nicht mehr — er glaube gewiß, er arbeite dieß Stück zu seiner eigenen Todesfeier. Von dieser Idee ließ er sich nicht abbringen; arbeitete also, wie Raphael seine Verklärung, stets im Gefühl seines nahen Todes, und lieferte, wie dieser, die Verklärung seiner selbst. Ja er äußerte sogar über die sonderbare Erscheinung und Bestellung dieses unbekannten Mannes sehr seltsame Gedanken. Wollte man diese ihm ausreden, so schwieg er, aber unüberzeugt.

Indeß nahete sich die Abreise des Kaisers Leopold nach Prag zur Krönung. Die Operndirektion, welche erst spät daran dachte, mit einer neuen Oper den Ueberfluß der Feierlichkeiten und Feste noch mehr zu überfüllen, wendete sich deshalb an Mozart. Seiner Gattin und seinen Freunden war dieß angenehm, weil es ihn zu anderer Arbeit und zu Zerstreuungen zwang. Auf deren Zuredung, und weil es seinem Ehrgefühl schmeichelte, übernahm er die Komposition der vorgeschlagenen Oper: Clemenza di Tito, von Metastasio. Der Text war von den böhmischen Ständen erwählt. Die Zeit war aber so kurz, daß er die unbegleiteten Recitative nicht selbst schreiben, auch jeden gelieferten Satz, sobald er

fertig war, sogleich in Stimmen aussetzen lassen mußte, und also nicht einmal revidiren konnte. Er sah sich mithin gezwungen, entweder ein ganzes mittelmäßiges Werk zu liefern, oder nur die Hauptsätze sehr gut, die minder interessanten hingegen ganz leicht hin, und blos dem Zeitgeschmacke des großen Haufens gemäß, zu bearbeiten. Er wählte mit Recht das Letztere. Einen Beweis für die Richtigkeit seines Geschmacks und für seine Theater- und Publikumskenntniß legte er hierbei dadurch ab, daß er die in die Ewigkeit gedehnte Verwechslung, welche bei Metastasio ziemlich den mittlern Akt füllt, wegschnitt, wodurch die Handlung einen rascheren Gang bekommt, das Ganze mehr koncentrirt, dadurch weit interessanter, und in zwei mäßigen Akten vollendet wird. Eben so zweckmäßig war es, daß er, um mehr Mannichfaltigkeit in die einförmige stete Abwechslung von Arien und Recitativen zu bringen, mehrere dergleichen Sätze gegen das Ende des ersten Akts zusammenschmolz, und daraus das große Meisterstück, das Finale des ersten Akts, bildete.

Sehr kränklich war Mozart nach Prag gereist. Die Menge der Arbeiten hatte aber die Kräfte seines Geistes noch einmal aufgeregt, und auf einen Punkt zusammen gepreßt. Die vielen Zerstreuungen hatten seinen Muth belebt, seinen Sinn aufgeheitert bis zur leichten Fröhlichkeit. Das Lämpchen flammte noch einmal vor dem Erlöschen hell auf: aber eben durch die Anstrengung noch mehr entkräftet, kehrte er noch kränker nach Wien zurück, und fiel nun, des Gebraußes der Pracht und

und Verschwendung ganz überdrüßig, mit Heißhunger über die Fortsetzung der unterbrochenen Arbeit an seinem Requiem her. Die von ihm selbst bestimmten vier Wochen waren indeß verflossen, und kaum war er zurück, als der fremde Mann wieder erschien.

Mozart. Ich habe mein Wort nicht halten können.

Fremde. Ich weiß es. Sie haben recht gethan sich nicht zu binden. Wie lange bestimmen Sie jetzt die Frist?

Mozart. Noch vier Wochen. Die Arbeit ist mir selbst immer interessanter geworden; ich führe sie viel weiter aus, als ich erst wollte.

Fremde. Brav. Indeß müßen Sie auch deshalb mehr Bezahlung haben. Hier sind noch hundert Dukaten.

Mozart. Mein Herr! wer schickt Sie?

Fremde. Der Mann will unbekannt bleiben.

Mozart. Wer sind Sie?

Fremde. Das thut noch weniger zur Sache. — In vier Wochen bin ich wieder bei Ihnen.

Damit entfernte sich der Mann. Mozart befahl Achtung zu geben, wo er hinginge: aber entweder waren die nachgeschickten Leute zu saumselig, oder sie wurden irre geleitet — kurz sie erfuhren nichts. Nun war Mozart fest überzeugt, der Mann mit dem edeln Ansehn sey ein ganz ungewöhnlicher Mensch, der mit jener Welt in näherer Verbindung stehe, oder wohl gar an ihn abgesandt sey, um ihm sein Ende zu melden.

Er entschloß sich also noch ernstlicher, seinem Namen ein würdiges Denkmal zu stiften. Mit diesen Ideen arbeitete er weiter, und da ist es ja wohl kein Wunder, daß ein vollendetes Meisterwerk zu Stande kam. Bei dieser Arbeit sank er noch öfter in gänzliche Ermattung und Ohnmacht. Noch vor dem Ende der vier Wochen war er fertig — aber auch entschlummert.

Sogleich nach Mozarts Tode erschien der geheimnißvolle Mann, und holte das Requiem. Die Wittwe lieferte es ihm ab, und sah ihn von dem Augenblicke an nie wieder, erfuhr auch nicht das mindeste von der Seelmesse, noch von dem Besteller, so sehr man sich bemühte, den räthselhaften Boten auszuforschen. Man erfuhr auch nie, daß das Requiem irgendwo aufgeführt worden wäre.

Mozart hatte eigentlich zu schnell gelebt. Sein ganzes Leben war Lebensconsumtion. Bei dem beständigen Haschen und Ringen nach ewig neuen Ideen, bei dem Sinnen und Rechnen, bei der übermenschlichen Anspannung der Einbildungskraft war nichts anderes denkbar, als frühe Zerstörung seiner organischen Thätigkeit. Schon das beständige Sitzen und Arbeiten in die späte Nacht, die Geistesanstrengung abgerechnet, mußte seinem Körper schaden. Und die übrige Lebensweise war eben nicht geschickt, sein Leben zu verlängern. Er war, wie das bei Dichtern und Virtuosen oft der Fall ist, kein guter Wirth, wußte das Geld nicht auf Wochen und Monate einzutheilen, und kannte seinen Werth gar nicht. Oft mußte er bei anhaltender Arbeit mit Frau und Kin-

dern darben, und war der Impertinenz mahnender Gläubiger ausgesetzt. Nun kamen einige Rollen Louisd'or. Schnell änderte sich die Scene; Mozart betrank sich in Champagner und Tokaier, lebte locker, und war mit seinem Gelde nach wenigen Tagen so weit, als vorher. Wie wenig er sich beim Arbeiten schonte, davon nur noch ein Beispiel. Den vorletzten Tag vor der Aufführung des Don Juan in Prag, als die Generalprobe schon vorbei war, sagte er Abends zu seiner Frau, er wolle in der Nacht die Ouverture schreiben, sie möge ihm Punsch machen, und bei ihm bleiben, um ihn munter zu halten. Sie that's, erzählte ihm Mährchen, die ihn Thränen lachen machten. Der Punsch aber machte ihn so schläfrig, daß er nickte, wenn sie pausirte, und nur arbeitete, wenn sie erzählte. Da aber diese Anstrengung, die Schläfrigkeit und das öftere Nicken und Zusammenfahren ihm die Arbeit gar zu schwer machten, so ermahnte seine Frau ihn, auf dem Kanapee zu schlafen, mit dem Versprechen, ihn über eine Stunde zu wecken. Er schlief aber so stark, daß sie es nicht über's Herz brachte, und ihn erst nach zwei Stunden weckte. Dieß war um fünf Uhr. Um sieben Uhr war der Kopist bestellt, und wirklich war die Ouverture auf diese Zeit fertig. Einige wollen das Nicken und das Zusammenfahren in der Musik der Ouverture erkennen.

IX.

Voltaire und der Engländer.

Der Engländer Richard Twiß, bekannt durch seine, auch in's Deutsche übersetzten „Reisen durch Portugal und Spanien", kam 1768 nach Ferney, um Voltaire'n kennen zu lernen. Wie er aufgenommen wurde, und was sich bei diesem Besuch ereignete, erzählt der Reisende selbst mit folgenden Worten:

Am 28sten September 1768 besuchten wir Voltaire's Wohnhaus, das etwa sechs englische Meilen von Ferney gelegen ist. Nahe daran hat er eine kleine Kirche bauen lassen, über deren Eingang mit goldenen Buchstaben geschrieben steht:

Deo erexit Voltaire MDCCLXI.

Nicht weit davon ist ein Theater, das aber seit dem März nicht gebraucht worden war. Als wir zu Voltaire's Haus kamen, und nach diesem fragten, verläugnete ihn der Bediente vor uns, unter dem Vorwande, daß er sehr unpäßlich sey. Ich schrieb ihm denn ein Billet und ging in den Garten, wo ich ihn in seinem Weinberge antraf. Sein Anzug war merkwürdig; er trug eine alte Allonge-Perücke ohne Puder und eine blaue wollene Mütze darauf, dazu einen neuen grün seidenen

Schlafrock und eine geblümte Weste, ebenfalls von Seide, schwarze Sammthosen und weiße baumwollene Strümpfe. Er ging sehr gebückt, da er fünf und siebzig Jahre alt war, hatte schöne, ausdrucksvolle braune Augen, aber keine Oberzähne. Sein Gesicht sah sehr mager aus, und hatte viele Runzeln; seine Sprache war leise. Von seiner Kirche sagte er:

„Diese Kirche, die ich bauen ließ, ist die einzige in der Welt, die Gott allein geweiht ist, alle anderen sind Heiligen gewidmet. Ich meinerseits liebe es aber mehr, eine Kirche dem Herrn, als den Dienern zu bauen."

Ich fragte ihn, ob es wahr sey, daß auf seinem Kirchhofe ein Denkmal stehe?

„Nein, antwortete er, unstreitig sprechen Sie von dem meinigen, das ist aber noch nicht da. Nur der Platz dazu ist angewiesen."

Als ich ihn fragte, ob er etwas Neues gehört habe, antwortete er sehr lebhaft:

„Ich habe gehört, der Pabst habe jedem seiner Soldaten einen Sonnenschirm und eine Flinte gegeben, mit dem Befehl, ihm die letztere in demselben Zustande, wie sie dieselbe erhalten, wieder abzuliefern, bei Vermeidung des jus talionis."

Als ich in seine Bibliothek trat, bemerkte ich, daß eine herrliche Ausgabe seiner Pucelle d'Orleans auf dem Einbande die Inschrift hatte: Meine Johanna.

Sein Haushalt besteht aus zwei Sekretarien, von denen einer unstreitig ein bloßer Schreiber ist, einem Thür-

steher und zwei Mägden. Ich sprach mit ihm englisch, französich, italienisch und deutsch, und er drückte sich in allen diesen Sprachen ziemlich geläufig aus. Er ließ uns Limonade und Himbeersaft vorsetzen. Die Zimmer waren gut meublirt, und ich sah mehrere schöne Gemälde. In seiner Bibliothek stand ein ausgestopfter Tiger.

Voltaire war ungemein höflich und nahm mich während des Gehens unter den Arm, und bemerkte dabei, daß er alt sey, und weder Vergnügen gewähren, noch erhalten könne. — Abends gingen wir nach Genf zurück.

Am 30sten November besuchte ich Ferney wieder, zu Pferde und blos von meinem Bedienten begleitet. Ich fand Voltaire mit dem Geistlichen des Dorfes bei'm Schach. Da ich im Gange des Gesprächs um eine Zeile von seiner Hand zum Andenken bat, schrieb er mir Englisch folgenden Denkspruch:

Ein Engländer, der nach Italien geht,
Verläßt Menschen, um Bilder zu sehen.

Voltaire.

Wir sprachen von Tissot in Lausanne, und er bemerkte dabei: „die Landstraße und Sonne sind die besten Heilmittel bei Tissot."

Bei'm zweiten Eintritt in seine Bibliothek fielen mir drei englische Tragödien auf, Dodsley's, Cleone und Mason's Caractacus und Elfride in Einen Band gebunden, mit der Aufschrift: Barbarische Trauer-

spiele. — Unter seinen Büchern fand ich Backerville's Ausgabe vom Virgil. Die Bibliothek konnte leicht fünf tausend Bände stark seyn,

Voltaire's Haus war drei Stockwerk hoch und hatte fünf Zimmer in der Breite und zwei in der Tiefe. Sammt, Vergoldung, Stuckatur-Arbeit, Porzellan, Gemälde, alles war reich und im Ueberfluß.

Auf dem Altar in der Kirche stand ein lebensgroßes Bild von Christus in Holz geschnitzt, mit goldenen Zierrathen bedeckt. „Wie gefällt Ihnen mein Christ?" fragte er mich auf Englisch. „Oder sprechen Sie es Chreest aus?"

Rechts an der Kirchenmauer draußen stand ein Denkmal von weißem Stein. Er zeigte darauf und sagte: „Es fehlt blos die Inschrift noch, mein Freund."

Ich sagte ihm Lebewohl. Er begleitete mich bis zu meinem Pferde, wünschte mir auf Englisch eine glückliche Reise, und sagte noch in italienischer Sprache: „Ich bitte, mich in Rom nicht verbrennen zu lassen."

X.

Der Tod des Baron Trenk.

Der bekannte preußische Baron Friedrich von der Trenk, Herr der Herrschaften Zwerbach und Graveneck im Oesterreichischen, zog durch sein unvorsichtiges und unkluges Betragen den Unwillen des großen Friedrich's auf sich, der ihn mit einer langen und schweren Einkerkerung bestrafte. Friedrichs Nachfolger, König Friedrich Wilhelm der Zweite, gab ihm seine in Preußen konfiscirten Güter wieder, und er hätte nun den Rest seiner Tage ruhig verleben können. Aber sein unruhiger Geist trieb ihn beim Ausbruche der französischen Revolution nach Frankreich. Hier übersetzte er seine vielgelesene Lebensgeschichte in's Französische, die, ungeachtet einer Menge darein verwebter Unrichtigkeiten und offenbarer Erdichtungen, von den Freunden des Romanhaften und Abentheuerlichen mit Beifall aufgenommen wurde.

Anfangs war Trenk ein enthusiastischer Lobredner der Revolution; aber er wurde von dem Augenblicke an ihr Feind, als er sah, daß sie ihm keinen Nutzen brächte. Robespierre ließ ihn als einen Verdächtigen und an-

geblichen Agenten fremder Mächte in das Gefängniß St. Lazare bringen, und hier war er in eine Verschwörung verwickelt, die in diesem Kerker vergeblich statt gehabt hatte. Er wurde am 25 Julius 1794, in einem Alter von acht und sechzig Jahren, guillotinirt. Eine zweitägige Verzögerung, und er wäre gerettet gewesen.

Trenk war ein sehr hagerer, schmutziger, unhöflicher und lügenhafter Mann. In seinem letzten Gefängnisse befand er sich in einer so elenden Lage, daß er lange Zeit auf dem bloßen Boden schlafen mußte. Einer der Verhafteten theilte seine Nahrung mit ihm. Als der Graf von Estaing, der sich in demselben Gefängnisse befand, die traurige Lage des preußischen Barons vernommen hatte, ließ er ihm ein Bett bringen, und zahlte dem Gastwirthe, der ihm das Mittagessen brachte, täglich vierzig Sous für ihn. Trenk empfing alles dieses, ohne nur nach seinem Wohlthäter zu fragen. Bevor er vor dem Tribunal erschien, schrieb er seiner Gattin folgenden Brief:

„Meine würdige und theure Gemahlin. Ich gehe dem Tode entgegen, und bedaure nichts, als daß ich dich verlassen habe. Ich sterbe unschuldig. Räche meinen Tod an denjenigen, die mich opfern, und vergiß, wenn du kannst, die Unbilden, die mein trauriges Leben dir und meinen Kindern, die ich deiner zärtlichen Sorgfalt empfehle, verursacht hat. Lebe wohl, würdiges Weib,

lebt wohl, geliebte Kinder; Gott möge euer Vater seyn! Ich gebe euch meinen Segen. Ehret meine Asche in der Person des guten Greisen, der euch diesen Brief überbringen wird; er war mein Gefährte in meinem Gefängnisse in Frankreich, und die Stütze meines traurigen Alters. Lebe auf ewig wohl, meine theure und würdige Gattin! Lebe wohl, lebe wohl!"

Drittes Fach.

Abentheuerliche und ausserordentliche Vorfälle auf Reisen.

I.

Spanische Expedition in Peru.

In den Jahrbüchern der Geschichte ist die Eroberung von Peru, welche 1528 begann, und nach wenigen Jahren vollendet wurde, mit blutigen Zügen aufgezeichnet. Einige hundert spanische Abentheurer, den kühnen Franzisko Pizarro an ihrer Spitze, plünderten und zerstörten ein großes Reich, das von Millionen Menschen bewohnt war, die unter einer weisen Verfassung glücklich und ruhig lebten. Aber die Macht des menschlichen Willens, der höchste Muth, ein unglaublicher Grad von Ausdauer und Verachtung der Gefahr hat sich nirgends kräftiger bewährt, als in eben dieser Unternehmuug, welche in anderer Rücksicht der Menschheit wahrhaft zur Schande gereicht. Ein erschütterndes Beispiel dieser Art gibt der erstaunliche Heereszug des Gonsalvo Pizarro, eines Bruders von Franzisko, der damals, im Besitz der vorzüglichsten Theile des Landes, auf der höchsten Höhe des Glücks stand, aber auch zum Falle reif war.

Gonsalvo Pizarro, von seinem Bruder zum Statthalter der Provinz Quito ernannt, wurde abgeschickt, die Provinz Zumague (von den Spaniern wegen der Zimmtbäume, die sie dort zu finden glaubten, Kanela genannt) ostwärts von dem Andesgebirge, aufzusuchen und zu erobern. Aus hundert Reitern, ebenso viel Spaniern zu Fuß und viertausend Peruanern, die den Dienst der Lastthiere übernehmen mußten, und kaum so gut, wie diese, behandelt wurden, bestand sein ganzes Heer. Kälte und Mattigkeit tödteten den größten Theil der letzteren schon bei dem Uebergang über das Andesgebirge. Den Einmarsch der Abentheurer in die Provinz Quixos bezeichnete die Natur selbst mit den erschütterndsten Scenen, die jeden, welcher nicht einen so hohen Grad von Muth besessen hätte, von allem weitern Vordringen abgeschreckt haben würden. Die Erde bebt fürchterlich, der Sturm rast, der gespaltene Boden, aus welchem Flammen hervorbrechen, verschlingt Felder, Städte, Dörfer, vor den Augen der neuen Ankömmlinge; mit entsetzlicher Gewalt schwellen Ströme an, ein Tag des Umsturzes scheint angebrochen, die ganze Ordnung der Dinge verwandelt zu seyn. Gonsalvo Pizarro allein zittert nicht, gegen die Natur selbst kämpft er an, duldet unbeschreibliche Beschwerden; und erreicht die Provinz Zumague, wo er den Zimmtbaum wirklich findet. Ohne Aufhören verfolgt ihn der Regen, so daß an ihm und seinen Gefährten nie ein trockenes Gewand ist. Ermattet sind diese, der Anführer sieht ein, daß er den größten Theil derselben zurücklassen

müße, wenn er die Kräfte nicht ganz erschöpfen wolle. Mit einer geringen Anzahl der Stärksten treibt ihn die Hoffnung, noch herrlichere, an Gold und Edelsteinen überreiche Länder zu entdecken, vorwärts. Ihn täuschen absichtlich die Bewohner der Provinz, um ihn in öde nahrungslose Wüsteneien zu locken. So dringt er bis in die Provinz Koko, welche der Koko oder Mano durchströmt, der sich in den Maranon ergießt. Von den Einwohnern friedlich empfangen und verpflegt weilt er hier, bis die zurückgebliebene Heeresabtheilung wieder bei ihm eingetroffen ist.

Immer weiter setzte nun Pizarro seine Reise fort, die Peruaner suchten ihm jeden Schritt zu erschweren; der Fluß hielt ihn auf, er mußte fünfzig Meilen weit an ihm hinziehen, ehe er übersetzen konnte. Es mußte ein Floß erbaut werden, um diese Unerschrockenen überzuführen. Aber an dem jenseitigen Gestade warteten neue Beschwerden auf sie, durch dichte Waldungen mußten sie sich mühsame Bahn brechen, in beständigem Kampf mit den Eingebornen, von Hunger und Elend verfolgt. Immer sumpfiger, magerer und unfruchtbarer wurde das Land. Als sie endlich mildere Gegenden berührten, so fanden sie dieselben von so feindlich gesinnten Menschen bewohnt, daß den Fremdlingen nur wenig von dem Guten und Erquickenden, was das Land darbot, zu Theil wurde, und auch dieses wenige erkämpft werden mußte. Weiter vorzudringen war ihnen nicht möglich, denn der Axt und dem Messer wichen die dicht verwachsenen Wäl-

der nicht, die sich hier in üppiger Fülle ausbreiteten. Gonsalvo Pizarro beschloß, hier so lange zu verweilen, bis ein ansehnliches Schiff gebaut wäre, welches die weitere Reise erleichtern könnte. Ein eben so kühner Entschluß, denn hier gebrach es, außer dem Holze, an allen Bedürfnissen zum Schiffbau; es wurden Kohlen gebrannt, Schmiede-Essen errichtet, und aus den aufbewahrten Hufeisen der auf dem Wege umgekommenen Pferde, Klammern, Bandeisen, Nägel geschmiedet. Pizarro selbst arbeitete an der Esse; aus den Hemden machte man Taue, flickte Segelwerk zusammen, und eine Art Gummi, welches dort aus den Bäumen triefte, diente statt Theer. So kamen nach unglaublicher Mühe eine Brigantine und einige Boote zu Stande.

Ein Theil der Mannschaft wurde eingeschifft, der andere zog dem Ufer, Strom abwärts, nach; aber immer gleich schrecklich blieb die Wanderung, gleich öde das Land, Sümpfe und Wälder wechselten mit einander ab. Mit wilden Früchten und Wurzeln nährten sich die Soldaten höchst kümmerlich. Doch ein noch härterer Schlag traf den Anführer; er hatte einem seiner ersten Hauptleute, Franz Orellana, den Oberbefehl des Schiffes und der Boote anvertraut, und ihn vorausgesendet, um Lebensmittel aufzusuchen und an einer gewissen Stelle auf ihn zu warten. Orellana wird treulos, ihn ergreift der stolze Gedanke, selbst Entdecker neuer Länder zu werden, und die Schätze selbst einzuerndten, die er dort zu finden hofte. Er gelangt an die Mündung des

Stromes und auf die See; und überläßt seinen Oberbefehlshaber dem unsäglichsten Elend; sogar die Boote nimmt er mit.

Entsetzlich war die Lage des Pizarro und seines Gefolges, als sie jenen Verrath erfuhren. Da sie die Stelle zu erreichen hoften, wo sie ihre Schiffe und Lebensmittel finden sollten, trafen sie statt dieser einen halb verhungerten Gefährten an, den Orellana an das Land verwiesen hatte, weil er mit dem Verrath unzufrieden gewesen war. In seiner ganzen Größe sahen sie bei dieser furchtbaren Täuschung den schändlichen Verrath, und ihr eigenes nahes Elend. Statt Speise darzubieten, zeigte der Verlassene seinen halbverdorrten Leib; auch die Kräftigsten konnten ihn als Vorbild ihres eigenen Zustandes in naher Zukunft ansehen. Eine gräßliche Aussicht! Seit dem Ausmarsch aus Quito war dieser Volkshaufe vierhundert Meilen weit höchst mühsam gewandert, fast alle Pferde waren geschlachtet und verzehrt, viele durch ungesundes Futter, mehrere durch Hunger und Ermattung getödtet worden; von den Kleidern blieben kaum noch wenige Lumpen übrig; Regen, Wind, Wald und Gebüsch hatten sie entstellt und zerfetzt; Gewehre und Degen waren durch den Rost unbrauchbar geworden. Die Körper der Armen waren voll Geschwulst, die Füße voll Wunden und von scharfen Dornen zerfetzt, versagten ihnen fast ihre Dienste. Kein Fahrzeug war am Maranon, um in die milderen Gegenden überzusetzen, die sich an einigen Orten des jenseitigen Ufers ausbreiteten.

Pizarro mußte die Gestade des Flusses verlassen, um wo möglich den Rückweg nach Quito zu finden. Da dieser über steile Felsen hinführte, so wurde das Elend noch vergrößert. Stündlich blieben einige der Ermatteten zurück; ringend zwischen Leben und Tod mußte man sie liegen lassen. Wer noch Kraft zur Eile hatte, beschleunigte die Rückreise; keiner blickte rückwärts, denn der Jammerzustand der hülflos liegenden Kranken und Schwachen war herzzerreißend, das Band der Menschen und Bruderliebe war zerrissen; jeder dachte nur an sich selbst, schon für die nächste Stunde in der bangen Erwartung gleicher Leiden. Winseln und Hülferuf verhallten unerhört an den öden Felsen. Bis in Wahnsinn ging bei Vielen dieser höchste Grad von Bekümmerniß über, sich von Freunden und Brüdern, und von einem Anführer verlassen zu sehen, dem sie bisher das Leben so freudig anvertraut, dessen Glück und Ruhm sie durch ihre Tapferkeit begründet hatten. Zu den schrecklichsten Mitteln nahmen die Hungernden ihre Zuflucht; Aas und Gewürme, Leder selbst mußte zu der Stillung des Hungers dienen.

Pizarro sandte einige Reiter voraus, die auch glücklich Quito erreichten und Kunde brachten von der Noth der zurückkehrenden Spanier. Man belud eine Menge Peruaner mit Lebensmittel und andern Bedürfnissen, und zog den Ankommenden fünfzig Meilen weit entgegen. Diese, Gespenstern und Gerippen ähnlich, entstellt, fast nackt, selbst den Anführer und die Offiziere nicht ausge-

nommen, mit Stücken von Thierfellen, oder mit unkenntlichen Kleiderüberresten bedeckt, wankten dieser Hülfsschaar entgegen. Welches Zusammentreffen! Die Freude der Rettung war unaussprechlich, sie wurde für manchen noch tödlich, der sich ihr zu rasch überließ, und zu gierig über Speise und Trank herfiel.

II.

Ein Abend in einem spanischen Wirthshause *).

Das Wirthshaus in dem volkreichen hübschen Dorfe El Arahal in Andalusien war freilich nichts weniger als angenehm, aber doch auch nicht eines der schlimmsten unter denen, wo wir auf unserer Reise zu verweilen verurtheilt waren. Die Reisenden mußten doch hier nicht hungern, wenn sie nicht eigene Vorräthe mitgebracht hätten. Wir fanden eine Stube mit einigen zerbrochenen Stühlen, einen Tisch, zwei Betten von Flockwolle, die man über Breter gelegt hatte, welche auf eisernen Böcken über dem Ziegelfußboden erhoben waren. Eben merkten wir,

*) Nach dem Briefe eines Engländers von 1801 in New Monthly Magazine, November 1821. Vergl. Literarisches Conversations-Blatt, Februar 1822. Nro. 45.

daß die besondere Art von Langweile uns beschleichen wollte, die in jedem Winkel eines Wirthshauses lauert, als der Ton einer Pfeife und Trommel, die mehr lustig als kriegerisch klangen, unsre Neugierde aufregten. Wer aber in einer spanischen Fonda etwas erfragen will, muß entweder seine Lunge anstrengen, die Aufwärter, den Wirth, die Hausmagd nach einander herbeizurufen, und hat dann von Glück zu sagen, wenn eine von diesen Personen Lust hat, ihm Gehör zu geben, oder besser wähle er das gelassenere Mittel, sie selbst im ganzen Hause aufzusuchen und mit der Küche anzufangen. Wir durften nur einen Schritt aus unsrer Stube thun, um in des Kochs Gebiet zu gelangen. Die besten Landschenken bestehen aus einer großen Halle, die gerade auf die Straße geht, und wie diese, mit runden Steinen gepflastert ist. An dem einen Ende dieser Halle ist ein großer Heerd, etwa einen Fuß hoch über die Erde erhaben. Immer brennt hier ein Holzfeuer, und Reisende von allen Ständen, die nicht lieber in ihren kalten, fensterlosen Stuben träumen wollen, nehmen hier Platz, wo sie sich unentgeldlich der witzigen und launigen Ergießungen der Fuhrleute, Kutscher und Bauern erfreuen können. Sie sehen hier der Wirthin oder Hausmagd bequem zu, wie man nach einander in derselben Pfanne jetzt einen Pfannkuchen von Eiern und Zwiebeln, dann ein Gericht von getrockneten Fischen mit Oel und Liebesäpfeln, oder die Stücke einer zähen Henne, die noch wenige Augenblicke vorher vor dem Hause einherging, bereitet. Die Thüren der Schlaf-

kammern, wie des Stallhofes, gehen in die Halle. Die spanischen Fuhrleute, die immer in Gesellschaft von zwanzig bis dreißig und mit doppelt so vielen Maulthieren reisen, legen sich des Nachts längs der Mauer jeder auf seinen großen Packsattel, und bedecken sich mit einer Art von Pferdedecke, Mania genannt, womit sie auch unterwegs im Winter sich gegen Regen und Kälte schützen.

Der Ton der Trommel rief uns in diese Halle, und wir erfuhren bald von einem der Müßigen, die hier herumschlenderten, daß eine Gesellschaft wandernder Schauspieler im Begriff sey, eine Vorstellung zu geben. Eine angenehme Nachricht für uns, da wir nicht gern zu Bett gehen wollten, weil wir ahnten, daß wir nicht schlafen könnten, und uns auf die anbrechende Nacht bange war. Der Schauplatz sollte, wie man uns sagte, ein offener Hof seyn, wo ein vorne offener Kuhstall zur Bühne und zum Ankleidezimmer der Schauspieler sehr gelegen war. Wir bezahlten ein geringes Eintrittgeld, und nahmen unsere Plätze unter dem glänzenden Sternenhimmel, bis an das Kinn in unsere Mäntel gehüllt, und unbesorgt vor der Gefahr, auf dem luftigen Schauplatze uns zu erkälten. Eine schrecklich kratzende Fiedel, ein knurrender Baß, und ein betäubendes Waldhorn bildeten das Orchester. Der Vorhang bestand aus vier zusammengenähten Bettdecken; die Kulissen waren rothe Vorhänge, die lose an einem Ramen hingen und vom Winde bewegt uns die Geheimnisse des Ankleidezimmers verriethen, wo die Schauspieler,

die nicht für jede Rolle eine besondere Person aufbringen konnten, sich mit Hülfe des Schneiders vervielfältigten.

Das Schauspiel hieß: „Der Teufel, ein Prediger,“ eines der vielen Bühnenstücke, die in der letzten Zeit des östreichischen Herrscherstammes ohne Namen des Herausgebers erschienen. Dieses Schauspiel ist so seltsam und kann, da es im ganzen Lande sehr beliebt ist, die Volksthümlichkeit so gut bezeichnen, daß ich den ganzen Inhalt hier mittheile. Der Held des Schauspiels, im Personenverzeichniß als erster Liebhaber (Primer galan) bezeichnet, ist Luzifer, der einen schwarzen Anzug mit scharlachrothen Strümpfen trägt — die gewöhnliche Bühnentracht der Teufel jedes Ranges und Standes. Er erscheint im ersten Auftritte auf einem Greif, und ruft seinen Vertrauten Asmodeus aus einem Hinterhalte, um mit ihm von der Gefahr zu sprechen, die der neugestiftete Orden des heiligen Franziskus dem ganzen Reich der Finsterniß drohte. Italien wäre, sagt der Höllenfürst, von Bettelmönchen überschwemmt, und selbst Lucca, wo das Stück spielt, und wo sie anfangs heftigen Widerstand gefunden, würde leider endlich in die Erbauung eines Klosters willigen, wozu der Grund bereits gelegt sey. Luzifer beschloß daher, den Einwohnern von Lucca in der Vertreibung seiner bekutteten Feinde beizustehen, und Asmodeus wurde in gleicher Absicht nach Spanien gesandt. Das Hauptwerkzeug, dessen er sich bedient, ist Ludoviko, ein reicher hartherziger Mann, der eben die tugendhafte und schöne Oktavia geheirathet hatte, die dem Ehrgeitze ihres Vaters grausam

geopfert worden war. Feliziano, Oktavia's Vetter und Jugendgeliebter, von dessen Verbindung mit ihr Ludoviko nichts weiß, kommt nach Lucca in der Absicht, die junge Frau zu verführen und sich an Ludoviko zu rächen. Der Guardian des neuen Franziskaner-Klosters, welcher nach der Ordensregel seine Brüder durch die, in der Stadt gesammelten Almosen ernähren muß, und die Bewohner entschlossen findet, sie durch Hunger zu vertreiben, bittet Ludoviko um Beistand. Der böse Mann aber wirft den Guardian und den Laienbruder Antolino — die lustige Person, der Grazioso des Stücks — aus dem Hause, um sie den Mißhandlungen des Pöbels auszusetzen. Es blieb den Mönchen unter diesen Umständen nichts übrig, als aus der Stadt zu weichen. Der Dichter, der Horazens Regel für die Erscheinung überirdischer Mächte in einer so verzweifelten Lage der Dinge völlig anwendbar halten mochte, läßt nun das Gottkind, Nino Dios *), und

*) Die Vorstellung der Gottheit unter der Gestalt eines Kindes ist sehr gewöhnlich in Spanien. In den meisten Klöstern findet man eine Menge solche Kindlein, gegen einen Fuß hoch, Gotteskind oder Jesuskind genannt. Die Nonnen kleiden sie in allerlei Landestrachten, als Priester, Chorherren, Doktoren der heiligen Schrift in ihren Hüten, als Aerzte mit Perrücken und goldknopfigen Stöcken. Oft findet man das Jesuskind auch in den Wohnungen. In einigen Gegenden von Spanien, wo der Schleichhandel stark getrieben wird, sieht man es als Schutzengel gekleidet, mit zwei Pistolen im Gürtel und einem Doppelhacken.

den Erzengel Michael auf den Wolken herabkommen, wobei unsere Schauspieler auf ihrer bescheidenen Bühne freilich die Maschinerie ersparten. Michael giebt dem Luzifer den entscheidenden Befehl, das Ordensgewand des heiligen Franziskus anzulegen, und in dieser Verkleidung allen, gegen Oktavia gemachten bösen Anschlägen Einhalt zu thun, und nicht zu scheiden, ehe er zwei Klöster erbaut hätte, statt des einen, das er im Entstehen zu vernichten strebte. Luzifer beklagt sich zwar über die strenge Strafe, vollzieht aber dennoch seinen Auftrag mit musterhaftem Eifer. Im Ordenskleide erscheint er vor dem Guardian, und wie er, von dem Bruder Antolino begleitet, umherzieht, weiß er die Herzen der Städter umzuwandeln, und erhält reichliche Gaben für das Kloster. Die Nebenhandlung geht indessen ihren Gang, und Oktavia geräth in drohende Gefahr. Sie reißt aus Feliziano's Hand einen Brief, worin sie ihm einst ihre Liebe gestanden hatte, und vernichtet das Blatt. Aber die zerrissenen Stücke werden von Ludoviko gefunden, der ihren Tod beschließt. Um seinen Vorsatz auszuführen, geht er mit ihr auf das Land, und ersticht sie in einem Walde, ehe der Mönch Luzifer, der sich endlich vorgenommen hatte, den Streich abzuwenden, mit seinem Begleiter an Ort und Stelle seyn konnte. Der Erzengel Michael ist nicht wenig verlegen, meint aber, da Oktavia's Seele weder in das Fegfeuer, noch in die Hölle gekommen sey, so werde sich wohl ein Wunder begeben. Dieß geschah; die Jungfrau Maria steigt auf einer Wolke herab, und ruft Oktavia durch ihre Be-

rührung in das Leben zurück. Feliziano, der in diesem Augenblick ankommt, schreibt das Wunder auf Rechnung der beiden Mönche, und als sich das Gerücht davon verbreitet, ergreift der Pöbel in lustigem Ungestüm den Bruder Antolino, und zerreißt ihm die Kutte, um die Fetzen davon als Reliquien zu tragen. Luzifer sucht nun die wiedererweckte Frau zu bereden, ihre Ehe sey nach dem kanonischen Rechte durch den Tod aufgelöst; sie aber hört nicht auf den gelehrten Gewissensrath und kehrt zu ihrem Manne zurück. Ihr unmuthiger Beschützer muß nun einen zweiten Meuchelmord verhüten, den der wilde Ludoviko an der zu treuen Gattin zu verüben sucht. Nach Oktavia's zweiter Rettung sucht Luzifer in einer sehr erbaulichen Rede, den Ludoviko zu bewegen, seine Sünden durch milde Gaben an die Mönche abzubüßen. Seine Beredsamkeit macht keinen Eindruck auf den Geizhals, und wie der Erzengel Michael endlich hinter der Scene das entscheidende Wort ruft, verschlingt die Erde den verhärteten Mann. Michael erscheint nun, und auf Luzifers bewegliche Vorstellung über seine harte Lage erlaubt er ihm, die Kutte abzustreifen, und seine Feindseligkeiten gegen die Franziskaner wieder anzufangen, durch die, gegen andere Mönchsorden gewöhnlich angewandten Mittel, nemlich durch alle Versuchungen ihrer Tugend; nur ihren Magen sollte er nicht antasten, denn Nahrung mußten die Franziskaner nach der, ihrem Stifter gegebenen himmlischen Zusage haben.

Dieses seltsame Schauspiel wird wenigstens einmal

jährlich auf jeder spanischen Bühne gegeben, wobei die Franziskaner gegen das bestehende Verbot, eine Mönchskleidung auf die Bretter zu bringen, den Schauspielern die erforderlichen Kleidungen leihen, da der Eindruck, den das Stück macht, den Bettelorden so günstig ist.

Das Schauspiel war eben zu Ende, als die Kirchglocke den Ton anschlug, den man Las animas, die armen Seelen, nennt. Ein Mann mit einer großen Laterne, auf deren gemahlten Gläsern man zwei nackte Menschen in Flammen sah, trat in den Hof und sprach zu jedem der Anwesenden: „die heiligen Seelen, Bruder! Gedenke der heiligen Seelen!" Wenige verweigerten dem Bittenden eine kleine Kupfermünze. Diese Sitte ist allgemein in Spanien. Ein Mann, dessen Hauptbeschäftigung es ist, der Geschäftführer der Seelen im Fegfeuer am Abend — der einzigen Zeit, wo für die unsichtbaren Dulder gebetet wird — oder irgend eines Heiligen oder der Madonna am Tage zu seyn, zieht nach Sonnenuntergang durch die Straßen mit seiner Laterne und kommt immer in die Wirthshäuser. Die Reisenden, die sich gewöhnlich von den heiligen Seelen Schutz gegen die Räuber versprechen, lassen sich stets bereit finden, durch eine kleine Geldgabe für den bisherigen Schutz zu danken, und künftige Gunstbeweise zu verdienen.

III.

Unglückliche Schicksale einer Caravane.

Unter allen Bedürfnissen ist keines für den Menschen so unentbehrlich, als das Wasser. Heinrich Pottinger, ein erfahrner Reisender, der mit großer Mühe und Gefahr die glühende Wüste von Kirman in Persien durchwanderte, sagt: „Es kann Jemand, mit Geduld und Hoffnung, Strapaze, Hunger, Hitze und Kälte und fast gänzliche Entbehrung des Schlafes eine ziemliche Zeit aushalten; aber von einer brennenden Sonne versengt werden, den Hals und Gaumen so ausgetrocknet fühlen, daß man nur mit Mühe Athem holt, die Zunge kaum zu bewegen sich getrauen, aus Besorgniß zu ersticken, und kein Mittel haben, diesen schrecklichen Zustand zu mildern: dieß ist meiner Meinung nach die größte Widerwärtigkeit, die einen Reisenden treffen kann.“ Ein Beispiel davon ist folgende Begebenheit.

Ein kleine Caravane, welche aus fünf Kaufleuten und etwa dreißig Sklaven, nebst einer verhältnißmäßigen Anzahl von Kameelen bestand, wollte von Berber am Nil durch die Wüste von Daraou in Ober-Egypten reisen. Aus Besorgniß vor einem Räuber, der mit seiner Bande die gewöhnliche Straße unsicher machte, beschlossen sie,

einen mehr östlichen Weg über den Brunnen Owareyk einzuschlagen. Sie hatten einen Ababde-Führer, (einen Mann von einem Beduinen-Stamme) gemiethet, der sie sicher nach dieser Stelle brachte, aber von da aus gegen Norden den Weg verlor, da derselbe sehr wenig besucht war. Nach einer fünftägigen Reise in den Gebirgen war ihr Wasservorrath aufgezehrt, ohne daß sie wußten, wo sie sich befanden. Sie beschlossen daher, ihren Weg gegen die untergehende Sonne zu nehmen, weil sie in dieser Richtung den Nil zu erreichen hofften. Nach zwei Tagen starben fünfzehn Sklaven und einer von den Kaufleuten vor Durst. Einer derselben, ein Ababde, welcher zehen Kameele hatte und den Glauben hegte, die Kameele würden besser als ihre Herren eine Wasserstelle aufzufinden vermögen, ersuchte seine Reisegefährten, ihn fest an den Sattel seines stärksten Thieres zu binden, damit er nicht etwa aus Schwäche herabfallen möge. So verließ er sie, seinem Kameele freien Lauf gestattend, aber nie wurde wieder etwas von dem Manne, noch von seinen Kameelen gehört.

Am achten Tage, nachdem die noch lebenden Owareyk verlassen hatten, bekamen sie die Gebirge von Shigre zu Gesicht, die sie sogleich erkannten; allein ihre Kräfte waren gänzlich erschöpft, und weder Menschen noch Vieh im Stande weiter zu reisen. Sie legten sich unter einen Felsen, und schickten zwei von ihren Dienern mit den zwei stärksten, noch vorhandenen Kameelen nach Wasser. Ehe diese das Gebirge erreichten, fiel einer von ihnen von dem

Kameele. Unfähig, zu sprechen, bewegte er blos die Hand, dem Gefährten zum Zeichen, er solle ihn seinem Schicksale überlassen. Dieser setzte seine Reise fort, aber auch auf ihn wirkte bald der Durst mit solcher Gewalt, daß seine Augen dunkel wurden und er den Weg verlor, ob er ihn gleich schon öfter gemacht hatte, und völlig damit vertraut war. Nachdem er eine Zeit lang fortgeritten war, stieg er unter dem Schatten eines Baumes ab, an welchen er sein Kameel fest band. Das Thier roch aber (nach dem Ausdruck der Araber) das Wasser, und so müde es war, zerriß es dennoch seine Halfter und galloppirte wüthend in der Richtung zu der Quelle hin, die, wie man nachher fand, eine halbe Stunde weit entfernt war.

Der Führer, welcher die Ursache von dem Fortrennen des Kameels errieth, bemühte sich, dessen Spur zu folgen. Nach wenigen Schritten sank er zu Boden, und war im Begriff, seinen Geist aufzugeben, als die Vorsehung aus einem benachbarten Lager einen Bischarye-Beduinen herbeiführte, der ihm Wasser in das Gesicht goß, und ihn wieder zum Leben brachte. Darauf eilten sie zu der Quelle. Nachdem sie die Schläuche gefüllt hatten, kehrten sie zur Caravane zurück, und waren so glücklich, die Beklagenswerthen noch alle am Leben zu finden.

Der Mann, dessen Kameel die Quelle entdeckte, ein Eingeborner von Yembo in Arabien, berichtete selbst dem berühmten Burckhard dieses Ereigniß. Er bemerkte

dabei noch den merkwürdigen Umstand, daß die jüngsten Sklaven den Durst besser ertrugen, als die übrigen, und daß, während alle erwachsenen Buben starben, die Kinder Egypten glücklich erreichten.

IV.

Napoleans Reise nach St. Helena.

Aus dem Tagebuch eines englischen Seeoffiziers.

Napoleon hatte nach seiner Rückkehr aus Elba alles aufgeboten, um sich auf dem usurpirten Throne Frankreichs zu behaupten. Allein die Schlacht bei Waterloo oder Belle Alliance, am achtzehenten Junius 1815, vereitelte mit einemmale alle seine hochfliegenden Plane. Die ganze französische Armee ward in die Flucht geschlagen oder vernichtet; über 300 Kanonen, 500 Pulverwagen, der sämmtliche Troß, über 20,000 Gefangene waren die Trophäen der Engländer und Preußen. Napoleon selbst floh im Getümmel der Nacht. Er hatte sich in seinen Wagen geworfen; da dieser aber von den nachsetzenden Preußen eingeholt wurde, mußte er, mit Zurücklassung seines Huts und Degens, zu Fuße flüchten, und beinahe wäre er den Feinden in die Hände gerathen. Alle seine Kleinodien, die er aus Eitelkeit mitgeführt hatte,

sein kaiserlicher Krönungsmantel und andere Insignien, und ein Wust von Proklamationen an die Belgier, die er, des Sieges gewiß, aus dem Pallaste Larken bei Brüssel datirt hatte, wurden eine Beute der Sieger. Unerwartet kam er nach Paris, und war der erste Verkündiger der ungeheuren Niederlage.

Die verbündeten Heere drangen indessen ungehindert nach Paris zu, die Stadt kapitulirte, und die siegreichen Truppen hielten am siebenten Julius ihren Einzug. Am folgenden Tag war auch Ludwig der Achtzehnte wieder da, der sich Wellington's Heere angeschlossen hatte.

Lange war Napoleon unschlüssig gewesen, was er thun sollte. Da aber die Verbündeten sich Paris näherten, und er keinen Tag mehr sicher war, so legte er, um der Schmach wiederholter Absetzung zuvorzukommen, die Krone nieder, und erklärte sein öffentliches Leben für geendet. Er beschäftigte sich jetzt keinen Augenblick mehr mit dem Schicksale Frankreichs, über welches er neuerlich die Furien des Kriegs und den Haß einer Welt gebracht hatte, sondern nur mit seinem eigenen. In der Hoffnung, unbemerkt nach Amerika zu entkommen, eilte er nach Rochefort. Aber englische Schiffe beobachteten den Hafen, und da er keine Möglichkeit sah, heimlich zu entrinnen, so beschloß er, sich der brittischen Flagge zu ergeben, und den Schutz des Prinzen Regenten in Anspruch zu nehmen. Zuvor hatte er, am zehnten Julius, den Herzog von Rovigo (Savary) und den Grafen Las Cases mit einer Waffenstillstandsflagge zum Kapitain

Maitland, Befehlshaber des königlichen Kriegsschiffes Bellerophon, geschickt, mit dem Ersuchen, an diesem Kriegsschiffe vorbeisegeln zu dürfen. Dieses Ansuchen ward aber vom Kapitain Maitland entscheidend verweigert, obgleich die Abgesandten zu erkennen gaben, daß man im Verweigerungsfall das Durchsegeln erzwingen würde. Da aber Napoleon jeden Weg zu seiner Entweichung verschlossen fand, und vom Lande her ihm Gefangennehmung drohte, so sandte er am vierzehnten abermals den Grafen Las Cases und den Generallieutenant Grafen L'Allemand, um über seine Aufnahme an Bord des Bellerophon und sicheres Geleit nach England zu unterhandeln. Beides ward gewährt; jeden andern Antrag dagegen lehnte Kapitain Maitland ab. Abends brachte Napoleons Adjutant, der General Gourgaud, ein Schreiben desselben an den Prinzen Regenten, welches sogleich nach England befördert wurde. Las Cases nebst zwei Pagen und einem Bedienten blieben an Bord des Bellerophon, um für Napoleons Ankunft das Nöthige vorzubereiten.

Der fünfzehente Julius. Morgens um sieben Uhr näherte sich Napoleon in einer Barke, von verschiedenen Offizieren begleitet, dem Bellerophon. Der Marschall Bertrand kam zuerst an Bord, und benachrichtigte den Kapitain Maitland, daß der Kaiser im Boot sey. Napoleon folgte unmittelbar darauf, verbeugte sich tief, und sagte in französischer Sprache: „Mein Herr, ich komme an Bord, und nehme den

Schutz Ihres Prinzen und Ihrer Gesetze in Anspruch.“ Er sprach diese Worte mit würdevollem Anstande. Dann ward er, nach einer Verbeugung gegen die Offiziere, in die Kajüte des Kapitain Maitland geführt. Die Marinesoldaten des Schiffs standen unter den Waffen, ohne jedoch Ehrenbezeugungen zu machen. Napoleon trug einen kurzen, grünen Ueberrock, militairische Stiefeln und einen einfachen Federhut. Er hat eine Größe von etwa fünf Fuß sieben Zoll, ist ziemlich korpulent aber vorzüglich gut gebaut, und muß in seiner Jugend schön gewesen seyn. Sein Haar ist sehr schwarz, kurz abgeschnitten und der Backenbart schwarz; die Augenbraunen gewölbt, die Augen grau, aber durchdringend. Er hat ein etwas volles Gesicht, eine dunkle, aber ganz besondere Gesichtsfarbe, Nase und Mund proportionirlich, die Schultern breit und anscheinend kraftvoll gebaut. Im Gehen hält er gewöhnlich seine Hände in den Beinkleidertaschen oder auf dem Rücken gefaltet. Zugleich mit ihm waren in dem Boote angekommen: die Generallieutenants Graf Bertrand, Großmarschall des Palastes, Graf Montholon-Semonville und Baron L'Allemand, die beiden letztern seine Adjutanten; Savary, Herzog von Rovigo, Polizeiminister, und die Gräfinnen Bertrand und Montholon-Semonville, mit vier Kindern.

Kaum war Napoleon fünf Minuten an Bord gewesen, als er die Offiziere des Schiffs begrüßen und zur Einführung zu sich in die Kajüte einladen ließ. Dieß ge-

schah durch den Kapitain Maitland. Er verbeugte sich wiederholt gegen sie, und erkundigte sich mit freundlicher Miene, welchen Rang jeder von ihnen bekleide. Als sie im Begriff waren, die Kajüte wieder zu verlassen, sagte er ihnen: „Nun, meine Herren, Sie haben die Ehre, der tapfersten und glücklichsten Nation der Welt anzugehören.“ Kurz nachher, als er seinen Anzug geordnet hatte, kam er aufs Verdeck. Hier that er an die Offiziere verschiedene Fragen, untersuchte die Kanonen, und ließ den Bootsmann zu sich kommen, bei dem er sich nach dem Schiffe, und wie lange dasselbe zum Dienste gebraucht sey, erkundigte. Dieser ehrliche Mensch, betroffen über das Unerwartete der Sendung, und seine plötzliche Einführung bei einem Manne, von dem er so viel gehört hatte, faßte zur Belustigung aller Anwesenden den Vorsatz, das erste Wort zu haben. Er machte daher seinen Eintrittsgruß auf ächte Seemanns-Manier, mit der Kappe in der Hand, und sagte, indem er sich fast bis zur Erde verbeugte: „Ich hoffe, Ew. Edeln sind wohl.“

Kurz nachher besuchte Napoleon die andern Verdecke, und erneuerte seine Erkundigungen, vorzüglich über die Seesoldaten. Als er einen alten, üblen Benehmens halber degredirten Unteroffizier bemerkte, dem er ansah, daß er ein alter Soldat sey, fragte er: warum dieser Mann nicht besser versorgt wäre? Die Ursache davon ward ihm hierauf angezeigt. Bald darauf zog er sich in die Kajüte zurück, deren hintern Theil er bewohnte. Die

Offizier-Kajüten waren den Damen und Generalen, die ihn begleiteten, angewiesen.

Der Admiral Hotham näherte sich mit dem Superb, und kam an Bord des Bellerophon. Die Schiffsböte brachten Napoleons Gepäcke und den Rest seines Gefolges. Nach der Tafel verweilte er eine Stunde auf dem Verdeck, fragte nach den Benennungen verschiedener Schiffsseile, nach der Richtung des Windes, und bemerkte, er sey nicht günstig zur Fahrt nach England. Um halb acht Uhr zog er sich zurück, nachdem er sich den ganzen Tag sehr freundlich gezeigt, auch oft mit den Kindern gespielt hatte. Er spricht vortrefflich Französisch und Italienisch, scheint aber kein Wort Englisch zu verstehen.

Der sechzehente Julius. Morgens halb eilf Uhr begleitete Napoleon, mit den Damen und seinen Offizieren, den Kapitain Maitland an Bord des Superb zum Frühstück. Admiral Hotham erwartete ihn auf dem Verdeck, und stellte ihm auf sein Verlangen die Offiziere des Schiffs vor. Er äußerte seine große Zufriedenheit mit dem Superb. Als er an Bord ging, waren die Segelstangen des Schiffs mit Mannschaft besetzt, und bei seiner Rückkehr auf den Bellerophon ward er auf dieselbe Weise bewillkommt. Sein Vergnügen darüber war sichtlich; er verbeugte sich lächelnd rund umher. An diesem Tage trug er eine grüne Uniform mit rothen Ecken, Kragen und Aufschlägen, goldene Epaulets, Stern und Kreutz der Ehrenlegion, die Ordenszeichen der eisernen

Krone und der Reunion auf der linken Brust, weiße Unterkleider, seidene Strümpfe und Schuhe mit goldenen Schnallen.

Um zwei Uhr Nachmittags lichtete der Bellerophon, begleitet von der Korvette, der Myrmidon, welche einen Theil seines Gefolges an Bord hatte, die Anker, um nach England zu segeln. Während dem blieb Napoleon auf dem Verdeck, und richtete seine besondere Aufmerksamkeit auf die Art, die Segel zu ordnen, um das Schiff zu wenden. Er bemerkte, daß die Handgriffe bei dem Letztern auf französischen Schiffen auf andere Weise gemacht würden. Um fünf Uhr überbrachte Marschall Bertrand dem ersten Lieutenant und dem Kapitain der Marinesoldaten eine Einladung von Napoleon zum Mittagsessen. Bei der Tafel sprach er sehr offen mit dem Kapitain Maitland und den beiden Offizieren, wenig mit den Seinigen. Er redete viel über die Schlachten vom Nil und Trafalgar, und erwähnte des Lord Nelson häufig und mit Beifall.

Der siebenzehnte Julius. Während des heutigen Frühstücks wandte sich die Unterhaltung auf Egypten. „Wäret ihr Engländer nicht gewesen, sagte er zu Kapitain Maitland, so würd' ich schon lange Kaiser vom Osten gewesen seyn; aber wo es nur Wasser giebt, ein Schiff flott zu machen, ist man auch sicher, euch zu finden.“ Den Morgen hatte er mit Lesen zugebracht. Zur Mittagstafel ließ er durch Bertrand den zweiten Lieutenant einladen, sprach aber wenig. Nach der Tafel

erschien er auf eine kurze Zeit auf dem Verdeck in ernster Unterhaltung mit Bertrand, mit welchem er aufmerksam die Kanonen untersuchte und sagte, sie müßten in der Schlacht von dem größten Nutzen seyn. Uebrigens schien ihn heute seine gute Laune verlassen zu haben; er schien in sich zurückgezogen und in Gedanken vertieft. Die Damen waren von der Bewegung des Schiffes sehr angegriffen, und selbst die Helden, bei deren Namen die halbe Welt erblaßte, befanden sich aus derselben Ursache, in einem Zustande der Vernichtung, Napoleon und Savary allein ausgenommen.

Der achtzehente Julius. Napoleon erschien um halb sechs Uhr Nachmittags auf dem Verdeck. Alle seine Offiziere standen, so lange er dort blieb, mit unbedecktem Haupte. Seine gute Laune schien ihn ganz verlassen zu haben. Er war ängstlich über den fortdauernd widrigen Wind, und murmelte: „man muß Geduld haben.“ Bei der Mittagstafel war er sehr melancholisch, und fragte blos, ob in England das Rindfleisch gut, und ob man mit vegetabilischen Nahrungsmitteln versehen sey? Uebrigens that er eine derbe Mahlzeit. Als nach der Tafel der Kaffee durch einen seiner Bedienten eingeschenkt und herumgereicht ward, that der arme Mensch, als er seines Herrn Tasse füllte, einen Mißgriff, und begoß ihn mit einem Theile des Kaffee's. Napoleon sagte nichts, sah aber den Menschen mit einem Blicke an, der ihn zu vernichten schien, denn augenblicklich gab er sein Dienstgeschäft auf und verließ die Kajüte.

Auf Napoleons Ersuchen führten die Seekadets Abends ein Schauspiel auf. Er äußerte seine Zufriedenheit mit der Vorstellung, und rühmte die englischen Damen — worüber man sich des Lachens nicht enthalten konnte, denn diese Damen waren verkleidete junge Seeleute.

Der neunzehnte Julius. Napoleon erschien um vier Uhr Nachmittags auf dem Verdeck, blieb aber nur kurze Zeit, weil er wegen der Bewegung des Schiffs nicht hin- und hergehen konnte. Er sah trübsinnig aus, sprach wenig, war auch bei der Mittagstafel schweigend und niedergeschlagen, und erschien nachher nicht, wie er pflegte, auf dem Verdeck.

Der zwanzigste Julius. Morgens früh stieß das königliche Kriegsschiff Swiftsure, bestimmt unsre Seemacht zu Rochefort zu verstärken, wenn es uns nicht auf dem Wege gefunden hätte, zu uns. Der Kapitain Webley kam an Bord. Bertrand benachrichtigte Napoleon davon, der noch nicht aufgestanden war und sich nicht sehen ließ. Madame Bertrand fragte mich um meine Meinung über die wahrscheinliche Behandlung Napoleons, bei seiner Ankunft in England. Sie äußerte ihr Bedauren, daß sie ihre Entweichung nach Amerika nicht hätten ausführen können, wo sie gewiß gut aufgenommen worden wären. Sie erzählte mir, während des großen Kampfes bei Waterloo sey Napoleon oft in heftiger Bewegung gewesen. Dieser erschien heute vor und nach Tisch eine kurze Zeit auf dem Verdeck. Er

schien freundlicher, fragte nach der vermuthlichen Zeit unsrer Ankunft in England, und zeigte seine Zufriedenheit mit der Nachricht, daß wir bei gutem Winde nur noch einen Tag dahin zu segeln hätten. Bei der Tafel sprach er wenig, und nur über England.

Der ein und zwanzigste Julius. Napoleon stand während seines ganzen Aufenthaltes bei uns früh auf, und brachte den größten Theil seiner Zeit mit Lesen zu. Während seiner heutigen Anwesenheit auf dem Verdeck war er in fortdaurendem Gespräch mit Bertrand und Las Cases. Ueberhaupt zeigte er sich in der Unterhaltung mit Jedem, wer es auch seyn mochte, immer leutselig und höflich.

Der zwei und zwanzigste Julius. Da der Wind günstiger und frischer geworden war, so durften wir hoffen, am folgenden Tage Torbay zu erreichen. Heute hielt sich Napoleon mehr als gewöhnlich auf dem Verdeck auf, sah oft durch ein kleines Taschen-Teleskop und erkundigte sich, wann wir das Land zu erreichen hoffen? In einem Gespräch über die Preußen, welches zwischen einigen seiner Offiziere vorfiel, äußerte Savary: die preußischen Soldaten wären verdammte Hunde, und sprach überhaupt von ihnen mit tiefer Verachtung. Dieser Meinung stimmten alle von Herzen bei; selbst der ehrliche, alte, brave Blücher war in ihren Augen nur ein mittelmäßiger General — ohne Zweifel in Vergleich mit ihnen selbst. Dagegen erklärte Napoleon den Herzog

von Wellington für einen eben so guten, aber klügeren General, als er selbst sey.

Der drei und zwanzigste Julius. Napoleon verweilte den größten Theil des Tages auf dem Verdeck, schien sehr munter, und erkundigte sich oft nach der vermuthlichen Zeit unsrer Ankunft. Gegen Abend sah man das Land. Sobald er dieß erfuhr, verließ er die Kajüte, betrachtete es durch sein Fernglas, fragte nach dem Namen des jetzt sichtbaren Theils und nach der Entfernung von Torbay. Bei der Tafel sprach er viel und in der besten Laune; er erzählte die sonderbare Entweichung eines französischen Offiziers in Egypten, der von den Mammelucken gefangen genommen und in die Wüste fortgeschleppt ward, die vielfachen Leiden und das Ungemach, das er erdulden mußte, und endlich seine unverhoffte Rückkehr zur französischen Armee.

Als Madame Bertrand die englische Küste sah, brach sie in Thränen aus. Sie hatte einen großen Theil ihres früheren Lebens in England zugebracht, und hatte noch mehrere Freunde und Verwandte daselbst. Sie ist von der Insel Martinique gebürtig, und ihr Vater, der Graf Dillon, war eines der Opfer der französischen Revolution. Bei Josephinen war sie Ehrendame, und nach Napoleons Wunsch mit Bertrand verheirathet. Anfangs wollte er eine Heirath zwischen ihr und Berthier vermitteln, allein wegen Ungleichheit des Alters lehnte sie diesen Antrag ab. Sie hat drei schöne Kinder mit sich an Bord.

Der vier und zwanzigste Julius. Morgens früh liefen wir zu Torbay ein. Zwischen fünf und sechs Uhr erschien Napoleon auf dem Verdeck, und blieb dort, bis wir ankerten. Die Aussicht auf das nahe England schien ihn zu erfreuen. Durch sein Fernglas sehend, rief er oft aus: „Welch ein schönes Land!" Um acht Uhr Morgens ankerten wir, und wurden augenblicklich von Böten umringt. Gegen Mittag versammelten sich mehrere tausend Menschen, in der Hoffnung, ihre Neugier zu befriedigen. Napoleon zeigte sich von Zeit zu Zeit am Fenster im Hintertheil des Schiffes, und kam um drei Uhr Nachmittags auf's Verdeck, die Volksmenge durch sein Fernglas betrachtend. Er schien von der Schönheit der Frauenzimmer betroffen, und rief mit einer Verbeugung gegen sie, wiederholt aus: „Welche allerliebste Mädchen! welche schöne Frauenzimmer!" Bald aber verbreitete sich Trübsinn über ihn und seine Begleitung, als vom Lande her die Nachricht auf das Schiff kam: „Napoleon werde vermuthlich nach St. Helena verwiesen werden." Er selbst las dieß, nebst mancherlei schmähenden Aeußerungen, in den öffentlichen Blättern; soll aber seinen Vertrauten feierlich erklärt haben: „nach St. Helena werd' er nie gehen." Dem General Gourgaud wurde die Erlaubniß zum Landen verweigert.

Der fünf und zwanzigste Julius. Gleich nach Anbruch des Tages war der Bellerophon mit Böten, gefüllt mit Zuschauern aller Gattungen, umgeben. Napoleon verneigte sich von Zeit zu Zeit gegen sie aus den

Hinterfenstern. Die Zeitungen waren voll von Schmähungen auf ihn, und sprachen mit Zuversicht von seiner Verweisung nach St. Helena. Alle Franzosen erschracken darüber und verloren die Fassung. Der Herzog von Rovigo äußerte seinen bestimmten Entschluß, lieber zu sterben, als sich seiner Absendung dorthin zu unterwerfen. Nachmittags zeigte sich Napoleon, mit öftern Verbeugungen, dem Gewimmel der Zuschauer; eine Höflichkeit, die von denjenigen erwiedert wurde, welche sich in den nächsten Böten befanden. Der Drang, ihn zu sehen, schien ihm zu gefallen, und mehrmals wiederholten er und seine Offiziere: „Wie neugierig sind doch diese Engländer!“ Die Neugierde der Herbeiströmenden zu befriedigen, stellte er sich beinahe eine Stunde der Beschauung aus, und es war ihm offenbar darum zu thun, den Engländern eine gute Meinung von sich beizubringen.

Der sechs und zwanzigste Julius. Um drei Uhr Morgens erhielten wir Befehl, nach Plymouth zu segeln. Wir lichteten daher sofort die Anker; der Myrmidon und Slaney begleiteten uns. Diese Bewegung beunruhigte unsern Gefangenen und seine Begleiter in hohem Grade, und sie erkundigten sich oft nach dem wahrscheinlichen Bewegungsgrunde dieser Ortsveränderung. Napoleons Stab hielt eine Berathschlagung, deren Resultat die einstimmige Meinung war, daß die brittische Regierung ihm den Aufenthalt in Großbrittanien versagen werde. Beim Ankern in Plymouth-Sund wurden so-

gleich zwei Fregatten an eine Seite des Bellerophon gelegt, und mehrere Wachtböte begannen rund um das Schiff zu rudern. Napoleon, dem dieß auffiel, erkundigte sich nach der Ursache dieser Vorsichtsmittel. Nach der Tafel zeigte er sich eine Zeitlang im Schiffsgange. Rund um uns her hatten sich einige Böte versammelt, gegen welche er sich verbeugte, und die er, wie gewöhnlich, durch sein Fernglas beobachtete. Er hatte ein blasses und niedergebeugtes Ansehn, und sprach wenig. Als es finster ward, thaten die Wachtböte, welche nicht im Stande waren, die sich fortwährend rund umher an das Schiff andrängenden Böte von der Ueberschreitung der ihnen angewiesenen Grenzlinie abzuhalten, häufige Flintenschüsse. Napoleon, den dieß beunruhigte, sandte den Grafen Bertrand an den Kapitain Maitland, mit dem Ersuchen, das fernere Schießen wo möglich einzustellen. In einer Unterhaltung, die ich mit einigen seiner Offiziere hatte, ergoßen sie sich in ausschweifende Lobeserhebungen über den großen Kaiser, als den Beschützer der Künste und Wissenschaften. Mit ungemessener Prahlerey rühmten sie, daß nicht nur die Schätze des Louvre, sondern jede Stadt des Reichs, den spätesten Nachkommen Beweise seiner Pracht, seines Geschmacks und seines Eifers für die Fortschritte der Künste unter die Augen stellen werde. Die kunstlosen Bemerkungen eines englischen Seemanns, über die Erwerbungsweise des größten Theils dieser Denkmale des Ruhms ihres Herrn, schienen sie zu befremden.

Der sieben und zwanzigste Julius. Napoleon blieb heute länger als gewöhnlich auf dem Verdeck. Er war sehr zufrieden mit dem Inhalt eines Briefes, in welchem der Lord Keith dem Kapitain Maitland auftrug, dem Exkaiser für die Güte und Aufmerksamkeit zu danken, womit er den, in der Schlacht bei Waterloo verwundeten und gefangenen Neffen des Lord, behandelt hätte.

Napoleon speiset in der Regel mit vieler Eßlust, und bedient sich dabei zu Zeiten der linken Hand als der Gabel. Er macht wenig Bewegung, und schläft gewöhnlich zwischen dem Frühstück und Mittagessen. Madame Bertrand erzählte mir, er sey in der letzten Zeit sehr unthätig geworden, und habe während seines letzten Aufenthaltes in Paris beständig einen großen Theil des Tages geschlafen. Gewiß zehen tausend Menschen waren diesen Nachmittag rund um den Bellerophon versammelt. Napoleon zeigte sich ihnen vor und nach der Tafel, und verbeugte sich oft gegen den General Browne, so wie gegen diejenigen, welche sich in den nächsten Böten befanden.

Der acht und zwanzigste Julius. Vormittags kam Lord Keith an Bord, und ward bei Napoleon eingeführt, dem er persönlich für seine Aufmerksamkeit gegen seinen Neffen dankte. Der Exkaiser war sehr dringend in den Fragen über sein Schicksal, und äußerte, daß er fest entschlossen sey, sich nicht nach St. Helena bringen zu lassen.

Mit großer, ängstlicher Sehnsucht erwartete Napoleon jedesmal die Ankunft der Zeitungen, und er las sie mit Bertrands und Las Cases Hülfe sehr begierig. Der Inhalt der heutigen Blätter war ihm keineswegs angenehm, und wenn er gleich die vielen darin enthaltenen lächerlichen Erdichtungen nicht glaubte, so schien er doch meistens nach deren Durchlesung angegriffen und in Gemüthsbewegung zu seyn. Der Courier, ein Londner Blatt, schrieb wohl am heftigsten gegen ihn, und gerade nach diesem fragte er immer zuerst. Als bei seiner heutigen Erscheinung auf dem Verdeck das Schiff ganz von Böten umringt war, stellte er sich mit freundlichen Verbeugungen abwechselnd an jede Seite desselben, gegen die Zuschauer gewandt. Abends kamen mehrere seiner übrigen Offiziere von den verschiedenen Schiffen, worauf sie vertheilt waren, an Bord. Zwanglos schien er sich mit Allen zu unterhalten. Einer von ihnen wandte sich zu mir, mit den Worten: „So ist des Kaisers Benehmen immer, er mag mit einem Könige oder einem Bauer reden, und dieß macht ihn gerade so beliebt.

Der neun und zwanzigste Julius. Da es heute fast den ganzen Tag regnete, und keine Böte sich versammelten, so hatte Napoleon keine Gelegenheit, sich öffentlich zu zeigen. Er blieb daher in seinem Zimmer, ohne feinen Schiffsgenossen sein Anschauen zu gönnen. Zu Mittag aß er zum erstenmal gebratenes Rindfleisch (roast beef), und fand an dieser neuen Bekanntschaft so großes Wohlgefallen, daß sie ihm während sei-

nes übrigen Aufenthaltes an Bord fast täglich an seiner Tafel willkommen war. Da er nach dem Mittagsessen selten etwas zu sich nahm, und in seiner Kajüte allein saß, so leisteten uns gewöhnlich Abends seine Offiziere mit den beiden Damen Gesellschaft. In einem Gespräch über die Schlacht bei Waterloo bemerkte der Marschall Bertrand: „Hätte der Kaiser nicht jene wiederholten Angriffe gegen Sonnenuntergang gemacht, so würde er den Kampfplatz behauptet, und wenigstens die Schlacht unentschieden gelassen haben." Als von den verschiedenen großen Seeschlachten des letzten Krieges die Rede war, wurde die Höflichkeit und Nachsicht der englischen Seeoffiziere auf eine harte Probe gestellt. Alle Siege der Engländer schrieben die französischen Herren dem Zufall oder dem Glück zu, und mit ungemeiner Leichtigkeit wußten sie zu sagen, warum es jedesmal so und nicht anders gekommen sey.

Der dreissigste Julius. Als zur gewöhnlichen Zeit, etwa halb fünf Uhr Nachmittags, eine unzählige Menge Menschen sich um das Schiff her versammelt hatte, zeigte sich Napoleon auf dem Verdeck, und begab sich, nachdem er einige Zeit umher gewandelt war, in den Schiffsgang. Zum erstenmal, seit er an Bord war, zeigte er sich mit ungeschornem Barte, was uns auffiel, da er immer bisher in seinem Aufzuge eine große Genauigkeit beobachtet hatte. Wir konnten diese Veränderung nur der Bekümmerniß über sein Schicksal zuschreiben. Er äußerte wieder seine Bewunderung über

die große Schönheit der Frauenzimmer, betrachtete sie durch sein Glas, und verbeugte sich von Zeit zu Zeit gegen sie. Als er den Schiffsgang nach etwa zwanzig Minuten verließ, erhoben mehrere Zuschauer ein Freudengeschrei. Unverkennbar sah man in seinen Mienen, daß er bewegt und unzufrieden war, und sich beleidigt fühlte, denn er konnte sich's nicht verbergen, daß man sich über seine Gefangennehmung freue. Nachdem er sich zurückgezogen hatte, vernahmen wir, daß er unpäßlich sey. Während der Nacht ließ er ersuchen, daß kein Geräusch über seinem Haupte gemacht werden möchte. Die Zeitungen äußerten sich wieder sehr heftig, und sprachen bestimmt von seiner Verweisung nach St. Helena, auch nahmen sie als gewiß an, daß Bertrand, Savary und L'Allemand von Ludwig dem Achtzehnten geächtet wären. Die beiden Letztern schienen von dieser Nachricht sehr angegriffen, und erkundigten sich häufig beim Kapitän Maitland nach der Wahrscheinlichkeit einer Auslieferung von Seiten der brittischen Regierung. Bertrand zeigte die meiste Fassung. Er hat die innigste Anhänglichkeit an Napoleon, und seine Bekümmerniß war nur die, daß ihm die Erlaubniß verweigert werden möchte, ihm zu seiner endlichen Bestimmung zu folgen.

Der ein und dreissigste Julius. Napoleon war die ganze Nacht unpäßlich. Am folgenden Morgen kamen Lord Keith und Sir Bunbury an Bord. Sie wurden sogleich in seine Kajüte geführt, und brachten ihm die offizielle Nachricht von dem Beschlusse

der brittischen Regierung, ihn nach St. Helena führen zu lassen, und künftig blos als General zu behandeln. Gegen diese Bestimmung protestirte er sehr heftig, mit der Erklärung: er wolle lieber den Bourbons ausgeliefert, als gezwungen werden, nach St. Helena zu gehen, und wäre letzteres der Fall, so würde er nie freiwillig das Schiff verlassen. Er habe sich unter den Schutz der brittischen Nation begeben, von dieser habe er eine Freistätte erbeten, und er hoffe mit Zuversicht, sie werde ihm nicht versagt werden. Wenige Minuten vor dem Mittagessen kam er auf's Verdeck, wahrscheinlich in keiner andern Absicht, als den Zuschauern rund umher seinen Anblick zu gönnen. Er sah sehr unpäßlich und niedergeschlagen aus, und die Veränderung in seiner Gestalt war höchst auffallend. Sein von Natur blasses Gesicht hatte jetzt die Farbe des Todes, und sein Bart war ungeschoren. Diesen Abend blieb er zum erstenmal auf dem Verdeck mit entblößtem Haupte. Bei der Tafel rührte er fast keine Speise an, und noch diesen Abend erließ er ein zweites Schreiben an den Prinzen Regenten; L'Allemand aber schrieb an den Lord Melville, und bat dringend um den Schutz der brittischen Regierung, um die er sich durch die milde Behandlung einiger verwundeter brittischer Gefangenen verdient gemacht zu haben glaubte.

Während ich Abends gegen neun Uhr die Wache hatte, wandelten Bertrand und seine Gattin in sehr ernster Unterredung an der entgegen gesetzten Seite des Verdecks. Plötzlich stürzte die Letztere in Napoleons Kajüte,

Und warf sich ihm zu Füßen. So lag sie eine halbe Minute, fuhr dann in die Höhe, rannte in ihre eigene Kajüte hinunter, und fast wäre es ihr gelungen, sich aus dem Fenster der Gallerie des Halbverdecks zu stürzen, wenn sie nicht durch ihren Gemahl und den General Montholon daran verhindert worden wäre. Als Ursache dieser raschen That ward der Entschluß ihres Gemahls angegeben, dem Schicksal Napoleons zu folgen, was es auch immer seyn möchte, selbst in den Tod. Madame Bertrand hatte die ganze Nacht Geistesabwesenheiten, und aus Besorgniß, daß ähnliche Versuche gemacht werden möchten, wurden bis zum Morgen Böte rund um das Schiff gelegt. Während Napoleon schlief, hielt immer einer seiner Generale abwechselnd Wache bei ihm; ohne Zweifel aus Ehrerbietung, und nicht aus Furcht vor Gefahr.

Der erste August. Napoleon hatte eine schlaflose Nacht, und war fortwährend unpäßlich. Er soll zu Sir Bunbury, als ihm dieser meldete, daß ihn die brittische Regierung blos als General behandeln werde, heftig entrüstet gesagt haben: „Von Ihrem Könige bin ich als erster Konsul von Frankreich anerkannt, und von allen übrigen Mächten Europens als Kaiser. Warum soll ich denn jetzt als bloßer General behandelt werden?“ Gegen unser Erwarten zeigte er sich wieder zur gewöhnlichen Zeit den zahlreichen Zuschauern mit vielen Verbeugungen. Er schien diesen Abend viel besser gelaunt, als seit einigen Tagen, sprach mit mehreren Offizieren des

Schiffs, erkundigte sich bei dem Chirurgus nach dem Befinden der Madame Bertrand, und fragte ihn lächelnd, ob er glaube, daß sie sich wirklich in's Wasser habe stürzen wollen? Er blieb länger als gewöhnlich auf dem Verdeck.

In der Unterhaltung spricht Napoleon äußerst rasch, und scheint eine augenblickliche Antwort zu erwarten. Man wollte behaupten, er lese das Englische mit Leichtigkeit, ob er es gleich nicht spreche. Seine Kenntniß der englischen Sprache muß aber sehr unvollkommen seyn, weil er oft den Kapitain Maitland um den Sinn der gewöhnlichen, in den Zeitungen vorkommenden Worte fragte.

Der zweite August. Heute kam Napoleon nicht aufs Verdeck, war sehr übel gelaunt, und sprach viel mit Bertrand. Savary und L'Allemand, die immer beisamen waren und denen vor der Auslieferung an Ludwig den Achtzehnten bange war, erließen verschiedene Schreiben an die englische Regierung. Napoleon äußerte wiederholt seinen festen Entschluß, sich nicht von dem Schiffe bringen zu lassen, und seine Generale sagten, sie wollten ihn lieber selbst ermorden, als zugeben, daß er mit Gewalt nach St. Helena geführt würde. Einer seiner Offiziere soll das auch dem Lord Keith gesagt haben, der darauf ganz kalt erwiedert habe: „Mein Herr, Sie können thun was Sie wollen, allein Sie müßen mir erlauben Ihnen zu sagen, daß

Sie unfehlbar gehangen werden, wenn Sie Ihre Drohung erfüllen."

Abends ließ Napoleon den Kapitain Maitland durch Bertrand ersuchen, der Schildwache das Abrufen jeder halben Stunde zu untersagen, weil es seine Ruhe störe. Er scheint in der letzten Zeit wenig geschlafen zu haben, denn man hörte ihn viel später als gewöhnlich in der Kajüte auf und abgehen.

Der dritte August. Da wir stündlich das Kriegsschiff Northumberland erwarteten, welches den Exkaiser nach St. Helena bringen sollte, so hatte man ihn öfters ersucht, die Offiziere zu nennen, deren Begleitung er wünsche. Er weigerte sich aber hartnäckig es zu thun, sondern beharrte bei seinem Entschlusse, das Schiff schlechterdings nicht zu verlassen. Einige französische Offiziere fragten mich: warum wir ihm einen Zufluchtsort in England verweigerten? Ich versetzte: er ist zu entzündbar, als daß man ihn leichtsinnig behandeln dürfte, und es wäre zu besorgen, er könnte noch einmal nach Frankreich entkommen. „Nein, sprachen Sie, der Kaiser hat sein Ehrenwort auf das Gegentheil gegeben." — „Aber entgegnete ich, das ist auch geschehen, als er nach Elba abgieng." — „Der Traktat von Fontainebleau, hieß es, sey zuerst von Ludwig dem Achtzehnten gebrochen worden, und da ihn ein Theil hintangesetzt habe, so sey er für den andern null und nichtig gewesen." — „Wenn aber, versetzte ich, Ludwig der Achtzehente den Traktat streng erfüllt hätte, wovon Sie

das Gegentheil behaupten: würde Ihr Kaiser ruhig in dem Gebiete seiner Insel Elba geblieben seyn?" — „Gewiß, gewiß! riefen sie einstimmig aus, dem Kaiser ist sein Ehrenwort so theuer als sein Leben; nie hat er es gebrochen, und nie wird es geschehen." — Bei einer solchen Verschiedenheit der Meinungen hätten wir bis an den jüngsten Tag streiten können, ohne einander um einen Schritt näher zu kommen.

Der vierte August. Auf Befehl der Admiralität segelten wir gleich nach zwölf Uhr in Begleitung des Tonnart, befehligt vom Admiral Keith, und der Fregatte Eurotas, in die offene See, um uns dem Northumberland zu nähern. Napoleon's ganze Hoffnung sank mit dieser Bewegung. Er war jetzt sehr mürrisch, wollte seine Kajüte nicht einmal zum Essen verlassen, und sah den ganzen Tag selten Jemanden. Immer weigerte er sich noch, seine künftigen Begleiter zu nennen, und erklärte, er sey entschlossen, sich nicht fortbringen zu lassen. Wir alle sahen daher mit gespannter Erwartung einem tragischen Ereignisse entgegen. Die allgemeine Meinung war, er werde seinem Leben durch Gift ein Ende machen, und Madame Bertrand selbst gab zu verstehen, daß wir ihn am folgenden Morgen als einen Leichnam finden würden. Man glaubte, er führe eine große Menge Opium bei sich.

Ehe wir absegelten vernahm Bertrand, daß ihm die englische Regierung erlaubet habe, den Exkaiser zu begleiten. Er äußerte darüber seine Freude, und seine

Gattin bemühte sich vergebens, ihn von dieser freiwilligen Verbannung abzubringen. Sie ist eine muntere, lebhafte Frau, die den Aufenthalt in London einer Fahrt nach St. Helena weit vorgezogen hätte. Die drei Kinder, welche sie an Bord hatte, waren von ausgezeichneter Schönheit, allein, den Anzug ausgenommen, wurden sie in allen Stücken vernachläßiget.

Der fünfte August. Von Zeit zu Zeit ging Bertrand zu Napoleon, der seine Kajüte nicht verließ, und bat ihn inständig, seine künftigen Begleiter zu ernennen. Er verweigerte es beständig, mit den Worten: „Mein Entschluß ist gefaßt, und ich werde dabei beharren." Madame Bertrand äußerte gegen mich: „Ich versichere Sie, nie werden Sie den Kaiser nach St. Helena bringen; er ist ein Mann, und was er sagt, das wird er halten." Ich erkundigte mich bei seinem Kammerdiener, wie er sich diesen Abend befände? „Der Gedanke an seine Verbannung macht ihn sehr niedergeschlagen, hieß es; indessen hat er eine starke Mittagmahlzeit eingenommen." Madame Bertrand erzählte uns bei'm Abendessen, seine Beine wären seit den letzten drei oder vier Tagen durch den Mangel an Bewegung sehr stark angeschwollen. Diese Bemerkung veranlaßte seine Freunde zu der einstimmigen Meinung, er werde zu St. Helena kein Jahr leben. Nachher sagte Madame Bertrand zu einem der Schiffsoffiziere: Sie glaube wirklich, der Kaiser habe jetzt Gift genommen.

Der sechste August. Diesen Morgen früh ging

Bertrand häufig in Napoleons Kajüte. Bei'm Frühstücke vernahmen wir mit großer Verwunderung, er habe sich entschlossen, seine Begleiter zu ernennen, und das Schiff ruhig zu verlassen. Nach allem, was wir bisher vernommen hatten, konnten wir diese Schlußscene nicht erwarten. Er ließ durch Savary dem Wundarzte des Bellerophon, O'Meara, den Antrag machen, ihn nach St. Helena zu begleiten, wenn ihm die brittische Regierung eine ärztliche Begleitung bewillige. Der Antrag ward von O'Meara angenommen. Um zehen Uhr wurde der Northumberland unter dem Winde gesehen. Wir vereinigten uns gleich darauf mit demselben, und segelten von Berry Head zur Einfahrt von Torbay, wo wir sämmtlich ankerten. Der Admiral Sir Georg Cockburne kam bald darauf an Bord, und hatte eine Unterredung mit Napoleon, der während dieses Tages seine Kajüte nicht verlassen wollte. Madame Bertrand fuhr in ihren vergeblichen Bemühungen fort, ihren Gemahl zum Zurückbleiben zu bewegen.

Bisher war meine Aufmerksamkeit immer auf die Hauptperson gerichtet; nun auch Einiges von seinen Gefährten.

Bertrand scheint ein braver und zuverläßiger Kriegsmann zu seyn, und ist dem Napoleon mit der größten Anhänglichkeit ergeben. Er ist etwa vier und vierzig Jahre alt, scheint aber bedeutend älter, etwa fünf Fuß acht bis neun Zoll hoch, sehr sanft und höflich in seinem Benehmen, und hat den Ruf eines thätigen und guten

Offiziers. Er war es, der bei der Schlacht von Aspern die Brücke von der Insel Lobau über die Donau schlug, wodurch die französische Armee gerettet ward. Savary, Herzog von Rovigo, ist ungefähr sechs und vierzig Jahre alt, ein lang gewachsener, stark gebauter und wohlgebildeter Mann von gutem Ansehen, wiewohl von stolzem und abschreckendem Benehmen. L'Allemand ist etwa vierzig Jahre alt, fünf Fuß sieben Zoll hoch, von finsterer, schwermüthiger Miene, verschlossenem Wesen und einem Aeußern, welches keineswegs zu seinem Vortheil einnimmt. Er befehligte in der Schlacht von Waterloo die leichten Truppen der kaiserlichen Garde. Der Graf Montholon-Semonville und General Gourgaud sind junge Leute von etwa zwei und dreissig Jahren, von blaßgelber Gesichtsfarbe, höflich, artig und einnehmend. Man hält sie für sehr tüchtige Offiziere; der Erstere soll bedeutende Güter in Frankreich besitzen. Graf Las Cases ist ein kleiner Mann von etwa fünf Fuß Höhe, scheint sehr still, soll aber sehr viel Geschicklichkeit besitzen. Madame Bertrand ist groß und schlank gewachsen, gewiß fünf Fuß zehen Zoll hoch, mager, blaß und keineswegs schön, ungefähr dreissig Jahre alt. Madame Montholon-Semonville ist mittler Größe, aber sehr mager. Sie ist jetzt zum drittenmale verheirathet; ihr erster Mann starb und vom zweiten ward sie geschieden. Sie hat nichts Einnehmendes, und ist nichts weniger als hübsch; etwa fünf und dreissig Jahre alt.

Der siebente August. Morgens acht Uhr kam der Admiral Cockburne an Bord, und war eine geraume Zeit beschäftiget, das Gepäcke, welches Napoleon mitnehmen sollte, durchzusehen und zu untersuchen. Dann ward es durch die Böte der verschiedenen Schiffe auf den Northumberland gebracht. Um zehen Uhr Vormittags traf Lord Keith ein.

Madame Bertrand war sehr niedergeschlagen und in Thränen. Kurz vorher, ehe sie das Schiff verließ, machte sie den letzten Versuch, ihren Gemahl von der Begleitung Napoleon's abzubringen, allein er rief mit lautem und aufgebrachtem Tone: „Nein, Madame Bertrand, nie.“ Um zehen Uhr Morgens wurden die Kinder und neun Bediente auf den Northumberland übergesetzt, und als um eilf Uhr das Admiralsboot erschien, benachrichtigte man Napoleon, daß alles zur Abfahrt bereit sey. Wir waren Alle auf dem Verdeck, um ihn zum letztenmale zu sehen. Als er nach einer langen Unterredung mit Lord Keith von den Offizieren, welche zurückbleiben mußten, Abschied genommen hatte, zeigte er sich gegen zwölf Uhr auf dem Verdeck. Er erschien mit ungeschornem Bart, und hatte ein bestürztes Ansehen. Beim Heraustreten verbeugte er sich, trat mit einem erzwungenen Lächeln hervor, wandte sich gegen die Offiziere des Bellerophon, bei denen sich Kapitain Maitland befand, und sagte zu ihnen: „Meine Herren, ich habe den Kapitain Maitland ersucht, Ihnen meinen Dank abzustatten, und Sie zu versichern, wie sehr ich

mich für die Aufmerksamkeiten, die ich während meines Aufenthaltes am Bord des Bellerophon genoß, verpflichtet fühle." Als er dieß gesagt hatte, verbeugte er sich rund umher, wandte sich zuletzt gegen das Schiffsvolk, und grüßte es gleichfalls durch Hutabnehmen. Dann stieg er in das Boot, begleitet von den Grafen Bertrand und Montholon nebst deren Familien, dem Grafen Las Cases, dem General Gourgaud, dem Wundarzt O'Meara, neun männlichen und drei weiblichen Domestiken. Savary und L'Allemand erhielten nicht die Erlaubniß ihn zu begleiten; der Erstere weinte bitterlich, schien in heftiger Wuth, und versicherte, Napoleon werde nicht sechs Monate in St. Helena leben.

Allen denjenigen, welche zurückbleiben mußten, ließ Napoleon Certifikate ausstellen, welche also lauteten: „Die Umstände verhindern mich, Sie länger bei mir zu behalten. Sie haben mir voll Eifer gedient. Ihr Benehmen bei dieser letzten Veranlassung verdient mein ganzes Lob, und zeigt mir, daß ich Recht hatte, auf Sie zu zählen." Unter die untergeordneten Personen seines Gefolges, die ihn nicht begleiten durften, soll er beträchtliche Geldsummen vertheilt haben. Eine Summe von viertausend Napoleonsd'or, die ihm noch übrig blieb, ward auf Befehl der Regierung in Beschlag genommen. Sein gesammtes Silbergeschirr hat man ihm mitzunehmen verstattet.

Bertrand bestieg zuerst den Northumberland, und

nach ihm erstieg Napoleon die Schiffsleiter mit der Gewandtheit eines Seemanns. Die Schiffsbesatzung empfing ihn mit den, einem General zukommenden Ehrenbezeugungen, nemlich mit dem Präsentiren des Gewehrs; worauf er durch Abnehmen des Hutes grüßte, und sich mit den Worten: „Ich bin zu Ihren Befehlen!" zum Admiral Cockburne wandte. Seine Kajüte war mit der äußersten Eleganz meublirt, und besonders war sein Bette ausgezeichnet schön. Von seinem Gefolge erhielt er fortdaurend den Kaisertitel. Nachmittags verabschiedete sich Lord Keith von Napoleon, und kehrte an Bord des Tonnart zurück. Eine der ersten Fragen, die der Exkaiser auf dem Northumberland that, war: „Gibt es hier Offiziere, welche Whist spielen? Ich habe eine lange Reise zu machen, und wünschte mir so gut als möglich die Zeit zu vertreiben." Auch nahmen er und seine Reisegesellschaft eine Fülle von Gegenständen aller Art mit, die dazu dienen konnten, ihnen einigen Zeitvertreib zu verschaffen und die Grillen zu vertreiben.

In einem Gespräche, das Bertrand mit einigen englischen Offizieren hatte, beklagte er sich sehr über seine Verbannung aus Frankreich, da er doch nie ein Unterthan Ludwigs des Achtzehenten gewesen sey. Seine Gattin war sehr niedergeschlagen, und fand es unbillig, daß man ihr, da sie die Zimmer des Herzogs von Berry in Paris bewohnt habe, nicht einmal die nothwendigsten Sachen hätte verabfolgen lassen. Von ihrem Gemahl sprach sie mit vieler Achtung, und sagte

darauf: der Kaiser sey ein zu großer Mann, als daß er sich durch die Umstände sollte niederdrücken lassen. Der Graf Montholon sprach von den Verschönerungen, welche Napoleon in Paris habe bewerkstelligen lassen, und erwähnte, daß der Gesundheitszustand des Kaisers viele körperliche Bewegung erfodere. „Was würden die Engländer gethan haben, fragte Bertrand, wenn sie den Kaiser auf dem Meere zum Gefangenen gemacht hätten?“ — „Das nemliche, was wir jetzt thun,“ antwortete einer von den anwesenden Offizieren dieser Nation.

Napoleon war am Abend des ersten Tages, den er auf dem Northumberland zubrachte, sehr heiter. Mit sehr guter Laune verlor er an den Admiral Cockburne im Vigt-un fünf Napoleonsd'or, und legte noch drei dergleichen für die Bedienten unter den Leuchter.

Morgens den achten August stach der Northumberland in die offene See, und am zwölften segelte er aus dem Kanal. Die Fahrt nach St. Helena dauerte sechs und sechzig Tage, allein die Einförmigkeit dieser Seereise bietet keinen hinreichenden Stoff zu einem fortgesetzten, für das Publikum Interesse gewährenden, Tagebuch über Napoleons Lebensweise dar. Bei Tische sprach er wenig, und richtete seine Rede gewöhnlich an den Admiral; nach dem Mittagessen pflegte er zwei Stunden auf dem Verdeck zu spatzieren. Unter seinen Begleitern zeigte er sich am vertrautesten mit Bertrand und Las Cases, und sprach selten mit den Uebrigen. Sein gewöhnlicher

Zeitvertreib war Nachmittags das Schachspiel und Abends das Kartenspiel. Er legte sich sehr zeitig zur Ruhe, und stand Morgens sehr spät wieder auf. Ueberhaupt war er auf der ganzen Seereise übel gelaunt. Am sechzehenten Oktober 1815 langte er bei der Felseninsel St. Helena an, und am achtzehenten Oktober, dem zweiten Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, betrat er den Boden derselben, den er nie wieder verließ.

Viertes Fach.

Zur

Geschichte der Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche.

I.

Mancherlei Gewohnheiten bei'm Essen und Trinken unter allerlei Völkern.

Das Leben des Menschen würde schnell ein Ende nehmen, wenn er nicht Speise vorfände. Aber überall umgeben ihn Wälder und Felder, in denen er die Mittel findet, seinen Körper zu nähren. Die Natur wollte nicht, daß wir das Leben im Augenblicke der Geburt sogleich wieder verlassen sollten.

Anfangs dienten dem Menschen die einfachsten Vegetabilien zum Unterhalt. Es verfloß eine geraume Zeit, bevor er, von Mangel und Hunger gedrungen, es wagte, das Fleisch der Thiere in den Mund zu nehmen. Ueberhaupt ißt der Mensch alles, was sein Magen verarbeiten kann: Wurzeln, die gröbsten Kräuter, die eckelhaftesten Thiere, Gifte, Unrath und sogar das Fleisch seiner Brüder. In mancher Rücksicht unterscheidet sich der Wilde von den Thieren fast gar nicht: er ißt, was sie genießen. Meh-

rere Völkerschaften des Alterthums lebten blos vom Genuß wildwachsender Kräuter, und noch jetzt werden viele Inseln von Menschen bewohnt, die kein anderes Nahrungsmittel kennen. Wenn die Canadier keine Eicheln hatten, so aßen sie die zarte Oberhaut der Aspen und Birken, die zwischen dem Holz des Baumes und der äußern gröbern Rinde desselben anzutreffen ist. Unter den Wilden in Aethiopien lebten Einige von einer in Teichen und Sümpfen wildwachsenden Frucht; Andere hingegen aßen die zartesten Sproßen der Bäume. Ein Franzose wohnte auf Hooreseiland einer Mahlzeit bei, die keineswegs im Stande war, seinen Appetit zu reitzen. Die Einwohner käueten erst allerlei Kräuter, und spieen darauf ihr Gekäu sämmtlich in ein großes Gefäß. Nun wurde Wasser aufgegossen, eine zeitlang alles zusammen umgerührt, den Königen und Befehlshabern vorgesetzt, und von diesen verzehrt. Die gewöhnlichste Speise der Neuseeländer ist Farrenkraut.

Mehrere Thiere sind uns Europäern eckelhaft; sie beleidigen unsre Delikatesse, oder wir verabscheuen sie auch aus Gewohnheit und Vorurtheil. Gleichwohl giebt es kein einziges noch so eckelhaftes Insekt oder Gewürme, das nicht von Menschen genossen würde.

Die Spanier trafen in Amerika Völkerschaften an, denen ungemein große und dicke Schlangen zur Speise dienten. Diese Schlangen wurden von ihnen in ihre Hütten eingesperrt, und nicht eher geschlachtet, als bis sie sie verzehren wollten. Dadurch suchten sie zu verhü-

ten, daß ihr Fleisch nicht in Fäulniß überging. Ein anderes Volk versah sich mit Ameisen und Fledermäusen. In Cairo lebten ehemals Tausende blos von Schlangen und Eidechsen. Die Kaffern ziehen die Fledermäuse den Rebhühnern und Kaninchen vor, und die Negern in Juda finden das Hundefleisch besser, als das Fleisch der übrigen Thiere. Einige Tatarn haben die Gewohnheit, die Hunde vorher zu verschneiden, um sie zu mästen und ihr Fleisch schmackhafter zu machen. Die Bewohner von Neufrankreich mästen zu ihren großen Festen, zwei bis drei Jahre lang, Bären, die sie dann verzehren. Viele tatarischen Völkerschaften leben meist vom Pferdefleisch, und ziehen allgemein die Stutenmilch der Kuhmilch vor. Es giebt Völker, die sogar das Ungeziefer schmackhaft finden. Die Hottentoten essen Läuse; was uns auffrißt, sagen sie, muß aufgefressen werden. Auch die Mexikaner hielten sie für gesund, und behaupteten, es sey rathsamer sie zu essen als zu zerkniken. Das thun auch die Kinder und die gemeinen Leute auf Otaheiti, und man findet diese Gewohnheit überhaupt in allen Welttheilen.

Das Fleisch wurde anfangs roh gegessen; als man es zum erstenmal kochte, bildete man sich ein, sein Geschmack gehe durch's Kochen zum Theil verloren. Noch jetzt wird in Aethiopien, bei großen Mahlzeiten, eine zweite Tafel mit rohem aber gewürztem Fleische ausgerüstet, und von den Gästen mit großer Gierigkeit genossen. Später verfiel man darauf, die Thiere zu verstümmeln, um ihr Fleisch schmackhafter zu machen. Und da man

das Fleisch der Thiere aß: warum sollte man nicht auch ihr Blut trinken? Die Hunnen, die Bisalter und die Gelonen tranken das Blut ihrer Pferde. Wenn die Ostiaken ein Rennthier, einen Bären oder irgend ein anderes Thier getödtet haben, so trinken sie das Blut warm, und sie lieben diesen Trank sehr. Die Samojeden behaupten sogar, der Genuß des Bluts sey ein Präservativ gegen den Scorbut.

Es hat Nationen gegeben, die den eckelhaftesten Unrath verzehrten. Viele Negervölkerschaften essen das Fleisch alsdann am liebsten, wenn es schon in Fäulniß übergegangen ist. Die Samojeden essen alles Aas, bis auf die Hunde, Katzen, Hermeline und Eichhörnchen. Die Hunnen pflegten das Fleisch blos dadurch ein wenig zu erwärmen, daß sie es auf den Rücken ihrer Pferde legten, und sich selbst darauf setzten. Noch jetzt ist das die Methode, nach welcher die Kalmucken das Fleisch rösten. Im Königreich Arrakan ißt man die Fische nicht eher, als bis sie stinken; man vermischt sie alsdann mit andern Nahrungsmitteln, deren Gestank den Fremden oft unerträglich ist. Noch eckelhafter sind die Nahrungsmittel anderer barbarischer Völker. Wenn die Hylogonen nichts zu essen fanden, so feuchteten sie alte Thierhäute an; sie sengten die Haare mit heißer Asche ab, und aßen hernach das Leder. Wenn eine Jakutin geboren hat, so läßt der Vater den Mutterkuchen kochen, und er bittet seine Verwandten und Freunde auf dieses Gericht zu

Gäste. Die Topinambus und die Tapuiges aßen einen Theil der Nabelschnur der neugebornen Kinder.

In Zeiten der äußersten Noth lebt der Mensch von den allersonderbarsten Dingen. Die Pariser ließen zur Zeit der Ligue die Gebeine vom Kirchhofe in der Mühle mahlen, und Brod daraus verfertigen. Es giebt Beispiele, daß Menschen sogar Extremente genossen, und den Urin getrunken haben. Die Heiligkeit der Jaguis und der Fakirs in Hindostan besteht hauptsächlich darin, daß sie nichts genießen mögen, was nicht mit Kuhmist gekocht und angerichtet worden ist. Dieser Kuhmist ist so heilig, daß die meisten Hindostaner sich an jedem Morgen Stirn, Brust und Schultern damit einsalben, in der Meinung, daß dadurch die Seele gereiniget werde. Von den Otomaken erzählt Humboldt, daß sie eine Art von Letten oder Thonerde sammeln, und sie in der Regenzeit, ihrem Winter, verzehren.

Aeußerst verschieden sind nicht nur die Nahrungsmittel der Menschen, sondern auch die Ceremonien bei den Mahlzeiten und die Arten zu essen. Die Malabaren dürfen keine Speise zu sich nehmen, wofern sie sich nicht Morgens und Abends waschen; diejenigen die dieses versäumen, werden für gottlos gehalten. Ehedem reichten in Rußland der Herr und die Frau vom Hause ihren Gästen ein Glas Brandwein, und die Frau küßte hierauf ihre Gäste. Wenn die Cyrener einen vornehmen Mann zu Gast baten, so brachte dieser eine große Anzahl von Fremden mit. Die Lappen lagern sich, wenn sie essen wol-

len, auf die Erde, und falten die Beine über einander. Die Gallier legten sich auf Wolf- und Hundefelle; an der Seite hatten sie ein großes Feuer, Kessel und Bratspieße, mittelst welcher sie große Fleischstücke kochten oder rösteten; die Tapfersten unter ihnen erhielten die besten Stücke. Die meisten Negern setzen sich mit kreutzweise über einander gelegten Beinen auf den Boden nieder, wenn sie essen wollen; sie lehnen sich auf ihre Ellenbogen, oder sie sitzen auch mit dem Hintern auf den Fersen. Die Japaner ruhen auf ihren Beinen und Knieen, wenn sie speisen. Zu Homers Zeiten legte man sich hin, wenn man essen wollte; als aber der Luxus zunahm, erfand man die Betten.

Auf die Rangordnung bei den Mahlzeiten hat man von jeher gesehen. Die Maldiver essen nur mit solchen, welche ihnen an Reichthum, Würden und Geburt gleich sind. Da sie aber diese Gleichheit nicht leicht schätzen können, so pflegen sie auch nicht oft in Gesellschaft zu speisen. Fast alle Sklaven in Afrika sind zu stolz, als daß sie mit ihren Weibern und Kindern essen sollten. Der Neger speiset allein; seine Weiber und Kinder sitzen weit von ihm ab, wenn sie essen. Andere Völkerschaften sind gewohnt, nie allein zu speisen. Die Insulaner auf den Philippinen müßen wenigstens einen Gesellschafter bei Tische haben; sie laufen bisweilen lange herum, ehe sie einen finden, und man versichert, daß sie, auch bei der größten Folter des Hungers, sich nicht ohne einen Gast sättigen mögen. Die Wilden verkriechen sich,

wenn sie essen wollen, weil sie befürchten, ein Anderer möchte ihnen ihre Lebensmittel wegnehmen. Bei den Otaheitern, die das gesellschaftliche Leben lieben und auch sonst sanft und friedfertig sind, speiset gleichwohl ein jeder einzeln für sich. Die Glieder der Familie entfernen sich; Brüder, Ehegatten, Schwestern, selbst Vater und Mutter haben ihren eigenen Tisch. Sie setzen sich in einer Entfernung von drei bis vier Schritten hin, kehren einander den Rücken zu, und genießen ihre Mahlzeit, ohne ein Wort zu reden. Sonst findet man, daß eine sehr große Anzahl von Gästen ein Zeichen der Freude seyn soll. An großen Festen gab man große Schmäuse, unter welchen der Schmaus, den Cäsar den Galliern gab, und wobei 22,000 Tafeln besetzt waren, der berühmteste ist.

Für den Wilden ist der Lebensunterhalt der erheblichste, und beinahe der einzige Gegenstand, der ihn beschäftigt. So ging die ganze Nation der Wilden in Canada auf die Jagd, wie in die Schlacht. Sie bereitete sich durch strenge Fasten und Beten dazu vor, und ganz frühe kam eine Menge sonderbarer Gebräuche, welche sich auf das Essen bezogen, in Umlauf. Wenn die Maldiver allein essen, so verbergen sie sich in die abgelegensten Winkel ihrer Hütten; sie verfinstern das Gemach, um von keinem Menschen gesehen zu werden. Bei vielen Malabaren ist es gebräuchlich, daß jeder sein eigenes Trinkgeschirr hat, dessen sich kein anderer Mensch bedienen darf.

Wenn rohe Völkerschaften, nach einer glücklichen Jagd oder nach einem reichen Fischfang, einen ansehn-

lichen Vorrath von Lebensmitteln beisammen haben, so verzehren sie sie gemeinschaftlich. Eine solche Mahlzeit wird zu einem Fest gemacht, welches dann, wie die meisten Feste, mit unmäßigen Ausschweifungen verbunden ist. Bei vielen Wilden kommt auch der Gebrauch vor, zu einer andern Zeit zu trinken, als da man ißt. Noth und Bedürfniß haben ihn erzeugt, und er hat sich erhalten, auch nachdem man Quellen und Brunnen hatte. Kein Brasilianer ißt, wenn er trinkt, und eben so wenig denkt er an's Trinken, wenn er ißt. Dieß findet man auch bei den Negern von Ardra, die sonst nie, als nach der Mahlzeit trinken.

Menschen, die noch wenig von Verfeinerung der Sitten wissen, sind sehr in Noth, wie sie ihren Gästen ihre freundschaftlichen Gesinnungen an den Tag legen, und sie belustigen sollen. Bei den Nordamerikanern pflegte der Wirth seinen Gästen zuzureden, daß sie sich's doch möchten schmecken lassen; er selbst hingegen rührte gar nichts an. In Neufrankreich mußte der Wirth singen, um seine Gäste aufzuheitern. In China soll sich der Herr vom Hause gar entfernen, wenn man bei ihm speiset. Die Tatarn zupfen ihren Gast bei'm Ohr, um ihn zum Trinken zu nöthigen, und sie martern ihn so lange, bis er den Mund aufsperrt. Gewöhnlich reichen zwei Personen aus der Versammlung den Gästen das Trinkgeschirr singend und tanzend dar; sobald ihnen dieses abgenommen worden, hüpfen sie geschwind wieder weg. Wenn sich der Herr vom Hause den Trank schmecken läßt, so schlägt

man die Beine zusammen und singt, bis er das Geschirr geleert hat. Die Kamtschadalen knieen vor ihren sitzenden Gast hin; sie schneiden ein Stück vom Fleisch eines Seethiers ab, stopfen es dem Gast in den Mund, und das, was nicht hineingehen will, schneiden sie ab, und essen es selbst. Wenn die Kamtschadalen unter einander Freundschaften stiften, so bitten sie sich zu Gaste; der Gast sowohl als der Wirth kleiden sich in der Hütte aus, die man absichtlich stark geheitzt hat. Während daß der erste die ihm vorgesetzten Gerichte verzehrt, unterhält der Wirth das Feuer. Der Fremde muß sich beides, die übermäßige Hitze und das viele Essen gefallen lassen; er übergiebt sich wohl zehenmal, ehe er nachgiebt; endlich ist er doch genöthigt, sich zu ergeben. Er erkauft seine Entlassung mit einem Geschenk von Kleidern oder von Hunden, weil ihm der Wirth drohet, seine Hütte dermaßen heitzen zu lassen, und ihn so sehr zum Essen zu nöthigen, daß er sterben müsse. Der Fremde hat nun das Recht Repräsalien zu gebrauchen; er behandelt jenen eben so, und fodert dieselben Geschenke von ihm. Wenn er sich weigern sollte, diese Einladung anzunehmen, so würde er seines ehemaligen Gastes in seiner Hütte nicht los werden, bis er ihn beschenkt hätte.

Die Begriffe von Reinlichkeit sind zwar sehr verschieden, aber auch die schmutzigsten Völker wollen bisweilen reinlich scheinen. Die Neger bringen ihre Nahrung nicht anders, als mit der rechten Hand, in den Mund, weil die linke zu andern Verrichtungen gebraucht wird; es wäre

unanständig, sagen sie, daß man mit der Linken das Gesicht berühre. Noch gewissenhafter sind in diesem Stücke die Malabaren, welche die Berührung der Speisen mit der linken Hand für ein großes Verbrechen halten.

Als man der gewöhnlichen Vergnügungen der Tafel müde war, wurden neue ersonnen. Die Einbildungskraft strengte sich bei dieser Erfindung an, die durch Eitelkeit und andere Leidenschaften immer mehr erweitert wurde. Die Kunst zu genießen vervollkommnete sich, und gelangte bei kultivirten Völkern auf die höchste Stufe ihrer Vollkommenheit. Auch die Wilden feilen und künsteln nach ihrer Art; aber ihre Künsteleien bleiben doch immer grob. Die Vornehmen in Monomotapa räuchern ihre Weine, die übrigen geistigen Getränke und Speisen mit Ambra, Muscus und andern Räuchwerken. Der Aga von Mokka gab einem brittischen Schiffskapitain ein Mahl, nach dessen Endigung er in eine Kammer geführt wurde, in welcher vier Knaben auf ihn warteten. Der eine hatte ein Kohlenbecken, der zweite einige Handtücher, und die beiden andern ein Gefäß von Ambra, Aloe und andern Rauchwerken. Das Haupt des Kapitains wurde mit den Handtüchern bedeckt, und sein Leib wurde eingeräuchert.

Bei barbarischen Völkern ist die Kochkunst höchst unvollkommen. Wollen sie etwas an ihren Speisen künsteln, so nehmen sie zu Rauchwerken oder zu gegohrnen Wassern ihre Zuflucht. Die ausgebildeten Nationen hingegen bemühen sich, die Speisen auf die beste und angenehmste

Weise zuzubereiten. Bei den Alten standen die Köche in großem Ansehen. Die Sykaniten und andere weichliche Völker in Calabrien setzten für diejenigen Preise aus, welche im Fache der Kochkunst neue Erfindungen machen würden. Wer eine neue Brühe erfand, erhielt eine goldene Krone, und er durfte seine Erfindung ein ganzes Jahr geheim halten, und sie sich mit schwerem Gelde abkaufen lassen. Die Völker, welche an ihren Speisen nicht viel künsteln können, sind gefräßig und schwelgerisch. Von den Grönländern wird erzählt, daß sie es gerne sehen, wenn ihre Kinder sich den Bauch recht füllen, und nachher sich auf dem Boden herumwälzen, damit sie ihre Eingeweide zusammen pressen, und neuen Speisen Platz machen mögen. Die Freßlust der Jakuten muß ungemein weit gehen, weil sie bei festlichen Gastgeboten nackt erscheinen, um nur desto mehr essen zu können.

Alle Völker haben Mittel aufgesucht, die ihnen den Genuß vieler Nahrungsmittel, und die Verlängerung des Vergnügens der Tafel, möglich machen. Hieher gehören die warmen und auflösenden Getränke. Die Omaguns reichen, ehe sie sich zu Tische setzen, einem jeden ihrer Gäste einen Nachttopf, und die Alten foderten ihn oft während der Mahlzeit. Am weitesten ging dieser viehische Genuß bei den Römern; sie übergaben sich mehrmals willkührlich, um sich nur von frischem den Magen wieder anfüllen zu können.

Unter allen Völkern hatte man von Alters her große Trinker, und als solche thaten sich besonders die Griechen

hervor. Diese Freunde der Künste und Wissenschaften waren auch die Erfinder und Verfertiger großer Trinkgeschirre. Dergleichen Arbeiten wurden von den Griechen sowohl, als von den Römern, sehr gesucht und oft theuer genug bezahlt; sie waren eine besondere Zierde der prächtigen römischen Schenktische. Die Römer fingen mit kleinen Gläsern an, und hörten mit großen auf. Sie hatten mancherlei Arten von Trinkgeschirren, und für alle, eigene Benennungen. Aus diesen Bechern von verschiedener Benennung zechten sie, tranken ihre lieblichen Weine unter der Mahlzeit, und zum Nachtisch den herrlichen griechischen Nektar, durch dessen Genuß Nestor sein hohes Alter erreicht haben soll.

Sehr verschieden war bei den Griechen die Manier zu trinken. Die Thessalier und die Einwohner der Insel Chios fingen mit großen Bechern an, und tranken es den Nachbarn zur rechten Hand zu; so auch die Athenienser, aber mit kleinen Gläsern, weil bei ihnen alles zierlich war. Bei großen Gastgeboten hatten sie auf ihren Tafeln silberne und goldene Hörner als Trinkgefäße. Die Lacedämonier fingen mit kleinen Gläsern an, und hörten mit großen auf. Die Karthaginenser besprengten unter'm Trinken ihre Kleider mit Wein, was bei ihnen zum seligen Leben gehörte. Es gab bei den Griechen große Trinkfeste, bei welchen diejenigen, die im Trinken das Beste thaten, Kronen und Kränze erhielten.

Die Römer tranken, ehe sie anfingen zu speisen. Bei der Mahlzeit wurde ein Präses gewählt, der gebot, wie

und auf welche Art getrunken werden sollte. Es wurde getrunken nach der Zahl der Grazien, oder der Musen, nach der Zahl der Namensbuchstaben der Geliebten, und wie es ihnen sonst in den Sinn kam. Die Ehrbaren tranken nur dreimal, und hielten es stets mit den Grazien; rein aber mußten die Becher ausgetrunken werden. Die Weiber durften sich nicht betrinken, auch nicht den Schlüssel zum Weinkeller haben. Wurde eine Dame zur Weintrinkerin, so konnte sie, einer Ehebrecherin gleich, ohne Verantwortung mit dem Tode bestraft werden. Da dieß aber ein unbilliges Gesetz war, so kam es nach und nach ab, und den Frauen wurde erlaubt, auch trinkend das Leben zu genießen. Gesungen mußte bei Tische werden, sonst war die Freude nicht vollkommen, und ohne Gesang wollte der Wein nicht schmecken. Das gab eine freudige Stimmung, und machte die Gäste munter.

Daß unsere deutschen Vorfahren den Trunk liebten, ist eine bekannte Sache. Vom Turnen und Kämpfen ermattet, streckte sich der alte Deutsche auf seine Bärenhaut hin, und trank. Deshalb malte man ihn auch mit dem Becher in der einen, und mit dem Schwerdt in der andern Hand. Das Trinken war ihm angenehm, und wurde ihm zur andern Natur. So wurde seine Sprache bereichert mit den Ausdrücken dessen, was er liebte; und diese Liebe war, wenn sie wollte, immer beredt. Der Römer hatte es in den früheren Zeiten der Republick nur mit dem Hunger zu thun, daher sein bekanntes Auri sacra fames, während der Deutsche nach Ehre durstete, oder auch nach

Rache, und verleugnen konnte er nicht immer den Golddurst. Das Verderben des Herzens wußte er nicht besser zu bezeichnen, als durch ein: an diesem ist Hopfen und Malz verlohren! Gewiß ein Ausdruck voll Saft und Kraft; denn damals war das Bier noch der einzige Necktar der Deutschen, ja der Trank ihrer Götter in Walhalla selbst.

Unsere Vorfahren jagten ihr Vermögen durch die Gurgel, denn jene einfachen Zeiten kannten keinen schicklicheren Weg. Jetzt haben sich zwar unsere Sitten sowohl, als unsere Gesinnungen geändert; aber in der Sprache ist uns ihr Alterthum geblieben, das wir mitten im Neuen fortführen, so wie etwa ein Fürst seine Titel, wenn er gleich seine Länder verloren hat.

Kalt und nüchtern war bei unsern Vorfahren die Gerechtigkeit am Morgen, was sie Nachmittags nicht mehr gewesen seyn würde; deshalb wurde in der Frühe Gericht gehegt, woselbst das Stammeln und unvernemliche Sprechen bestraft wurde. So streng nahm man es, um auch den Schein sogar in solchen wichtigen Stunden zu vermeiden. Jeder Kontrakt wurde mit einer Feierlichkeit geschlossen, die der Weinkauf hieß, sogar wenn die Rede vom Verlöbniß zwischen dem Bräutigam war. Zünfte und Gemeinden straften und strafen noch um Bier. Vornehmere beschenkten einander mit Bechern und Trinkgläsern; selbst zu Brautgeschenken wurden Trinkgeschirre erkohren.

Kaiser Friedrich der Zweite, welcher dem Freu-

denfeste der Kanonisation der heiligen Elisabeth im Jahr 1136 in Marburg mit beiwohnte, ehrte das Andenken dieser Heiligen mit einem goldenen Becher von ziemlicher Größe; denn es diente derselbe zur Einfassung des Hauptes der Verklärten. Kamen ehemals Fürsten auf ihren Reisen in eine bedeutende Stadt, so wurden ihnen vom Magistrate Weinverehrungen gereicht, und ihre Lieblinge ernannten die Fürsten zu Erb-Schenken. Am Rhein erhielten die Amtleute und Gerichtspersonen den Titel Amts-Keller. Hieraus sieht man, wie wichtig den Fürsten der Keller war.

In Deutschland nicht nur, sondern auch in einigen Provinzen von Frankreich glaubte man ehedem, man gebe seinen Gästen die überzeugendsten Proben von Freundschaft und Ergebenheit, wenn man sie nöthige, mehr zu trinken und zu essen, als sie ertragen können. Es scheint sogar, daß man, wenn das Zureden nicht mehr helfen wollte, Zwang und Gewalt gebrauchte, weil die Regierung genöthigt war, dergleichen Gewaltthätigkeiten zu verbieten. Karl der Große gab ein Gesetz, es solle Niemanden erlaubt seyn, einen Andern zum Trinken zu zwingen; die Soldaten, die einen Andern zum Trinken verleiteten, mußten zur Strafe eine gewisse Quantität Wassers trinken.

Da die meisten Mordthaten in der Trunkenheit begangen werden, und der unmäßige Genuß starker Getränke die Ruhe der Gesellschaft stört, so wurde dieser Genuß durch Gesetze eingeschränkt. Die Mexikaner durften, ohne

ausdrückliche Erlaubniß ihrer Obrigkeit, keine Getränke dieser Art zu sich nehmen, deren Genuß nur den Kranken und Alten gestattet wurde. An Tagen, an welchen entweder Feste gefeiert oder gemeinschaftliche Arbeiten verrichtet werden sollten, wurde einem jeden von der Obrigkeit ein kleines Maaß zugetheilt. Wer sich besof, dem wurde der Bart öffentlich abgeschoren, seine Güter und Würden wurden eingezogen, und sein Haus wurde niedergerissen, um dadurch anzudeuten, daß er nicht mehr würdig sey, in der bürgerlichen Gesellschaft zu leben, weil er seine Vernunft verloren. Die Tlascalaner waren in diesem Stücke noch strenger, denn sie gestatteten nur solchen Greisen den Genuß starker Getränke, die durch militärische Arbeiten entkräftet worden waren.

Die Dänen machten die Lust zum unmäßigen Trinken in England so allgemein, daß man die Schenken niederriß, und in Festungen und kleinern Städten nur eine einzige Schenke duldete. Man mußte an jedes Trinkgefäß Nägel und Nadeln anbringen; wer mit einem Zug mehr trank, als ihm durch diese Zeichen vorgeschrieben war, wurde bestraft. Sonst haben auch Privatpersonen unter sich der Trunkenheit, durch allerhand Veranstaltungen, vorzubeugen gesucht. Wenn die Scythen mit ihren Freunden zusammen kamen, so spannten sie die Senne eines Bogens an, um sich durch den dadurch verursachten Ton gegen die Sauflust warnen zu lassen.

Einige Völker legten ihre tiefe Verachtung der Trunkenbolde auf eine ganz ausgezeichnete Art an den Tag.

Die alten Schotten ließen sie, nach Belieben, trinken; ersäuften sie aber, wenn sie trunken waren. Wenn diesem Mißbrauch mit Strafen nicht abgeholfen werden konnte, so nahm man zu weit wirksameren Mitteln seine Zuflucht. So beredete z. B. ein Oberpriester die Goten, daß sie, ihrer Liebe zum Wein ungeachtet, alle Weinstöcke ausrotten möchten. Die Freiheitsliebe wirkte mit, daß dieser Vorschlag in's Werk gesetzt würde, denn da das Land der Goten nicht Wein genug hervorbrachte, so befürchtete man, diese Gewohnheit möchte sie zu Sklaven machen.

Die Wilden haben ihre besonderen Kräuter, Früchte oder auch Getränke, wodurch sie berauscht werden. Ihre Erfindsamkeit in diesem Stücke ist zu bewundern. Mittelst dieser Getränke setzen sie sich in Wuth, wenn sie ihre Kriegsgefechte anfangen. Ihre Liebe nach starken Getränken geht über alles. Die Wilden in Canada geben für ein Glas Brandwein alles hin, was sie haben. Wenn sie dann berauscht sind, so beissen sie sich mit den Zähnen, wie die Wölfe. Die Moxes verfertigten aus fauligten Wurzeln, über welche sie Wasser goßen, ein starkes Getränk. Das Lieblingsgetränk der Wilden in Amerika ist die Chika, dessen höchst eckelhafte Zubereitung unter andern G o g u e t beschrieben hat. Wenn die Kamtschadalen der Freude nachhängen wollen, so genießen sie eine Art Schwämme, die bei ihnen die Wirkung des Mohnsafts hervorbringen. Sie essen entweder diese Schwämme, oder sie trinken nur den Saft, den sie aus denselben aus-

pressen. Ein mäßiger Genuß dieses Getränks macht sie froh und beherzt. Sobald sie aber zu viel davon trinken, so bekommen sie Krämpfe und Zuckungen, die mit einer Verrückung des Verstandes vergesellschaftet sind. Sie schieben die Schuld von allen schlechten Thaten, die sie verüben, und von allem sie betreffenden Unglück auf diese Pilze; und sie suchen dieselben gleichwohl mit der größten Gierigkeit auf. Die Korjäken, welche keine Schwämme dieser Art haben, fassen den Urin solcher Personen, die dergleichen Saft getrunken, sorgfältig in Gefäße auf, und sie trinken ihn, um gleichfalls berauscht zu werden. Die Scythen tranken weder Wein noch andere starke Getränke; aber sie berauschten sich durch den Rauch gewisser starkriechender Pflanzen, der sie fröhlich und vergnügt machte.

Zum Trinken wurde häufig gesungen, denn ohne Gesang wollte der Wein nicht schmecken. So war es bei den Deutschen in alten Zeiten, und so ist es noch. Gesundheiten, die ehemals den Göttern gebracht wurden, brachte man später den Heiligen, und noch stets in gutem Andenken bleiben der St. Jakobs und St. Stephanstrunk, und der erfreuliche Johannis-Seegen. Ja, es wurden Becher geleert in memoriam Dei patris, filii et spiritus s. Einem Pabste J o h a n n wurde in einer Kirchenversammlung sogar vorgeworfen, er habe in amorem Diaboli getrunken.

Es giebt Völker, für die es in mehr als einer Hinsicht gefährlich ist, wenn ihre Könige trinken. Will der

König von Loange trinken, so reicht sein Mundschenk ihm rücklings den Becher. Es wird ein Zeichen gegeben, und alle, die gegenwärtig sind, fallen mit dem Augesicht auf die Erde nieder, bis der König getrunken hat, sonst kostet es ihnen das Leben. So ist es auch in Angola, wo jeder getödtet wird, der den König sterben sieht, sey es auch aus Zufall. Selbst unschuldige Kinder, und wären es die Kinder des Königs selbst, müßen bluten, so auch die Thiere.

Ueber Trunkene geben die Rabbiner dem Teufel die Macht, und erzählen: „Als Vater Noah den Wein pflanzte, machte ihm das viel Mühe und Arbeit. Da kam der Teufel und sprach: Ich will dir helfen und dein Mitarbeiter seyn. Wir wollen theilen, was wir erndten. Aber ich kann nicht gestatten, daß ein Mensch meinen Theil mittrinke, sonst bring' ich ihn in Gefahr.“ — Das soll noch geschehen, sagen sie — vielleicht aber nur bei den Juden. Deshalb sind sie gewöhnlich so nüchterne Menschen.

Auf Trinkgefäße hat man große Summen verwendet. Unter den Edelsteinen soll sich der Sardonich dazu am besten schicken. Man will sogar wissen, König Philipp der Zweite von Spanien habe einen Becher gehabt, aus einem Diamant geschnitten; der muß aber sehr klein gewesen seyn. König Heinrich der Dritte von Frankreich besaß einen kostbaren Becher von Gold, geziert mit Diamanten, auf welchen ein Engel stand, der eine diamantene Lilie trug. Vom

deutschen Könige Ferdinand erhielt der Sultan Solimann einen sehr kostbaren goldenen Becher, an welchem sich ein schönes Uhrwerk befand. Er war so groß, daß er von zwei Männern getragen werden mußte. Die alten Celten, Scythen, Bulgaren, Longobarden, und andere skandinavische Völker, tranken aus den Hirnschaalen ihrer erschlagenen Feinde, welche zuweilen bei Königen kostbar verziert, reich eingefaßt und zu Trinkgeschirren künstlich bereitet waren. Im Mittelalter bekamen die Trinkgeschirre die Gestalt von Schiffen, Windmühlen, Posthörnern, Laternen, Trompeten, Löwen, Affen, Bocksköpfen, Eulen, Fischen, Meerwundern, Pfaffen, Nonnen, Bergleuten, Bauern, Narren u. dgl. Je sonderbarer, um so besser und lustiger. Diese Späße gefielen so allgemein, daß dergleichen Becher auf fürstlichen Schenktischen nie fehlen durften. Eine besondere Art von Becher wurde Hänschen im Keller, einer, Gretchen in der Küche genannt. Diese Trinkgeschirre, gewöhnlich von Silber und vergoldet, standen, in Form einer Muschel, auf einem langen Fuße. Die Muschel hatte ein kleines hohles, in die Höhe gehendes Behältniß, einer Grotte fast gleich, bedeckt mit einem silbernen Blättchen, hinter welchem ein Kindchen lag. Dieses hob sich hinter dem Blättchen auf und hervor, wenn Wein in den Becher gegossen wurde. Der Spaß lag darin, Weibern, welche Mutter werden wollten, aus solchen Bechern zuzutrinken.

Von den großen Trinkgefäßen, und sogenannten Hum-

pen, von welchen einige 15 bis 16 Maaß hielten, ging die Kunst zu großen Weinfässern über, und zum Vergnügen, dieselben zur Schau gestellt zu sehen. Das Faß zu Grüningen im Halberstädtischen, welches mit Holz, Eisen und Wein 3448 Centner schwer war, hatte, ohne Holz, über 6000 Reichsthalern gekostet. Besonders berühmt ist das große Heidelberger Weinfaß, von sehr alten Zeiten her. Anstatt des alten, welches der Pfalzgraf Johann Casimir 1591 hatte verfertigen lassen, ließ der Churfürst Karl Ludwig ein neues machen. Es führt eine Treppe von 50 Stufen auf dieses Faß hinauf. Oben darauf befindet sich ein Altan mit einem Geländer, auf welchen sechs Personen ganz bequem tanzen können. Das Faß ist mit allerlei Schnitzwerken und mit dem churfürstlichen Wappen geziert. Oben auf dem Fasse sitzt Bachus mit einem großen Becher in der Hand; an dem Fasse sieht man mehrere Satyrs und allerlei Kräuselwerk von Weintrauben und dergleichen. Das Faß ist so hoch, daß in demselben ein Mann mit einem Spieße stehen kann. Vier und zwanzig eiserne Reife halten es zusammen, und es faßt zweihundert und vier Fuder, drei Ohmen und vier Viertel Wein in sich. Auch viele Reime sind an dem Fasse angebracht, die der Anführung nicht werth sind.

Als Ludwig der Vierzehente von Frankreich, gegen das Ende des siebzehenten Jahrhunderts, die Pfalz aufs grausamste verwüsten ließ, machten seine raubsüchtigen Horden, mit der Zerstörung des Schlosses in Heidel=

berg, auch das Faß unbrauchbar. Deshalb ließ es der Churfürst Karl Philipp im Jahre 1728 wieder repariren, und mit oberrheinischem Landwein anfüllen. Bei dieser Ausbesserung wurden zwey neue Böden, und fünfzehn Dauben neu eingezogen. Von den Böden hatte jeder zwei und sechzig Schuh im Umkreis, und jede Daube dreissig Schuh in der Länge. Es wurden die Figuren ausgebessert und neu vergoldet, auch kamen neue Reime daran. Als dieses Faß auch wieder alt wurde, ließ der Churfürst Karl Theodor ein neues größeres machen, welches vierzehn Fuder Wein mehr, als das alte enthält.

Das große Faß auf der Bergveste Königstein in Sachsen hat sechzehn Ellen, weniger sechs Zoll in der Länge und eilf Ellen, weniger vier Zoll in der Höhe. Man steigt auf dasselbe auf einer Wendeltreppe von 37 Stufen. Oben ist eine Gallerie, mit einem eisernen Gitterwerk umgeben. Vorne sieht man an demselben das chursächsische Wappen, darunter zwei Bachuskinder mit Weintrauben. Das Ganze ist schön gemalt und vergoldet. Das Faß hat 131 eiserne Reifen und hält 276 Fuder, sieben und einen halben Eimer und drei Maaß, das Fuder zu zwölf Eimer gezählt. Ist das Faß gefüllt, so wiegt es 6340½ Centner, 23 Pfund.

In der Abtei Salmansweiler befand sich ein vierzig Fuder haltendes Weinfaß, von einem solchen Umfange, daß durch sein Spundloch einst ein Mönch hineinfiel, und darin ertrank. Das große Tübinger Weinfaß, welches im Jahr 1548 verfertiget wurde, hielt 47 Fuder, 4 Eimer,

war 24 Schuh lang und 16 Schuh hoch. Im Keller des Schlosses zu Würzburg liegen mehrere sehr große, schön verzierte Weinfässer, wie auch in dem Schloßkeller zu Aschaffenburg.

II.

Das Einlager.

Die Handhabung der Gerechtigkeit war im deutschen Mittelalter sehr unvollkommen, und vieles kam dabei auf den guten Willen der Richter an. Hier wurde nach alten Gebräuchen, dort nach schwankenden Gesetzen, jetzt nach dem päbstlichen, dann nach dem sächsischen, und dann wieder nach dem flämmischen oder niederländischen, in Handlungssachen nach dem lübeckischen Recht entschieden. Bald trat ein Privilegium, bald ein gewisses Herkommen, bald ein eigenes Statut dem Richter in den Weg. Oft gab ein Zweikampf, oft eine Feuer- oder Wasserprobe den Ausschlag. Hatte der Richter keinen gesunden Kopf und kein rechtschaffenes Herz, die ihm zum Faden dienten, um ihn aus den Irrgängen einer verworrenen Justitz heraus zu leiten, so ging die Gerechtigkeit zu Grabe.

Aus Haß gegen juristische Weitläuftigkeiten, Grillen und Verdrehungen, verschaffte man sich lieber auf einem kürzern Wege Recht; man brauchte dazu entweder

Gewalt, daher die ewigen Fehden; oder Güte, daher mancherlei sonderbare Verträge. Ein solcher Vertrag, wobei man keines Richters bedurfte, war unter andern das Einlager, obstagium, eine Gewohnheit, die sich in der Mark Brandenburg bis in's siebzehnte Jahrhundert erhalten hat. Wenn jemand Geld entlehnte, oder sich in einen andern Vertrag einließ, so versprach er oder sein Bürge in dem Falle, daß an dem bestimmten Tage die Schuld nicht getilgt, oder das Versprechen nicht gehalten würde, mit einer gewissen Anzahl Pferde und Leute, in ein Wirthshaus an einem festgesetzten Orte einzureiten, und daselbst so lange zu zehren, bis der Gegner befriedigt oder das Einlager durch besondere Güte erlassen worden sey.

Ein Beispiel von dieser Art findet sich in der Geschichte des Markgrafen Albrechts des Zweiten von Brandenburg vom Jahre 1212. Albrecht hatte mit dem Kaiser Otto dem Vierten einen gewissen Vergleich errichtet, der in sechs Wochen erfüllt werden sollte. Geschähe dieß nicht, so sollten zwanzig brandenburgische Ritter nach Braunschweig reiten, und vor Erfüllung des Vertrags sich nicht ohne kaiserliche Erlaubniß von dort entfernen. Die Stadt und das Wirthshaus, wohin, und die Zahl der Pferde und Personen, womit der Schuldner oder Bürge einreiten sollte, wurde vorher ausdrücklich bestimmt. Die Ursache, so wie der Nutzen dieser sonderbaren Gewohnheit war, daß der Schuldner desto eher bezahlen, oder überhaupt sein Versprechen erfüllen sollte.

Weil er durchaus in ein Wirthshaus, und in keine andere Wohnung, reiten, und für sein Geld mit vielen Leuten und Pferden zehren mußte, so konnten ihn die vielen Kosten wohl bewegen, lieber seinen Gegner zu befriedigen, als sich durch so großen Aufwand in tiefere Schulden zu stürzen. Der Schuldner und sein Bürge, wäre er auch ein Landesfürst gewesen, verpflichtete sich, persönlich in's Einlager zu reiten. Dieß that im Jahr 1254 der Kurfürst und Markgraf Ludwig der Römer. Er lieh sich 235 Mark Silbers von einigen Frankfurter Bürgern, und machte sich im Fall der Nichtbezahlung zum persönlichen Einlager nach Frankfurt anheischig. Hievon waren jedoch die Geistlichen ausgenommen, welche einen Ritter, aber mit einer stärkern Anzahl Pferde als gewöhnlich, für sich einreiten ließen. Wollte der Schuldner oder Bürge sein Versprechen nicht halten, und nicht in das Einlager reiten, so hatte der Gegner die Freiheit Schandgemälde und Schmähschriften an Kirchen, Rathhäuser, Galgen und Rad anzuheften, und den, der das Einlagerrecht gebrochen hatte, als einen Mann ohne Ehre, mit den schwärzesten Farben und mit den heftigsten Worten, aller Welt zur Warnung und zum Abscheu zu schildern.

Ein späteres Beispiel hievon ist Fürst Johann Georg von Anhalt. Er lieh im Jahre 1589 von den altmärkischen Landständen 30,000 Thaler. Wenn er die Schuld nicht zu rechter Zeit wieder bezahlte, so ertheilte er den Landständen der Altmark „volle Macht und Gewalt, ihn an Kirchen, Klausen, Rathhäusern

und andern öffentlichen Orten, wo es ihnen gefällig wäre, mit Gemälden und Inschriften anzuschlagen, zu schmähen, zu schelten, und bei jedermann auf's ärgste auszurufen, wie solchen Leuten, die ihre ausgesetzte Ehre, Brief und Siegel nicht einlösen, gebühre, daran sie dann nichts gefrevelt oder Unrecht gethan haben sollten."

Wegen verschiedener Mißbräuche wurde das Einlager zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts auf den Reichstagen verboten. Allein dennoch blieb diese Gewohnheit; noch im Jahre 1620 wurden viele Schuldverschreibungen in Brandenburg auf diese Art ausgestellt.

III.

Verschwenderischer Prunk beim Einzug einer fürstlichen Braut.

Friedrich August, König von Polen und Kurfürst von Sachsen, war in hohem Grade prachtliebend und verschwenderisch. Alles, was er veranstaltete und that, mußte einen stralenden Glanz um sich her verbreiten und viel Geld kosten. Eine Veranlassung zu einem prunkenden Prachtaufzuge gab ihm die Vermählung seines Sohnes, des Churprinzen Friedrich Augusts mit der Erzherzogin von Oesterreich, Maria Josepha. Die Vermählung selbst geschah in Wien, aber der Einzug der

Neuvermählten in Dresden, am zweiten September 1719, sollte recht glänzend seyn, und war es auch.

Die Neuvermählten langten am ein und dreissigsten August zu Aussig in Böhmen an. Hier ließ sie der König in einem Schiffe, Bucentauro genannt, abhohlen, das er ausdrücklich dazu hatte erbauen lassen. Es hatte drei besondere Abtheilungen, in deren jeder sich vier Spiegel befanden. Die auswendige Decke war mit rothem Sammet überzogen, und an den Seiten alles vergoldet. Die Schiffer waren auf holländisch, in gelben Atlas gekleidet, und trugen weißseidene Strümpfe.

Am Tage des Einzugs trug der König Friedrich August ein purpurrothes Kleid von ungeöffnetem Sammet, an welchem die Knöpfe von ganzen Diamanten waren, und der Ordensstern auf der Brust war ebenfalls von den schönsten Brillanten zusammen gesetzt. Auf dem Hute war statt des Knopfes eine Diamant-Agraffe. Das Geschirr des Pferdes war mit Edelsteinen besetzt. Der königliche Kammerfourrier Wagen hatte auf der Brust ein mit Diamanten besetztes Schild, das allein auf fünfzehn hundert Thaler geschätzt wurde, und das ihm der König geschenkt hatte. Die Anzahl der bei'm Einzuge befindlichen Postmeister belief sich auf zwei und zwanzig, und jene der Postillone auf vier und sechzig. Der General-Oberpostmeister, Freiherr von Mordax, war in weißgraues Tuch gekleidet, mit Silber besetzt, und mit gelbem Sammet aufgeschlagen; sein Reisehut war von gelbem Sammet und Silber, das Posthorn reich mit

Diamanten besetzt, und die Scherpe von lauter Silber. Die Zahl der Handpferde der Cavaliers war hundert und sechs und dreissig, und sie waren nicht allein mit den kostbarsten Schabracken, nebst dazu gehörigem Sattel und Zeug, sondern auch mit schönen Handdecken geziert. Das Korps der Oberforstmeister, Oberförster, Hofjäger rc. belief sich auf hundert und neun Personen. Alle Provinzen, drei und zwanzig an der Zahl, hatten ein Pferd geliefert, welche die Provinzpferde hießen, deren Decken reichlich mit Gold und Silber gestickt waren.

Der Erbmarschall von Löser führte den Adel an, wobei die Kurfahne war, und worunter sieben Personen aus dem Kur=, acht aus dem Thüringer, neun aus dem Meißner und sechs aus dem Leipziger=Kreise waren. Hierauf kamen zwei aus dem Stifte Wurzen, alsdann sechs aus dem erzgebirgischen, neun aus dem voigtländischen und zwei aus dem neustädter Kreise. Diese Cavaliers trugen schwarzsammetne Röcke, mit gelbem Taffet gefüttert; die Westen waren von reichem Drapd'or, mit Franzen stark besetzt. Die Pferde, welche sie ritten, waren mit den kostbarsten, mit Gold und Silber gestickten Schabracken und kostbarem Pferdezeug bedeckt. Der Cavaliers=Wagen waren fünf und achtzig; jeder war mit sechs Pferden bespannt, wobei zwei Heiducken und vier Lakaien hergingen; zwei Pagen standen vorne bei dem Kutscher. Die Wagen waren in= und auswendig sehr kostbar, und von dem Geschirr übertraf immer das Eine das Andere an Werth. Die Kutscher, Vorreiter,

Heiducken und Bedienten hatten alle neue Livreen. Ausserdem befand sich eine Menge Soldaten zu Pferd und zu Fuß dabei. Auch sah man eine sächsische und eine polnische Equipage.

Der Kurprinz trug ein Kleid von Pleud'or, mit Silber durchwirkt; auf dem Hute hatte er eine weiße Feder und kostbare Agraffe mit vielen Diamanten. Das Pferd, das er ritt, war ein Schimmel, dessen Vorder- und Hinterzeug mit massivem Golde beschlagen, und reich mit Diamanten besetzt war. Die Stangen waren von Silber und übergoldet, und die Steigbügel von lauter massivem Golde; die Schabracke war reich gestickt und mit Perlen besetzt. Hinter ihm ritten zwei Cavaliers und zwei Leibknechte, neben ihm zu beiden Seiten vier und zwanzig Hellebardiers; hierauf folgten drei und zwanzig Bediente. Jetzt kam die Leibkarosse, in welcher die Kurprinzessin saß, und vor welcher vier und zwanzig Mohren zu Fuße, in weißem Atlas gekleidet, hergingen; um den Hals trugen sie goldene Bänder, und auf den Köpfen türkische Bunde mit Straußenfedern. Die Karosse war in- und auswendig mit karmosinrothem Sammet überzogen, der allenthalben mit Gold reich gestickt war; der Beschlag daran war von reinem massivem Golde. Er wurde von acht Pferden gezogen; worauf ein Geschirr von carmoisinrothem Sammet lag; die Puckel und Schnallen waren von lauter massivem Silber und übergoldet. Ueber diesem Geschirre lagen lange viereckige carmoisinrothe Sammetdecken, welche bis zur Erde herabhingen; auf beiden

Seiten war das österreichische Wappen von Gold und Silber reich gestickt. Der Leibkutscher und die Vorreiter waren in carmoisinrothen Sammet mit Tressen gekleidet, welche mit Gold durchbrochen waren.

Wo man hinblickte, da sah man Reichthum und Ueberfluß, und die Pracht dieses Einzugs war über alle Massen groß. Auf diesen Einzug folgten viele prächtige Feste, wo ebenfalls ein Luxus herrschte, an dem wir in unsern Zeiten nicht mehr gewöhnt sind. Es wurde eine Lotterie gezogen, welche sich auf dreissig tausend Thaler belief. Die Summen, welche diese Vermählung und die darauf folgenden prächtigen Feierlichkeiten, welche drei Wochen dauerten, gekostet haben, müßen außerordentlich groß gewesen seyn. „Aber, setzt der Beschreiber aller dieser Festlichkeiten hinzu, was noch das bewundernswürdigste war, so hatte Gott den ganzen Sommer durch beinahe nicht regnen lassen, wodurch eine geringe Erndte und eine über die Massen große Theuerung entstand, und doch wußten es Ihro Majestät dahin zu vermitteln, daß auch der Aermste keine Noth leiden durfte.“ — Man denke! ! !

IV.

Zur Geschichte der Jagd und Jagdliebhaberei.

Eine der ersten und ältesten Beschäftigungen der Menschen war die Jagd. Frühe dachte der Mensch darauf, Thiere, die ihm lästig und gefährlich wurden, von sich entfernt zu halten oder zu tödten. Bald fand er ihre Bedeckungen als Kleider, ihr Fleisch als Nahrung zu vortheilhaft, um nicht auch minder schädliche Thiere zu verfolgen und zu erlegen. Das thätige frische Leben bei diesem Geschäfte, die mancherlei damit verbundenen Abentheuer und die Freude über den glücklichen Ausgang der Jagd vermehrten die Liebe zu derselben. So war es schon im grauen Alter der Welt, so ist es noch, und so wird es wohl bleiben.

Ursprünglich war die Jagd allen Menschen frei. Bald aber fanden es die Häupter der Nationen nöthig, dieser Freiheit Fesseln anzulegen, und die Jagdwuth durch Gesetze zu hemmen. So verbot Solon den Atheniensern die Jagd, der sie leidenschaftlich ergeben waren, damit sie nicht von den mechanischen Künsten entwöhnt würden. Als die Franken Gallien erobert hatten, überließen sie den Landbau den Eingebornen, und behielten sich das Jagen vor. Dieß war damals eine edle Uebung; Könige und Prinzen machten es zu ihrer vornehmsten Belustigung,

denn überhaupt mit Waffen umzugehen erwarb Ehre unter ihnen. Nach und nach erweiterten die Könige ihr vorgebliches Jagdrecht, und zuletzt eignete sich Ludwig der Vierzehnte, durch die Verordnung vom Jahr 1669 das höchste Jagdrecht zu. Er verlangte, daß kein adelicher Herr in seinem Reiche ohne eine von ihm erhaltene Erlaubniß, durch Belehnung, Vergünstigung, oder Vollmacht sollte jagen dürfen; auch behielt er sich vor, dieses Recht, wenn er es mitgetheilt habe, nach Belieben wieder beschränken zu dürfen.

Der babylonische Regent Nimrod ergab sich der Jägerei, und befreite seine Völker von den wilden Thieren, die sein Gebiet verwüsteten. Nachher machte er leicht Krieger aus seinen Jagdgefährten, und sie halfen ihm bei seinen Eroberungen. Die Schrift bezeichnet die ersten Krieger mit dem Namen von Jägern; Nimrod wird ein stattlicher Jäger vor dem Herrn genannt. Das Jagen war auch etwas so nützliches, und den sich bildenden Volksgesellschaften so nöthiges, daß man sich den ersten König immer als einen Jäger vorstellen mag. Die ersten Könige oder Helden des Alterthums werden auch wirklich wie berühmte Jäger bezeichnet; Bachus wird von Tigern gezogen, weil er sie gebändigt hatte. Apollo erwarb die Lorbeeren, die seine Stirne bekränzen, durch die Erlegung der pythonischen Schlange. Die Herkule erhielten Throne und Altäre, weil sie die Menschen von tausend verschiedenen Ungeheuern befreiten, und der Diana wurden Tempel gebaut, weil die Vertilgung schädlicher

Thiere ihr Werk gewesen war. Die Jägerei ist also eine, im Buch Mosis vorgeschriebene, und in der heidnischen Götterlehre geheiligte Beschäftigung.

Die Egypter hingen zur Zeit ihres höchsten Glanzes dem Jagen nach; dieß war die gewöhnliche Uebung der Kinder, die neben Sesostra's erzogen wurden. Nach Plato stellten die Bildsäulen der beiden babylonischen Palläste die Jagden des Ninus und der Semiramis vor. In Persien war das Jagen etwas sehr wichtiges; es wurde für eine treffliche Vorbereitung zum Kriege angesehen, und dieselben Waffen, als Pfeile, Wurfspieße, Aexte, Picken und Schilde dabei gebraucht. Artaxerxes der Langhand gab seinen Kindern Jagdlehrer, um sie frühe zu üben, und die beiden Cyrus fanden ihr höchstes Behagen an der Jägerei. Der Letztere hielt zu Celene, einer phrygischen Stadt, einen Park voll Rothwild.

Die Lacedämonier, bekanntlich ein sehr kriegerisches Volk, übten die Jagd mit höchster Sorgfalt. Sie war ihr herrschender Hang, und es ist bekannt, daß sie sehr schnelle Hunde hatten, die man für die heutigen Windhunde hält. Die Geschichte hat die Geschicklichkeit des Ptolomäus Epiphanes in der Jagd aufbehalten, dessen Gesandter seinen Herrn den Atheniensern höchlich zu rühmen glaubte, wenn er ihnen erzählte, der König habe einen wilden Stier mit einem Pfeil erschossen.

Xenophon, des Sokrates Schüler, macht eine vortreffliche Schilderung von Hasen-, Hirsch- und wil-

den Schweins-Jagden, spricht von Jagdhunden, den verschiedenen Arten und Benennungen derselben, beschreibt die Stricke, Netze und Schlingen, deren sich die Jäger bedienten, ihre Waffen, die Fallen, die sie den Thieren legten, und die Köder, womit sie sie lockten.

Nicht in solcher Ehre stand die Jagd bei den Römern; sie verachteten diese Beschäftigung, und überließen sie ihren Sklaven und Leuten vom gemeinsten Pöbel. Sie fürchteten, daß ihre Mitbürger zu sehr sich derselben hingeben, und da sie so leicht zur Leidenschaft wird, wichtigere Pflichten darüber hintansetzen möchten. Sie erkannten aber wohl, daß diese Uebung durch die Beschwerden, die sie verursacht, die Gefahren, die sie mit sich bringt, und die Gewohnheit die man sich bei ihr erwirbt, Blut fließen zu sehen, die Männer sehr wohl zum Kriege abhärtete. Aus diesem Grunde faßten sie den Entschluß, dem Volke oft Vorstellungen von schrecklichen und prächtigen Jagden zu geben. Im Jahr 502 nach Erbauung der Stadt wurden hundert und zwei und vierzig, den Karthaginensern abgenommene Elephanten in den Cirkus gebracht, und das Volk hatte die Lust sie unter einander sich bekämpfen und umbringen zu lassen. Augustus veranstaltete an einem Tage ein Gefecht mit fünfzehn hundert wilden Bestien. Skaurus gab ein Spielgefecht mit einem Seepferd und fünfhundert Krokodillen; der Kaiser Probus gar mit tausend Straußen, tausend Hirschen, tausend wilden Schweinen, tausend Dammhirschen, tausend, Hündinnen, tausend wilden Widdern,

hundert syrischen Löwen, hundert Löwinnen und drei hundert Bären. Vor ihm hatte Sulla schon hundert Löwen, Pompejus drei hundert und fünfzehn, und Cäsar vierhundert aufgeführt. In dieser Zeit stand die Jagd, bei einigen Römern wenigstens, in besserem Ansehen, als früher. Horaz nennt sie eine edle Beschäftigung für römische Männer, beförderlich zu Ruhm und Gesundheit. Er räth dem Lollius, gerne zu jagen, und wenn ein mächtiger Freund mit seinen Kuppeln und Pferden auf's Waidwerk ausziehe, ihn zu begleiten und Wildpret zu essen, das er sich durch Beschwerden erkauft habe. Der jüngere Plinius rühmt in einem Briefe an den Tacitus eine Jagd, wo er drei wilde Schweine gefangen hatte. „Du kannst nicht glauben, schreibt er, wie munter der Geist durch die Leibesbewegung wird.“

Auch der Kaiser Adrian war der Jagd sehr ergeben, und hielt so viel auf seine Hunde und Pferde, daß er ihnen Grabschriften machen ließ. In Mysien gründete er eine Stadt, die er Adrianothera (Adriansjagd) nannte, weil er in der Nähe einen Bären mit eigener Hand erlegt hatte. Die Art, wie der alte Maximus die Kriegszucht bei den Legionen wieder einführte, war, daß er sie fleißig im Jagen übte.

Jagd und Krieg waren die Beschäftigung des freien Germanen, dem es unedel dünkte, die Erde mit seinem Pfluge zu verwunden, oder seinen Stier an das Joch zu spannen. Denn nur Blut und Wunden gaben ihm jenseits des Grabes, Unsterblichkeit, und sobald er dem Heer-

dann nicht folgte, streifte er in den Wäldern umher, um sich Wildpret für den Hunger, und Kleidung gegen die Kälte zu holen. Wölfe und Steinböcke, und im höhern Norden Elen's, Rennthiere und wilde Pferde reitzten seinen Muth, aber vorzüglich liebte er die Jagd gegen den Ur. Jeder neue Sieg über den Ur erhöhte den Ruhm des germanischen Jünglings, und die Hörner des Ur's wurden des Sieges Beweis. In der übertriebenen Beschreibung dieses Ungeheuers wetteiferten Cäsar und Plinius. Der Ur war stärker als der Ochs, nicht viel kleiner als der Elephant, aber unendlich wilder und geschwinder als beide. Man fing ihn in Gruben, und tödtete ihn alsdann, denn unmöglich war es, dieses Unthier zahm zu machen, da auch die aufgezogenen Jungen ihre Wildheit nicht ablegten. Ausserdem gab es viel geflügeltes Wild, Krammesvögel und wilde Gänse in Germanien. Aber der deutsche Jüngling überließ die Gänsefedern den Römern, und hüllte lieber seine Schultern in den Kopf eines Ur's ein, der mit seinen großen schönen Hörnern ihm ein fürchterliches Ansehen gab. So zog er, mit Pfrieme, Lanze und Streitaxt bewaffnet, auch in die Schlacht, und die Mühen und Gefahren, welche ihn auf der Jagd abgehärtet und gegen Blut und Wunden gleichgültig gemacht hatten, erhöhten seine Kampflust im Kriege.

Ganz Germanien schien nur Ein Wald zu seyn, und mit Schaudern beschreiben die Römer die Gestalt dieses Landes, dessen Thäler und Berge durch unaufhörliche

Wälder verbunden waren. „Die ungeheuren Eichen, erzählt Plinius, welcher selbst im nördlichen Deutschland gewesen war, so alt, wie die Welt, fast unsterblich, und unberührt, überdecken mit ihren Wurzeln die Erde. Begegnen sich diese Wurzeln, da entstehen Hügel durch die entgegenstrebende Kraft, und, wo der Boden nicht folgte da bilden sich freistehende Bogen, die sich krümmen, und bis an die Zweige der Bäume so hoch hinaufreichen, daß ganze Geschwader von Reitern durch diese offenen Thore hindurch reiten können." Wo jetzt der Rhein zwischen Reben dahin fließt, da verfinsterten Tannen und Fichten das vaterländische Grenzufer, und der große Hart- oder Harzwald, welcher das Land der Markomannen in einem Zirkel, wie mit natürlichen Festungswerken umschloß, machte damals wenigstens den sechsten Theil unsers Deutschlandes, oder über zweitausend Quadratmeilen aus. Außer dem großen Hart gab es auch einen Buchenwald, den Cäsar Bakreis nennt, und gegen Vindelizien stand Schwarzholz in Menge. Diese ungeheuern Wälder ernährten natürlich mehr Wild, als die jetzigen; aber einige Thierarten, wie der Ur, haben sich ganz entfernt; andere, wie der Wolf und Steinbock, sind nur noch in geringer Anzahl, und in unbebauten Gegenden zu finden.

Die alten Adelichen des Nordens, die in jenen unfruchtbaren Ländern nichts als jagen und sich schlagen konnten, erhoben die Jagdlust zu dem würdigsten Vergnügen für Fürsten und Könige. Die ersten Franzmänner waren Jäger und Kriegsleute, sie wählten die Waffen,

und überließen Künste, Wissenschaften und Schulwesen den Römern und Galliern, als eine Beschäftigung, die den Ueberwundenen zukomme. Die alten Gallier hatten in jedem Flecken einen geweihten Baum, wo die Jäger einige Stücke der von ihnen gefangenen Thiere aufhingen, und sie ihrer Göttin Arduenna widmeten. In den ersten Zeiten der französischen Monarchie ging kein Edler oder Freier ohne einen Sperber auf dem Daumen aus; dieses Zeichen unterschied den Freien von dem Knechte. Unter dem ersten Königsstamme wurde die Entwendung eines Jagdhundes eben so bestraft, wie die Ermordung eines zinsbaren Römers, nemlich mit einer Geldbuße von fünf und vierzig Schillingen; wer einen Sperber gestohlen, mußte eben so viel bezahlen, als wer einen Knecht ermordet hatte. Eine öffentlich beschimpfende Strafe setzte der burgundische Herzog Gundebald auf den Diebstahl eines Hundes; wer einen Sperber gestohlen hatte, mußte sich von diesem Vogel zehen Loth Fleisch vom Magen fressen lassen, oder sechs Goldthaler an den Eigenthümer, und zwei als Strafe in die Staatskasse geben. Die großen Versammlungen, welche die ersten Könige Frankreichs unter dem Namen Parlamente hielten, wurden immer mit Jagden beendigt. Man hat von Karl dem Neunten eine sehr gelehrte Abhandlung über das Hirschjagen. Sie wurde im Jahr 1625 zu Paris gedruckt, und Ludwig dem Dreizehnten zugeeignet.

Das Bisthum Toul wurde einmal von Wölfen verwüstet, welche die Menschen anfielen und fraßen. Der

Bischof Frother verordnete ein dreitägiges Fasten mit Betfahrten, und griff hierauf in eigener Person an der Spitze eines Haufens Jäger die Wölfe an. Die Jagd lief sehr glücklich ab, und der Bischof rühmte sich, mit eigener Hand zwei hundert Wölfe niedergemacht zu haben. Sonst gab es in Frankreich so viele Wölfe, daß man zu dieser Jagd erst eine Steuer ausschreiben und erheben mußte. Von dieser Auflage befreite Karl der Fünfte im Jahr 1577 die Einwohner von Fontenay, bei'm Gehölz von Vincennes. In jeder Provinz mußten Wolfsjäger (Louvetiers) aufgestellt werden, welche von Franz dem Ersten zu Staatsbeamten erhoben wurden, und einen Reichs-Wolfs-Jägermeister (Grand-louvetier de France) zum Vorgesetzten erhielten. Durch diese und Heinrichs des Dritten und Vierten weise Verfügungen kam es dahin, daß die Wölfe in Frankreich fast ganz ausgerottet wurden. Doch wurde im Anfange der Regierung Ludwigs des Vierzehnten, im strengsten Winter und bei Schnee, eine sehr zahlreiche Abtheilung von Dragonern bei Poncharlier, unter dem Berge Jura, von einer Menge Wölfe angefallen. Sie widersetzten sich zwar den blutdürstigen Thieren, und tödteten mehrere Hunderte derselben; aber sie wurden am Ende von der Menge bezwungen, und mit ihren Pferden von den Wölfen aufgefressen.

Ein sehr großer Freund der Jagd war auch Ludwig der Dreizehente, König von Frankreich, mit dem Beinamen der Gerechte. Er war einer der ersten, die

im Fluge zu schießen pflegten. Ein Witzling sagte daher, um eine Anspielung auf seinen Beinamen zu machen, er sey gerecht mit der Jagdflinte. Doch ließ er sich durch diese Liebhaberei nicht von der Erfüllung höherer Pflichten abhalten, was er bei folgender Gelegenheit bewies. Er wohnte einst in Person einem Feldzuge bei, den er zu Gunsten des Karl von Gonzaga, Herzogs von Nevers, veranstaltete. Karl war nemlich durch den Tod des letzten Herzogs von Mantua, Vincent, zur Erbfolge berufen worden. Der Kaiser aber, der König von Spanien, der Herzog von Savoyen, und ganz Italien hatten sich vereinigt, ihm die Erbfolge streitig zu machen, und Ludwig beschloß daher, dem Herzog in Person seine Rechte behaupten zu helfen. Als er über Chalons an der Saone kam, besuchte ihn der Herzog von Lothringen, der seine außerordentliche Neigung zur Jagd kannte, und bot ihm eine zahlreiche und vortreffliche Kuppel an. Aber der König schlug das Geschenk aus, und sagte: „Lieber Vetter, ich jage nur, wenn es mir meine Geschäfte erlauben. Jetzt hab' ich ernstlich zu thun, und denke, Europa zu überzeugen, daß der Nutzen meiner Bundesgenossen mir werth ist. Wenn ich dem Herzoge von Mantua ausgeholfen habe, will ich meine Lustbarkeit wieder vornehmen, bis ein andrer meiner Verbündeten mich wieder nöthig hat."

Die großen Generale Turenne und Wrangel kamen einst auf der Jagd in große Gefahr, in die Gefangenschaft eines Feindes zu gerathen, der auf sie Jagd

machte. Sie überließen sich unbesorgt diesem Vergnügen, indem eben die Osnabrück- und Münsterschen Traktaten geschlossen wurden. Plötzlich sahen sie zu ihrem Erstaunen die, an den Eingang des Waldes gestellten Dragoner die Flucht ergreifen, und hörten sie rufen, daß Alles verloren sey. Johann von Werth war bei München über die Iser gegangen, und näherte sich, weil er die Gegend kannte, dem Walde auf der einzigen sicher zugänglichen Seite. Die beiden Generale verloren bei dieser Gefahr die Besinnung nicht. Sie näherten sich einem Morast, welcher sie schützen konnte, wenn sie hinüber setzten. Dazu mußten sie aber eine seichte Stelle suchen, und es war zu befürchten, der hitzige Johann von Werth, der sie verfolgte, konnte sie während des Suchens mit seiner fliegenden Mannschaft überfallen. Ein Hirsch rettete sie aus dieser dringenden Verlegenheit. Dieser ging mitten durch den Morast einer Fährte nach, sie folgten ihm ohne Bedenken, und entrannen glücklich der Gefahr.

Der Philosoph Saunderson, Professor der Mathematik in Cambridge, war seines Gesichts beraubt, und jagte dem ungeachtet noch in einem sehr hohen Alter. Sein Pferd war gewöhnt dem Pferde seines Dieners zu folgen, und er freute sich ungemein wenn er das Gelärm der Jäger und Hunde hörte. Der König von England, Wilhelm der Erste, war ein so leidenschaftlicher Jagdliebhaber, daß er in Hampshire eine Strecke Landes von dreißig Meilen entvölkerte; indem er die Dörfer und

Häuser niederreißen und die Felder verwüsten ließ, um einen Wald anzulegen. Er ließ Rothwild darauf setzen, und nannte das ganze Stück den neuen Wald.

Noch mögen ein Paar Beispiele eines seltsamen Fangs hier erwähnt werden, der auf Jagden gemacht wurde. Als Karl der Sechste in dem Walde von Senlis jagte, fing er einen großen Hirsch, der ein Halsband von vergoldetem Leder hatte, mit der lateinischen Umschrift: Hoc me Caesar donavit. Dieß gab dem Könige Veranlassung, zwei fliegende Hirsche in das französische Wappen zu setzen. Bald nachher fand sich auch eine Hirschkuh, mit den Worten auf dem Halsbande: Noli me tangere, quia Caesaris sum. — Als der Marschall Baumanoir in einem Walde in Maine jagte, brachten seine Leute einen Menschen zu ihm, den sie in einem Busche schlafend gefunden hatten. Oben an der Stirn hatte er zwei Hörner, wie sie die Widder haben. Er war ganz kahl, hatte aber am Kinn einen rothen und flockigten Bart, wie die Satyre abgebildet werden. Man beraubte ihn der Freiheit, und führte ihn zur Schau auf Märkten umher. Der Verdruß darüber zehrte ihn so ab, daß er nach drei Monaten starb, wo man ihm folgende Grabschrift setzte:

Ein Wundermann mit Hörnern stäubt
In dieser kleinen Grabeshöhle;
Trug Hörner und war unbeweibt,
Thut ein Gebet für seine Seele.

Einige Soldaten, die in den polnischen Wäldern jagten, trafen einmal auf einen Trupp Bären, worunter

zwei Kinder waren. Die Bären ergriffen auf den Anfall der Soldaten die Flucht, und eines der Kinder entwischte mit ihnen; das andere, etwa neun Jahre alt, wurde gefangen und nach Warschau gebracht, wo man es im März 1661 dem König Kasimir vorstellte. Es gieng auf Vieren, wie ein Bär, und nährte sich eben so wie sie. Man ließ es taufen, und lehrte es mit großer Mühe aufrecht gehen. Alle Versuche, ihm die polnische Sprache beizubringen, schlugen fehl. Der König verschenkte das Kind, und nun wurde es zum Holztragen und dergleichen Arbeiten gebraucht, aber sein wildes Wesen verlor es nie. Zuweilen entlief es in den Wald, und die Bären, die es noch kannten, thaten ihm nichts zu Leide.

Viel zu sagen wäre endlich von dem Aufwande, den fürstliche Jagden veranlaßten. Es genüge hier an einem Beispiele aus der Vorzeit. David Lindsay erzählt in seiner Geschichte Jakobs des Fünften von einer Jagd, die der Graf von Athol in der Gegend von Blair in Schottland, zur Belustigung des genannten Königes anstellte, folgendes:

„Als der Graf von Athol vernahm, daß der König käme, schaffte er in größtem Ueberflusse alles an, was für einen solchen Fürsten sich geziemet, damit selbiger eben so gut und standesmäßig bei ihm bedient werden möchte, als er es gewohnt war in seinem Pallaste zu Edinburg. Es ließ demnach dieser erlauchte Graf einen aus den Maaßen köstlichen Pallast bauen für den König, für des Königs Mutter, und für den Abgesandten, in

welchem sie mochten eben so ehrlich gehauset und bewirthet werden, als in Betracht der Zeit und Umstände, des Jagens und der Ergötzlichkeiten in England, Frankreich, Italien oder Spanien nur hätte geschehen können. Es ward aber sothaner Pallast mitten in einer grünen Wiese aus grünem Holze erbauet, und mit grünen Birken, die oben und unten grün waren, tapezirt. Und war derselbe in vier Quartiere vertheilt, in derem jedem ein großes Rundel erbauet, und höher aufgethürmt war, als drei über einander gethürmte Häuser. Die Fußboden waren mit grünem und geblümtem Scharlach belegt, so daß Niemand sehen konnte, worauf er träte, sondern es war, wie in einem Garten. Weiter waren an jeder Seite des Thorweges zwei Rundele und ein großes Fallgatter von Bäumen, nebst einer Zugbrücke, auch ein großes Wasserbecken sechzehn Fuß tief, und dreißig Fuß breit. Inwendig aber war sothaner Pallast mit schönen Tapeziereien und seidenem Gewande behangen, und war dermaßen köstlich verziert, und mit allem Zubehör so köstlich versehen, als wäre der Fürst daheim gewesen in seinem eigenen Hause. Und weiter schaffte dieser Graf großen Mundvorrath herbei für den König, seine Mutter und den Gesandten, daß alle Arten von Speisen und Getränk und Leckereien vorhanden waren, die nur irgend in den damaligen Zeiten in ganz Schottland aufgetrieben werden konnten, es sey in Städten oder auf dem Lande. Da waren alle Arten des Getränks, als Ale, Bier, Wein, so weißer als rother, Malvasier, Muskateller, Hypocras,

Aqua Vitä. Ferner alle Arten von Speisen, Weizenbrod, Hausbackenbrod, Pfefferbrod; alle Arten von Fleisch; Rind- Hammel- Lamm- Kalbfleisch, Wild, Gänse, Fröschlinge, Kapaunen, Kaninchen, Kraniche, Schwane, Rebhühner, Taucher, Enten, Entriche, Auer- und Birkhühner, Haselhühner und Brachvögel; und die Teiche um den Pallast waren voll der köstlichsten Fische, als Lachse, Forellen, Barsche, Hechte, Ale, und was sonst von schönen Fischen ist, die im frischen Wasser leben. Und alles war fertig für die Tafel. Denn da waren gewandte Schaffner, kluge Bäcker, treffliche Köche und Kellner, nebst Konfituren und Spezereien zum Nachtisch; und die Hallen und Gemächer waren versehen mit kostbarem Bettzeug, Geräth und Gefäßen, also und dergestalt, daß der König es um nichts besser und kaum so gut zu haben gewohnt war in seinem eigenen Hause. Und der König blieb drei Tage und drei Nächte in solcher Wildniß auf der Jagd, sammt seiner Gesellschaft. Und bin versichert worden, es habe den Grafen jeder Tag an Ausgaben gekostet an die tausend Pfund."

So lautet des ehrlichen Lindsay treuherziger Bericht. Das größte Kompliment aber, was der Graf Sr. Majestät zu machen wußte, war dieß, daß er in dem Augenblick seines Abzuges das Gebäude sammt allem darin befindlichen Hausrath in Brand steckte; so daß der König, als er von einem Hügel hinter sich schaute, alles in Rauch und Flammen aufgehen sah.

V.

Englische Pferde-Wettrennen.

Zu den Lustbarkeiten, an denen die Engländer ein ganz besonderes Wohlgefallen finden, gehören die Wettrennen ihrer Pferde. Personen aus den höchsten wie aus den niedrigsten Ständen interessiren sich für diese Ergötzung, die für den Ausländer wenig Anziehendes hat. Die Hauptsache dabei besteht darin, daß vier, sechs oder auch mehr Pferde zusammen dreimal einen gewissen bestimmten Bezirk durcheilen. Der größte Theil der Zuschauer erscheint zu Pferde, und diese begleiten machmal zu tausenden, die eigentlichen Wettrenner mit einem so großen Geschrei, als wenn die türkische Kavallerie angegriffen werden sollte.

Die Bereiter der Rennpferde sind leicht und zierlich angekleidet. Sie werden vor dem Wettlaufe gewogen, sowohl als ihre Sättel, damit die leichtern durch Blei in ihren Taschen dem natürlichen Gewicht ihrer Kammeraden sich gleich machen können. Die Schnelligkeit dieser Wettläufer ist ganz außerordentlich, daher ihre Reiter alle Mühe anwenden müßen, die Luft durch Bewegungen des rechten Arms zu theilen, um nicht den Athem zu verlieren. Die berühmtesten Wettläufer haben alle Namen, und werden nicht nur abgemalt, sondern auch zum Theil in Kupfer gestochen, nebst einer Anzeige ihrer errungenen

Siege. Mit diesen Bildern sind die Wirthshäuser auf dem Lande, und die Wohnungen der Pächter reichlich geziert.

Der berühmteste Ort in ganz England zum Pferde-Wettrennen ist das Dorf Newmarket, sieben englische Meilen nordöstlich von Cambridge entlegen. Zu den Zeiten, wo Wettrennen statt finden, begeben sich die vornehmsten Herren dahin; selbst der König hat ein Haus daselbst, das Karl der Zweite erbauen ließ. Mit dem frühesten Morgen ist an den Tagen des Wettrennens die Ebene voller Zuschauer und Wetter. Hier mischen sich alle Stände mit einander; von Geburtsvorzügen weiß man nichts, und man darf nur Bürger seyn, um mit wetten zu können. Der Edelmann schämt sich nicht, wenn ihm ein Bürger den Sieg streitig macht. Ein Reisender sah vor mehreren Jahren einen vornehmen Mann mit einem Schuhmacher wetten, und die Wette verlieren. Der große Haufe umringte den Schuhmacher, bekränzte ihn mit Lorbeern, und führte ihn im Triumph allenthalben herum. Er war ein aufgeweckter Mann, der sechs Monate im Jahre Schuhe machte, und die sechs übrigen auf seinem Pferde im Lande herum ritt, sich bei allen Wettrennen einfand, mitwettete, und bald fünfzig Guineen, bald ein Pferd, bald einen Sattel gewann; er ließ sich in hohe und niedrige Wetten ein, und schlug keinen Preis aus.

Der Ort, wo das Pferderennen in Newmarket statt findet, ist eben und trocken, und von Pfählen umgeben,

damit die Zuschauer nicht hinein dringen können. Die Rennbahn beträgt gewöhnlich vier englische Meilen; man fängt an einer bestimmten Stelle an, und kehrt dreimal dahin zurück. Wer am ersten das Ziel erreichte, der trägt den Preis davon. Von der Schnelligkeit der Pferde kann man sich kaum eine Vorstellung machen; man könnte sagen, sie flögen; sie scheinen die Erde nicht zu berühren, und brauchen gewöhnlich nicht über sieben bis acht Minuten, um die Laufbahn zurück zu legen. Ein Pferd des Herzogs von Cumberland, das ihn sechzehen tausend Gulden gekostet hatte, brauchte nicht mehr als vier Minuten und zwei und dreißig Sekunden.

Das ganze englische Volk nimmt einen großen Antheil an den Siegen der Pferde, welche bei den Wettrennen um den Preis streiten; man sollte glauben, der Ruhm, den die Pferde erlangen, werde ihm selbst zu Theil. Der Sieg eines Parlamentsmitgliedes wird nicht glänzender gefeiert, als jener der Pferde, welche ihn zu Newmarket davon tragen. Wäre es möglich, so würde man das siegreiche Pferd im Triumpfe herum tragen, allein da dieß nicht angeht, so verschwendet man alle Lobeserhebungen an seinen Reitknecht. Ein Pferd, das den Sieg einmal zu Newmarket davongetragen hat, wird sogleich für ganz England ein berühmtes Pferd; seinen Namen lieset man in allen Zeitungen, und bald ist es so bekannt, als der berühmteste Mann des Landes. Man sticht sein Bildniß in Kupfer; alle Landedelleute zieren ihre Zimmer damit aus, der Kupferstichhändler setzt mit leichter Mühe

mehr davon ab, als von einem Bildnisse Shakespeare's, Swifts und anderer berühmter Männer.

VI.

Ausgaben und Schulden.

Aus dem Taschenbuche einer Pariser Dame.

Schuldig dem Bäcker laut zwei eingegebenen Rechnungen 60 Franken.

Bezahlt für eine Loge im Theater 30 Louisd'or.

Schuldig dem Fleischer für sechsmonatliche Fleisch-Lieferungen 280 Franken, worauf er auf Abschlag erhalten hat 12 Franken.

Bezahlt für einen Calecutschen Hahn mit Trüffeln 2 Louisd'or.

Schuldig dem Krämer für Zucker, Kaffee, Wachslichter ꝛc. 123 Franken.

Bezahlt an Berthelemos für Confituren, Pastillen ꝛc. 7 Louisd'or.

Schuldig dem Wasserträger 36 Franken.

Bezahlt für Liqueurs aus den westindischen Inseln 300 Franken.

Schuldig dem Apotheker für Arzneien, geliefert während meinem letzten Schnupfen 57 Franken und 10 Centimen.

Bezahlt dem Parfumeur für wohlriechende Oele und Wasser, für Rothes zu Auflegen und für Jungfernmilch 10½ Louisd'or.

Schuldig meiner Köchin für zwei Jahre Lohn.

Bezahlt meinem Tanzmeister für drei Monat Lektionen 9 Louisd'or.

Schuldig meiner Modehändlerin für Handschuhe, Spitzen und Chiffon 400 Franken.

Bezahlt an Leroi für drei Hüthe 12 Louisd'or.

Schuldig meiner Schneiderin für fünf Kleider 525 Franken.

Bezahlt dem Juwelier für meinen Solitair 40 Louisd'or.

Schuldig meinem Tapezierer für Bettzeug und andern Mobilien 25 Louisd'or.

Bezahlt dem Lautmeister für eine Harfe 700 Franken.

Schuldig meinem Frotteur (der die Mobilien säubert und die Zimmer rein hält) für sechs Monate Lohn 72 Franken.

Bezahlt dem Maler für mein Porträt 6 Louisd'or.

Schuldig meinem Schuster 200 Franken.

Bezahlt für Erfrischungen und für die Verzierungen auf meinem letzten Ball 500 Franken.

Fünftes Fach.

Allerlei aus Kriegen, Schlachten und Belagerungen.

I.

Die Schlacht bei Marignano, im Jahr 1515.

Es ist wohl kein Land, um dessen Besitz so oft gekämpft wurde, das so viele Veränderungen und Revolutionen erlitt, und das in einer kurzen Zeit so viele Herren anerkennen mußte, als Italien. Dieses von der Natur so gesegnete Land war von jeher ein Gegenstand der Wünsche mächtiger Fürsten, und ein Zankapfel um den Ströme von Blut vergossen wurden. Griechen, Lombarden, Franken, Araber, Spanier, Franzosen und Deutsche färbten abwechselnd den Boden mit ihrem Blute.

Kaum hatte Franz der Erste im Jahr 1515 den französischen Thron bestiegen, so richtete er seine Blicke auf Italien, und besonders auf Mailand, dessen Besitz seinem Vorgänger auf eine unrühmliche Art entrissen worden war. Als er den Titel eines Königs von Frankreich annahm, vergaß er nicht, sich auch den eines Herzogs von Mailand beizulegen, und sein Charakter bürgte ge-

nugsam dafür, daß er bald den Titel, den er angenommen hatte geltend machen würde. Er stand in seinem ein und zwanzigsten Jahre, war von Jugend auf gewöhnt, die Heldenthaten seiner Landsleute in den italienischen Feldzügen rühmen zu hören, und dürstete nach Ruhm und nach Gelegenheit sich auszuzeichnen mehr, als selbst neue Könige pflegen. Schon seine Miene und Gestalt kündigte den Helden, den Eroberer an; seine lebhaften Augen, seine lange Nase und sein gekräuselter Bart gaben ihm ein edles, männliches Ansehen. Er besaß eine bewundernswürdige Fertigkeit in allen edeln Leibesübungen, war herzhaft und unerschrocken in Gefahren, entschlossen, unternehmend und thätig, leutselig, beredt, freigebig und von einem lebendigen Gefühle, für Ruhm und Ehre durchdrungen. Er würde einer der größten Könige geworden seyn, wenn er nicht eine zu hohe Meinung von sich selbst gehabt, wenn er mit dem Staatsgelde besser gewirthschaftet, wenn er den Schmeicheleien seiner Hofleute und den Reitzen des andern Geschlechts mehr widerstanden, und seine Begierde nach Eroberungen hätte bezwingen können. Seine starken Leidenschaften beherrschten ihn so, daß er seine großen Anlagen oft nur zur Befriedigung jener zu haben schien. Mehr als einmal wurden seinen Lüsten und den Neigungen seiner Günstlinge große Männer und das Wohl des Staats aufgeopfert.

Franz brannte vor Begierde, die Schweitzer zu züchtigen, welche die Franzosen aus Mailand verjagt hatten. Diese stolzen Fürstenbändiger regierten im Mailändischen

unter dem Namen des Herzogs Maximilian Sforza, in dessen Solde sie standen, der aber eigentlich ihr Sklave war. Stolz auf ihre errungenen Siege, nährten sie den kühnen Gedanken, in kurzer Zeit nicht nur allen Italienern, sondern sogar allen europäischen Mächten Gesetze vorzuschreiben. Unter dem Vorwande, daß der Herzog von Savoyen und der Markgraf von Saluzzo Bundesgenossen von Frankreich gewesen wären, breiteten sie sich in ganz Piemont aus, und regierten es als ein erobertes Land. Ihre Kühnheit ging um so weiter, weil sie glaubten, daß der noch junge König Franz, der hauptsächlich dem Vergnügen nachzuhängen schien, sich weniger um Italien zu bekümmern schien, als sein Vorgänger. Allein bald mußten sie erfahren, daß sie sich darin geirrt hatten.

Es war inzwischen ein großes und gewagtes Unternehmen, das Franz ausführen wollte. Mehrere Fürsten hatten sich vereinigt, nicht nur Mailand zu vertheidigen, sondern auch Frankreich von mehreren Seiten her anzugreifen. Der Kaiser, der König von Spanien und die Schweitzer hatten diesen Bund öffentlich geschlossen; der Pabst Leo der Zehente nahm heimlich an demselben Theil. Die Päße standen allerwärts den Feinden offen; den Franzosen waren sie gesperrt, oder konnten es werden. Allein Franz ließ sich das alles nicht irren; er beschloß seinen Feinden zuvorzukommen, gab sich aber das Ansehen, als ob er sich blos gegen den Ungestüm der Schweitzer vertheidigen wollte. Um Geld zu dem großen

Vorhaben aufzubringen, ließ er sich von seinem Kanzler Duprat bereden, eine neue Kammer von zwanzig Räthen bei dem Pariser Parlament, und ähnliche Kammern bei den andern Parlaments zu errichten, und die Stellen derselben zu verkaufen. Das Parlament protestirte nachdrücklich gegen diese schändliche Maaßregel, indem es vorstellte, daß die Käuflichkeit der Gerichtsstellen die Käuflichkeit der Justiz selbst zur Folge haben würde. Allein aller Widerspruch war vergebens; der schändliche Handel wurde eingeführt, und ward in der Folge allgemein.

Sobald der König mit seinen Kriegsanstalten fertig war, brach er im Julius 1515 nach Lyon auf, wo sich das Heer versammelt hatte. Der Connetable von Bourbon, der ausgezeichnetste Feldherr dieser Zeit, war der Führer des Vortrabs, Franz befehligte das Hauptkorps und der Herzog von Alençon den Nachtrab. Das ganze Heer, mehr als fünfzig tausend Mann stark, war das schönste und mächtigste, das bisher über die Alpen gegangen war. Unter allen Gegenständen, womit sich damals der menschliche Geist beschäftigte, hatte keiner durch Nachdenken größere Fortschritte gemacht, als die zerstörende Kriegskunst. Statt daß vorhin ungeregelte Banden von Söldnern, die nur ihrem Hauptmanne gehorchten, und auf mancherlei Art gewaffnet waren, in's Feld zogen, führte man jetzt ordentliche Werbungen, eine gleichförmige Waffenübung und Mannszucht ein, und versah sich mit jenem ungeheuren Vorrathe von grobem Geschütz, welches seitdem immer das wirksamste Werk-

zeug der Zerstörung geblieben ist. Das gegen Mailand bestimmte Heer bestand in viertausend schweren Reitern, die man mit ihrem gewöhnlichen Anhange wohl auf zwanzig tausend Mann zu Pferde rechnen kann. Dazu kamen über dreissig tausend Mann deutsches und französisches Fußvolk, und eine solche Menge Geschütz, als man vorher nie gesehen hatte. In der Gegend von Lyon stieß noch der tapfere General Navarro, früher in spanischen Diensten, zu diesem Heere mit zehen tausend Mann Basken oder Fußvolk aus Biscaja, welche er mehr durch seinen Heldenruf, als durch das Ansehen seines Ranges, und durch Hoffnung des Soldes unter seinen Fahnen gesammelt hatte. Aber auch die gegen Frankreich verbündeten Mächte boten alle ihre Kräfte auf, um Italien vor einem Ueberfalle zu sichern, und noch nie waren in diesem Lande so viele Kriegsschaaren in Bewegung gewesen.

Franz rückte mit seinem Heere in die Dauphiné ein, und vereinigte sich hier mit Robert von der Mark, dem Anführer der berühmten schwarzen Banden, die sich durch Tapferkeit im Felde, wie durch treue Anhänglichkeit an die einmal ergriffene Partei gleich rühmlich auszeichneten. Zwei Wege führten von der Dauphiné über die Alpen; der eine nördlich über den Mont-Cenis, der andere südlicher über den Mont-Genèvre; beide Pässe endigen sich bei Susa, im Piemontesischen, welche von den Schweitzern besetzt waren. Durch diese engen Thäler mit Gewalt dringen, das wäre fast eben so viel gewesen, als einem gewissen Verderben entgegen zu gehen, weil

sich in den tiefen und krummen Schluchten das Fußvolk weder entwickeln, noch die Reiterei gebraucht werden konnte. Eine Abtheilung Truppen war zu gleicher Zeit eingeschifft worden, um in Genua zu landen, und von dieser Seite auf Mailand loszugehen. Man hoffte, daß die Schweitzer, um nicht auf einmal von zwei Seiten angegriffen zu werden, die Pässe von Susa verlassen und so die Franzosen einen freien Durchzug haben würden. Allein diese Hoffnung war allerdings schwankend. Die Ungewißheit der Schifffahrt, und die Unzuverläßigkeit der Genueser ließen der gerechten Besorgniß Raum, daß dieses Korps vielleicht nicht schnell genug würde vorrücken können, um die beabsichtigte Diversion zu machen.

In dieser Verlegenheit fand sich ein piemontesischer Alpenjäger, der seit sechzig Jahren die dortigen Felsen und Thäler durchwandert hatte. Dieser erbot sich, für eine angemessene Belohnung die französische Armee einen Weg zu führen, auf welchem sie die Schweitzer umgehen können. Der Vorschlag ward dem Könige, welcher sich noch in Lyon befand, berichtet. Auf Befehl desselben durchwanderten mehrere einsichtsvolle Offiziers, unter der Leitung des Alpenjägers, die vorgeschlagenen Wege, fanden sie zwar äußerst beschwerlich und gefahrvoll, waren aber dennoch der Meinung, daß der Uebergang der Armee auf denselben möglich sey.

Es ward nunmehr ohne Verzug zur Ausführung geschritten. Vorher aber, um die Aufmerksamkeit der Schweitzer zu beschäftigen, mußten einige Truppenab-

theilungen den Mont-Cenis und den Mont-Genèvre ersteigen, damit sie der Feind bemerke und in dem Wahne erhalten werde, als beabsichtige man den Durchgang von dieser Seite. Das eigentliche Heer setzte sodann an einem seichten Orte über die Dürance und drang in die Gebirge von Guillestre, südlich von Mont-Genèvre, ein. Dreitausend Schanzgräber eröffneten den Zug mit Hacken, Schaufeln und andern Werkzeugen; hierauf folgten die Soldaten, das Geschütz und das Gepäck. Ueber alle Beschreibung gefährlich war der Pfad, den man sich mit Eisen und Feuer bahnen mußte. Hier wurden Abgründe mit Bäumen und Felsenstücken ausgefüllt, dort Brücken erbaut, um über tiefe Schluchten zu kommen; Soldaten, Offiziere, alles legte Hand an, um das schwere Geschütz fortzuschaffen, alles trug, zog, schob, handhabte Axt und Schaufel, um das Werk zu befördern. Mancher verunglückte auf dem engen und schlüpfrigen Pfade, denn ein einziger Fehltritt riß ohne Rettung in die bodenlosen Abgründe. Das Geschrei der Menschen, das Gebrüll der Lastthiere, das Rauschen der wilden Bergströme hallte schauerlich zwischen den Felsenwänden, und in den Wäldern wieder, und erinnerte an Hannibal und seine Schaaren.

Endlich schien das Ziel aller Mühseligkeiten erreicht zu seyn, als ein steiler, hoch in die Wolken strebender Felsen den Weg sperrte, dessen Härte allen Angriffen menschlicher Hände trotzte. Ein Zufall der zur Verzweiflung treiben konnte. Alle bisherige Mühe und An-

strengung schien vergebens zu seyn, da kein anderer Ausweg zu finden war. Doch zuletzt entdeckte man in der Mitte des Felsens eine Stelle, welche dem Eisen wich; man arbeitete rasch darauf fort, der Felsen wird durchbohrt, das Heer zieht hindurch, und binnen acht Tage ist der Uebergang vollendet; die Franzosen steigen ungehindert in die Thäler von Saluzzo hinab.

Die Geschwindigkeit, mit der die Armee diesen neuen Weg zurückgelegt hatte, setzte sowohl die Schweitzer und Spanier, als den Pabst, und die übrigen italienischen Bundesgenossen, in Verwunderung und Schrecken. Dem Könige von Frankreich ward seine Unternehmung durch die Nachläßigkeit eines der größten Generale, welche Italien damals hatte, ungemein erleichtert. Der mailändische General Prosper Colonna, der ganz von den Schweitzern abhing, hatte eine Schaar päbstlicher Reiterei herbei geführt, um sich mit den Schweitzern zu vereinigen, damit er an der Vernichtung der in den Alpenpässen eingeschlossenen Franzosen Theil nehme, von welchen er behauptete, daß er sie, wie junge Tauben, im Käfig habe. Er hatte in dem Städchen Villafranca, am Po gelegen, Quartier genommen. Die Franzosen, hievon benachrichtiget, beschlossen einen Ueberfall auf dieses kleine Korps zu machen. Mehrere angesehene Reiteranführer, welche diese Unternehmung leiteten, stiegen mit ihren Gensd'armen zu Pferde, setzten an einem gangbaren Orte über den Po und kamen in den Mittagsstunden vor den Thoren von Villafranca an. Die päbstlichen Trup-

pen, sich ganz sicher wähnend, hatten alle Vorsicht bei Seite gesetzt. Die Thore des Städchens standen offen, alle Posten waren unbesetzt. Nur bei'm Anblick der feindlichen Reiter versuchte man, die Thore eiligst zuzuwerfen. Aber zwei Reiter, Hallencourt aus der Picardie und Beauvais ans der Normandie, beide von edlem Geschlechte, spornten ihre Rosse an, sprengten vorwärts, und dem tapfern Beauvais gelang' es, seine Lanze zwischen den Thorflügel zu schieben, ehe er verschlossen ward; Hallencourt stürzte in den Stadtgraben, von einem heftigen Stoße, den er bei'm Anlauf gegen das Thor erhalten hatte. Die Uebrigen eilten inzwischen herbei, überwältigten das Thor, und drangen unaufhaltsam in die Stadt ein. Der heldenmüthige Colonna saß eben bei Tafel, und glaubte Geister zu sehen, als plötzlich die Feinde daher stürmten. Er ward, ohne Schwerdtstreich, im Angesicht der dampfenden Schüsseln und blinkenden Gläser, zum Gefangenen gemacht.

Dieser Unglücksfall, durch welchen ein großer und erfahrner Feldherr, auf dessen Geist und Rechtschaffenheit die schönsten Hoffnungen der Verbündeten beruhten, für sie verloren ging, und die gleichzeitigen glücklichen Fortschritte der Franzosen verbreiteten einen panischen Schrecken über das ganze Land. Genua, welches, innerer Zwistigkeiten wegen, der Unabhängigkeit unfähig war, hatte sich dem Könige von Frankreich unterworfen, und den bisherigen Doge Fregoso zum Statthalter bekommen. Die Schweitzer verließen nun plötzlich ihre Stel-

lung bei Susa, um zu ihren heranziehenden Verstärkungskorps und zu ihren Bundesgenossen zu stoßen und Mailand zu decken.

Um diese Zeit war Franz mit seinem noch zurückgebliebenen Heere in Turin eingerückt, und von seinem nahen Verwandten, dem Herzoge Karl von Savoyen, auf das prächtigste empfangen worden. Weder der Kaiser, noch der Pabst, noch der König von Spanien thaten einen Schritt, die Franzosen zurückzutreiben, und der Herzog von Mailand war weder entschlossen noch fähig, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen. Die ganze Last der Vertheidigung lag also eigentlich auf den Schweitzern. Da sie sich nun von den Franzosen in die Enge getrieben, und von ihren Bundesgenossen verlassen sahen, so waren sie nicht ungeneigt, den Vorstellungen Gehör zu geben, welche ihnen der Herzog von Savoyen machte, der es übernommen hatte, sie mit dem Könige von Frankreich auszusöhnen. Wahrscheinlich wäre ein Vergleich zu Stande gekommen, hätten nicht die nachdrücklichen Vorstellungen und Ermahnungen des Kardinals von Sion alles wieder vereitelt. Dieser, ein Todfeind der französischen Partei, der bei seinen Landsleuten in großem Ansehen stand, wendete alles an, um die Schweitzer zur Standhaftigkeit zu bewegen. Da er überdieß eine ansehnliche Geldsumme herzuschaffen wußte, und eine Verstärkung von fünfhundert Reitern zusammenbrachte, so verwarfen die Schweitzer alle Vorschläge des Königs, und waren entschlossen; ihn bei erster Gelegenheit zu einer

entscheidenden Schlacht zu zwingen. In diesem Entschlusse wurden sie noch mehr bestärkt, da sie bald nachher aus ihrem Vaterlande neue Rekruten erhielten. Zwar zeigten einige ihrer Anführer auch jetzt noch sich geneigt zu einer Aussöhnung mit Frankreich, allein die feurige Beredsamkeit des Kardinals bewirkte, daß bei weitem der größere Theil des Heeres seinen Nachmuth zu zeigen wünschte.

Unterdessen nahm Franz Novara in Besitz, und eilte von da nach Pavia, welches sich ihm sogleich unterwarf. Dann setzte er über den Tessino, indeß der Vortrab gegen Mailand anrückte, in der Erwartung, daß sich die Einwohner laut für Frankreich erklären würden. Allein die Mißhandlungen, denen die Bewohner dieser Stadt bei dem vorigen Einzuge der Franzosen blosgestellt gewesen waren, hatten sie einsehen gelehrt, wie gefährlich es sey, zu früh Partei zu ergreifen. Sie beschlossen daher, wo möglich so lange neutral zu bleiben, bis sie sähen, auf welche Seite der Sieg sich neigte. Um jedoch des Königs Zorn zu besänftigen, schickten sie ihm nach Bufalora, wo er schon stand, eine Gesandtschaft entgegen, mit der Bitte: er möchte doch das Zögern der Einwohner, sich auf die an sie ergangene Auffoderung ihm zu unterwerfen, nicht auf Rechnung des Mangels der Ehrfurcht gegen ihn und seine Befehle schreiben. Da Ihnen aber schon bei einer früheren Gelegenheit ihre Ergebenheit gegen seinen Verweser, so theuer zu stehen gekommen sey, so hoffen sie, er werde sie jetzt nicht noch

einmal der Rache der Feinde Frankreichs blos stellen wollen.

Franz war nicht taub gegen die Bitten und Vorstellungen der Mailänder. Ihre bedenkliche Lage rechtfertigte sie in seinen Augen, und Staatsklugheit sowohl als Großmuth bestimmten ihn, mit der Entschuldigung zufrieden zu seyn. Er zog von Bufalora nach Biagrassa, indeß die Schweitzer sich in großer Anzahl bei Galera sammelten.

Der Herzog von Savoyen machte jetzt einen neuen Versuch, zwischen dem Könige und den Schweitzern einen Vergleich zu vermitteln. Nach einigen Debatten wurde der Grund zu einem Vertrage gelegt, über dessen nähere Bestimmungen man zu Galera sich vereinigte. Hier wurde festgesetzt, daß zwischen dem Könige und der Eidgenossenschaft, so lange der König lebte, und noch zehen Jahre nach seinem Tode, ein beständiger Friede seyn sollte; das die Schweitzer das von ihnen eroberte mailändische Gebiet herausgeben, und auf die jährlichen vierzig tausend Dukaten, welche ihnen Mailand zahlte, Verzicht thun sollten, daß der Herzog von Mailand unter dem Titel eines Herzogs von Nemours in Frankreich versorgt werden, mit einer Prinzessin aus dem königlichen Hause sich vermählen, und einen Jahrgehalt von zwölf tausend Franken, wie auch eine Ehrenwache von fünfzig schweren Reitern, erhalten sollte. Dagegen sollten die Schweitzer sechsmal hundert tausend Kronen, die sie nach einem früheren Vertrage noch zu fordern hätten, und dreimal hun-

dert tausend Kronen für die Abtretung ihrer mailändischen Besitzungen erhalten, wogegen sie jedoch dem Könige viertausend streitbare Männer zu stellen versprachen. In diesen Frieden waren der Pabst, wenn er Parma und Piacenza abtreten würde, der Kaiser, der Herzog von Savoyen und der Markgraf von Montferrat mit einbegriffen; der König von Spanien aber, Venedig und alle übrigen Staaten Italiens waren nicht genannt.

Schon gingen, zur Vollziehung der verglichenen Artikel, mehrere Geldwagen nach Galera ab, und mehrere französische Herren gaben ihr Silbergeräthe her, um die Summe voll zu machen — als plötzlich der Vortrag vernichtet wurde. Der Kardinal von Sion kam gerade von andern Beschäftigungen zu dem schweitzerischen Heere zurück, als der Vertrag vollzogen werden sollte. Er brachte etwas Geld vom Pabste mit, dem so viel daran gelegen war, daß Franz noch nicht freiere Hände bekäme. Bei den Schweitzern aus den demokratischen Kantons, wo Eindrücke des Augenblicks und Leidenschaften immer rascher wirkten, als in den städtischen, und bei den Zürchern, wo er sich oft aufhielt, war sein Ansehen grenzenlos. Als er daher sah, daß viele Schweitzer schon abzogen, oder sich zur Rückkehr rüsteten, so wendete er sich an die größtentheils erst ankommenden Kriegsleute aus Schwyz, Uri und Glarus, und feuerte sie mit fanatischer Beredsamkeit zum Kriege an. „Die Franzosen, rief er, die selbst nie Treu und Glauben halten, verdienen nicht, daß man ihnen Wort halte. Darum bemächtigt euch des klug be-

dungenen Geldes, und jagt sie selbst zum Lande hinaus." Diese Vorstellungen wirkten; die Schweitzer verwarfen einen Vertrag, den ihnen der Kardinal als gegen Ehre, Gewissen, Treu und Glauben laufend, vorstellte. Die Züricher und Zuger traten, so sehr auch der Bürgermeister von Zürich dagegen arbeitete, vom Vergleiche zurück; ganze Haufen hingegen verließen das Heer und begaben sich nach Como, um von da in ihr Vaterland zurück zu kehren. Aber auch diese Trennung war nicht im Stande, den Muth der Zurückbleibenden zu dämpfen. Ein Heer von dreissig tausend sieggewohnten Männern, denen sich die Aussicht auf unermeßliche Beute darbot, war immer noch ein sehr mächtiges Hinderniß für die Fortschritte des Königs von Frankreich. Einmüthig faßten die Schweitzer den Entschluß, den Krieg fortzusetzen, und den Anfang der Feindseligkeiten mit Aufhebung der Wagen zu machen, auf welchen die bedungenen Geldsummen herbei gebracht werden sollten. Da dieser Anschlag mißlang, so wurde beschlossen, im freien Felde und in einer Schlacht den Streit auszufechten, der über das Schicksal Mailands, und vielleicht über die Freiheit von ganz Italien entschied.

In einer feurigen Rede sprach der Kardinal von Sion seinen Landsleuten abermals Muth ein, und begeisterte sie zu dem Entschlusse, die Franzosen auf der Stell anzugreifen, die in einem wohlverschanzten Lager bei dem Städtchen Marignano oder Melignano am Lambroflusse im mailändischen Gebiet standen. Ein allgemeiner Aufbruch erfolgte, und nach einem unerwarteten Eilmarsche

stand plötzlich das ganze Schweitzerheer vor dem verschanzten französischen Lager bei Marignano. Es war der dreizehnte September des Jahres 1515.

Der Connetable von Bourbon benachrichtigte den König zuerst von der Ankunft der Schweitzer. Sogleich ward das französische Heer in Schlachtordnung gestellt. Das Geschütz wurde der Vertheidigung der Lanzenknechte (deutscher Miethstruppen) anvertraut, und die Reiterei nahm die beiden Flügel ein. Es war Nachmittags um drei Uhr, als die Schweitzer anrückten. In fürchterlicher Stille, ohne Trommelschlag und ohne Trompetenstoß näherten sie sich den Feinden, und machten mit einem entsetzlichen Geschrei einen wüthenden Angriff auf das Geschütz, das zu erobern ihr Hauptaugenmerk war. Die Lanzenknechte, welchen die früheren Unterhandlungen zwischen Franz und den Schweitzern zu Ohren gekommen waren, hielten sich für verrathen und preis gegeben, und wichen um hundert Schritte zurück. Bourbon bemerkte diese Bewegung, und errieth die Ursache davon. Sogleich läßt er die schwarzen Schaaren vorrücken, ein Korps von sechstausend alten, versuchten deutschen Kriegsmännern, die ihren Namen von ihren schwarzen Fahnen hatten. Franz selbst stellt sich an die Spitze dieser Tapfern, um das Geschütz zu retten, dessen sich der Feind schon bemächtigte; zugleich stürzen sich die beiden Flügel auf die Schweitzer. Dieses ermuthigt die deutschen Miethtruppen wieder, sie kehren auf ihren Posten zurück und fechten mit der größten Anstrengung. Die Wuth

des Kampfes entbrennt; die Schweitzer sehen sich von allen Seiten bedrängt und streiten mit Erbitterung für Ehre und Leben. Die Krieger mengen sich, unentschieden wogt die Schlacht, der Feind wird hier zurückgedrängt und dort gewinnt er Boden. Der Connetable, mit den andern Anführern stellt sich an die Spitze der tapfern Gensd'armerie-Kompagnien, und sucht die Reihen der Schweitzer ganz zu durchbrechen. Vergebens! Wohl zwanzigmal erneuern sie den Angriff, und zwanzigmal werden sie zurückgeworfen, ja sie wären gänzlich überwältigt worden, hätte nicht der König die Schweitzer von der Seite gefaßt und so den Seinigen Luft gemacht. Die Nacht brach ein, aber sie machte dem mörderischen Kampfe kein Ende. Die Schweitzer trugen, so wie die Franzosen, weiße Schärpen und ein weißes Kreutz auf der Schulter; das Einzige, wodurch sie sich unterschieden, war das Zeichen eines Schlüssels, welches sie, dem Pabste zu Ehren, auf der Brust trugen, und wodurch sie in der Dunkelheit allein erkannt werden konnten. Der König Franz gerieth selbst auf eine starke Abtheilung Schweitzer, die er für Lanzenknechte hielt. Auf den Anruf: „Frankreich!" sah er sich mit den Seinigen von allen Seiten durch Lanzenstiche angegriffen. Die Franzosen leisteten eine verzweifelte Gegenwehr; fünf bis sechs tausend Lanzenknechte sammelten sich allmählich um den König. Der Connetable, von der Gefahr seines Herrn benachrichtiget, führte das französische Fußvolk noch einmal zum Gefecht, und stürzte sich sodann mit einem Theile der Gensd'armerie in's Gewühl;

zu gleicher Zeit schleuderte das schwere Geschütz seine Donner unter die Feinde.

Die Nacht breitete nunmehr ihre schwärzesten Schatten über die Mordscenen, und der blutige Kampf wüthete blindlings fort. Jeder schlug und stach um sich, ohne zu wissen, ob sein Streich den Freund oder den Feind treffe. Die dicke Finsterniß, welche noch durch undurchdringliche Staubwolken vermehrt wurde, gebot endlich der Schlacht Stillstand, welche beinahe bis Mitternacht gedauert hatte. Der Sieg war unentschieden; die Krieger lagerten sich, ohne Ordnung, da wo sie sich eben befanden. Keiner wagte es seinen Nebenmann anzureden, aus Furcht, als Feind erkannt zu werden. Der Kardinal von Sion ließ den Schweitzern Lebensmittel auf das Schlachtfeld nachführen. Der König Franz ruhte, fast ganz mit Schweitzern umgeben, in den Waffen ein wenig auf einer Kanone; ein Trunk unsaubern Wassers aus einem Helme war seine Erquickung. Eine einzige Fackel warf einen matten Schein auf die kriegerische Gruppe, und auch diese verlöschte man bald, um sich nicht zu verrathen.

Kaum graute der Morgen, so sammelten sich beide Heere wieder, rüsteten und ordneten sich, um die Blutarbeit von neuem anzufangen. Franz hatte die kurze Zwischenzeit nicht unbenutzt gelassen, um Kanonen und Leute in bessere Ordnung zu stellen, als am Tage zuvor möglich gewesen war. Den Vortrab führte ein erfahrner General, la Palisse, mit siebenhundert Reitern und zehen tausend Mann deutschen Fußvolks. Im Mittelpunkte

befand sich die königliche Standarte, und Franz selbst führte achthundert schwere Reiter, zehen tausend Deutsche, acht hundert Gascogner; über einen großen Zug schweren Geschützes hatte der Herzog von Bourbon den Befehl. Der Nachtrab bestand aus fünfhundert Reitern und fünf tausend Mann italienischen Fußvolks. Noch eine Abtheilung leichten Fußvolks war einem Herrn von Chieta und dem Bastard von Savoyen, dem Bruder des Königs übergeben, und sollte gebraucht werden, wenn und wo die Umstände es fodern würden.

Der erste Angriff der Schweitzer war eben so heftig als ungestüm, wurde aber von den Franzosen mit unerschütterlicher Festigkeit ausgehalten. Ein kleiner Haufe, der ihren rechten Flügel überfallen sollte, wurde unterwegs von dem Herzoge von Alençon aufgefangen, und von dem biscajischen Fußvolk unter Peter Navarro verfolgt, der alles niederhauen ließ. Jetzt wendete sich das Glück der Waffen; die Franzosen, die sich bisher nur vertheidiget hatten, wurden nunmehr der angreifende Theil. Franz, an der Spitze seiner Gens-d'armen, brachte zuerst die feindliche Linie etwas zum Weichen; allein bei der großen Menge und bei der musterhaften Kriegszucht der Schweitzer, würde er doch zuletzt wieder zurückgeschlagen worden seyn, wenn nicht Aviano im entscheidenden Augenblicke mit einer kleinen, aber ausgewählten Schaar von Kerntruppen auf den Feind losgestürzt wäre, und durch das Feldgeschrei, Marco, welches das Kennzeichen der Venetianer war,

den Franzosen Muth gemacht, und die Feinde durch die Vermuthung, daß neue Verstärkungen der Venetianer angelangt seyn müßten, in Schrecken und Verwirrung gebracht hätte. Die französische Artillerie wurde überdieß so gut bedient, daß ganze Glieder der angreifenden Feinde niedergestreckt wurden. Auch der Versuch, dem Könige die Seite abzugewinnen und in den Rücken zu fallen, war vergebens. Nach einem Kampfe mehrerer Stunden mußten endlich die Schweitzer dem Feinde den Sieg überlassen; aber auch da waren sie standhaft und entschlossen genug, in Reihe und Gliedern, und mit solcher Ordnung das Schlachtfeld zu verlassen, daß Franz, dessen Truppen von Schlaflosigkeit und Anstrengung ganz erschöpft waren, es nicht wagte, sie anzugreifen. Mit den Verwundeten in der Mitte, und ihre wenigen Kanonen auf den Schultern, zogen sie eben so unerschrocken, nur um die Hälfte schwächer, als sie gekommen waren, nach Mailand zurück Der Stier von Uri (ein Mann, der im Krieg ein Horn von einem wilden Urochsen schön mit Silber beschlagen, blies) war in der Schlacht umgekommen.

Der Kardinal von Sion, dieser böse Rathgeber der Schweitzer entfloh, mit Blutschulden belastet, zum Kaiser, und blieb den Eidgenossen Sold und Genugthuung schuldig. Sein Grimm gegen Frankreich war nicht gekühlt. Um ein Werkzeug zu neuen Ränken zu besitzen, nahm er den jüngern Prinzen von Mailand mit. Die Schweitzer hingegen hatten die Lust verloren, einen neuen Kampf zu wagen. Geschwächt durch innere Uneinigkeit,

verlassen von ihren Bundesgenossen, und besiegt von den Franzosen, eilten sie nach Mailand. Hier foderten sie von dem Herzoge einen so ungeheuren Sold, daß sie wohl wußten, er könne ihn unmöglich bezahlen. Dadurch erhielten sie einen hinreichenden Vorwand, vom Kriegsschauplatze abzutreten.

Die Freude der Franzosen über diesen Sieg war groß und gerecht; er macht, wie alle Schriftsteller einstimmig behaupten, der Tapferkeit und Gewandtheit der französischen Waffen die größte Ehre. Zum erstenmal wurden in dieser Schlacht die bisher unüberwindlich geachteten Schweitzer besiegt. Der größte Verlust, den sie erlitten, war unersetzlich; es war nicht blos der Ruhm der Unüberwindlichkeit, sondern das Bewußtseyn, die Ueberzeugung, daß man unüberwindlich sey.

Alle Pflichten eines tapfern Anführers, der kühn jeder Gefahr trotzt, hatte König Franz in dieser zweitägigen Schlacht auf eine auszeichnende Art erfüllt. Sein Pferd war durch zwei Lanzenstiche verwundet worden, er selbst hatte verschiedene Quetschungen erhalten, indem seine Rüstung an mehrern Orten durch erhaltene Schläge eingebogen worden war. Sein himmelblauer Wappenrock, mit goldenen Lilien übersäet, und eine Rose von Karfunkel, die auf seinem Helme glänzte, hatten ihn den Angriffen der Feinde besonders ausgesetzt. Aber sein Beispiel von Muth und Entschlossenheit hatte seine Soldaten zu den kühnsten Heldenthaten entflammt, so daß der Marschall Trivulzio, der in siebenzehn heissen

Schlachten gefochten hatte, sagte, alle übrigen seyen Knabenspiele gewesen, in Vergleichung mit diesem Kampfe, der in der That eine Riesenschlacht genannt werden könne. Bayard der sogenannte Ritter ohne Furcht und Tadel, hatte an der Seite seines Königs gefochten, und so viele Beweise eines wirklich romanhaften Heldenmuths gegeben, daß Franz gleich nach beendigtem Gefecht darauf bestand, noch auf dem Schlachtfelde von ihm zum Ritter geschlagen zu werden. Diese Feierlichkeit wurde sogleich nach der Sitte und dem Geiste der Ritterzeiten vollzogen, und Bayard steckte, nachdem er zwei Sprünge gethan hatte, sein Schwerdt in die Scheide, mit dem Gelübde, es nie anders, als gegen die Türken, die Sarazenen oder die Mauren wieder zu ziehen.

Die Anzahl der Schweitzer, welche auf dem Platze blieben, wird von verschiedenen Schriftstellern sehr verschieden, zu acht, zehen, zwölf, vierzehn, ja fünfzehntausend Mann angegeben, indeß man die der gebliebenen Franzosen zwischen drei und sechstausend schätzt. Viele von berühmten Namen, wie der Bruder des Connetable von Bourbon, waren unter den Todten. Auf dem, noch von Blute triefenden, Schlachtfelde, ließ Franz drei feierliche Messen lesen, eine, um Gott für den verliehenen Sieg zu danken, eine Seelenmesse für die Erschlagenen, und eine dritte, um Wiederherstellung des Friedens. Auch ließ er dicht neben dem Schlachtfelde eine Kapelle erbauen, zum Beweise seiner Dankbarkeit gegen Gott, und zum ewigen Gedächtniß dieses Sieges.

Sobald man in Mailand den Ausgang der Schlacht erfuhr, schloß sich der Herzog Maximilian Sforza, begleitet von dem General Gonzaga und dem Kanzler Morone in seinem Schlosse ein, welches an sich sehr fest war, und worin er eine ansehnliche Besatzung von Schweitzern, Italienern und Spaniern unterhielt. Die Einwohner der Stadt, die außer Stand waren, sich zu vertheidigen, schickten Gesandte an den König, um sich ihm zu unterwerfen; allein Franz wollte nicht in Mailand einziehen, weil er es seiner Ehre für nachtheilig hielt, in einer Stadt zu wohnen, deren Citadelle noch in der Gewalt des Feindes war. Daher ging man unverzüglich daran, diese zu belagern, und Peter Navarro versprach, sie in weniger als einem Monat zur Uebergabe zu zwingen. Es glückte ihm auch, einen Theil der Festungswerke zu zerstören; doch würde er lange zu thun gefunden haben, hätten nicht die Belagerer die vorzüglichsten Räthe des Herzogs gewonnen, mit ihnen in Unterhandlungen zu treten. Der Herzog, durch verrätherisches Zureden oder feige Furcht bethört, willigte nicht allein in die Uebergabe der Festung von Mailand und Cremona, welche ebenfalls noch von den Verbündeten besetzt war, sondern entsagte auch für immer der Herrschaft über Mailand und die dazu gehörigen Staaten. Zum Ersatz dafür versprach ihm Franz die Kardinalswürde, und an geistlichen Pfründen so viel zu verschaffen, daß er ein jährliches Einkommen von sechs und dreissig tausend Livres hätte. Der Ex-Herzog wurde nach Frankreich geschickt, und starb hier als Privatmann im Junius 1530.

Der Pabst eilte jetzt auch, Frieden zu schließen. Er kam in Person zu dem jungen Sieger nach Bologna, und überhäufte ihn hier mit Ehrenbezeugungen. Dadurch fühlte sich das ehrgeitzige Gemüth des Königs so geschmeichelt, daß er dem Pabst die treuherzigsten Freundschaftsbezeugungen machte, und sogar mit ihm ein Bündniß schloß. Auch die Schweitzer wandten sich nun an ihn, und gelobten ihm Treue und Freundschaft gegen ein Geschenk von einer Million Goldkronen. Er hielt sich nun im Besitz von Mailand so gesichert, daß er im Januar 1516 mit dem größten Theile seines Heeres nach Frankreich zurück ging. Seinen Vetter, den Connetable von Bourbon, ließ er als Statthalter der neuen Erwerbung zurück.

II.

Bürgertreue.

Friedrich der Sanftmüthige, Kurfürst von Sachsen, der Vater der Prinzen Ernst und Albert, von welchen die sämmtlichen noch jetzt regierenden sächsischen Häuser abstammen, regierte anfangs gemeinschaftlich mit seinem Bruder Wilhelm. Böse Rathgeber störten aber das gute Vernehmen zwischen beiden, und nach wenig Jahren war ein Bruderkrieg seinem Ausbruche

nahe. Zwar kam im Jahr 1445 zu Halle ein Vergleich zu Stande, der das gute Vernehmen wieder herzustellen schien; allein diesen Vergleich, unter dem Namen des hallischen Machtspruchs bekannt, wurde nicht gehalten. Das Mißverständniß zwischen den beiden Brüdern nahm täglich zu, und brach 1447 zu einem öffentlichen Kriege aus. Beide zogen mit großen Heeren gegen einander, und einer verwüstete die Länder des andern auf die schrecklichste Art.

Friedrich hatte sich in diesem Kriege der Stadt Freyberg bemächtiget. Nachdem er an der Spitze eines ansehnlichen Heeres seinen Einzug in die Stadt gehalten hatte, gab er den Einwohnern derselben wiederholt den strengen Befehl, ihm sogleich zu huldigen, und eine gewisse Anzahl Leute für ihn in den Krieg zu stellen.

Die Stadt gerieth in die äußerste Bestürzung. Der Rath versammelte sich, um zu überlegen, was zu thun sey. Die Frage war: ob man dem Sieger gehorchen, oder dem bisherigen Regenten Wilhelm, dem man den Eid der Treue geschworen hatte, denselben auch jetzt noch zu halten verbunden wäre? Offenbar war das erste in der gegenwärtigen Lage der Stadt sicherer, allein das zweite wurde vorgezogen, und zwar des Gewissens wegen. Einmüthig beschloß der Rath, das Aeußerste zu wagen.

Schon hatte Friedrich seine Soldaten auf dem Marktplatze versammelt, und er selbst befand sich zu Pferd an ihrer Spitze, um sich den Huldigungseid schwören zu lassen. Da traten sämmtliche Mitglieder des Raths

der Stadt Freyberg in feierlichem Zuge vor den Kurfüsten, Paar und Paar mit entblößtem Haupte, und mit dem Sterbekleide an ihrem Arme. Vor ihnen her ging Nikolaus Werner von Wolfsdorf, Bürgermeister der Stadt, ein ehrwürdiger Greis mit silberweißen Haaren. Dieser erklärte freimüthig im Namen aller Anwesenden: sie hätten einmal ihrem bisherigen Regenten den Eid der Treue geschworen, und würden sich nie entschließen, diesen Eid zu brechen und g gen ihren rechtmäßigen Oberherrn die Waffen zu tragen. Zwar hätten sie das Vertrauen zu ihm, dem Kurfürsten, daß er von seinem strengen Befehle abstehen werde, aber wenn er darauf beharre, so wollten sie lieber sterben, als ihrem Schwure untreu werden. „Und ich, so schloß der ehrwürdige Greis seine Rede, indem er niederknieete und sein Haupt darbot, ich will der erste seyn, und mir meinen grauen Kopf abschlagen lassen, wenn es verlangt wird.“

Welches fühlende Herz hätte diesem rührenden Anblicke widerstehen können? Dem Kurfürsten rollten die Thränen aus den Augen, und tief bewegt sprach er mit freundlicher Miene zu dem Greise, indem er ihm auf die Achsel klopfte: „Nicht Kopf ab, nicht Kopf ab! Solcher ehrlicher Leute, wie du, die Eid und Pflicht so treu bewahren, bedürfen wir noch länger in der Welt!“

Der Krieg wurde inzwischen mit wachsender Erbitterung fortgesetzt. Noch im Jahr 1450 ließ Wilhelm, von Natur zum Zorn und zur Rache sehr geneigt, in der Stadt Gera allein mehr als fünftausend Unglückliche er-

worden, weil der damalige Herr von Gera, Heinrich, es mit dem Kurfürsten hielt, und dem Herzoge in's Land gefallen war. Der letztere schlug hartnäckig die Anträge zu einer Versöhnung aus, und fuhr fort, seinen Bruder auf alle Art zu beleidigen, und seinem Lande Schaden zuzufügen. Ein Zufall trug viel dazu bei, den Frieden unter den Brüdern herzustellen. Als nemlich Wilhelm eines Tages mit etlichen Leuten in einiger Entfernung um das Lager des Kurfürsten ritt, um dasselbe in Augenschein zu nehmen, trat ein Kanonier zu dem Kurfürsten, und erbot sich, seinen bösen Feind, den Herzog nieder zu schießen. Aber in Friedrich regte sich das Bruderherz: „Du magst schießen, antwortete er, wenn du willst, aber meinen Bruder sollst du mir nicht treffen." — Als diese Rede zu Wilhelms Ohren kam, konnte sein Herz, so hart es bisher gewesen war, den Eindrücken der Rührung nicht mehr widerstehen. Es kam bald darauf, unter Vermittlung des Kaisers, ein Vergleich zu Stande, und die bösen Rathgeber wurden aus dem Lande gejagt.

III.

Das tapfere Weib.

Es war im Jahr 1472, als der Herzog Karl der Kühne von Burgund die Stadt Beauvais mit einem großen Heere belagerte. Da die Gegenwehr ihn ermüdete,

so entschloß er sich zum Sturme. Schon bahnten die kampfgeübten Burgunder, die Sturmleitern in der Hand, über die Leichen ihrer Brüder einen blutigen Weg zu den letzten Verschanzungen. Alles in der Stadt gerieth in Verwirrung und floh. Da stürmt ein Weib, Namens Hachette, den Fliehenden entgegen. Der Zorn entflammt ihre Augen und verstärkt ihre Stimme. „Ihr flieht? ruft sie, habt ihr keinen König, keine Kinder mehr? Feige, flieht! ich allein will sie vertheidigen!" Auf der Heldin Ruf kehrt Muth in die Herzen zurück. Sie folgen dem Weibe, und werfen sich auf's Neue dem andringenden Feinde entgegen. Aber dreimal zurückgeworfen, fliehen sie in Verwirrung abermals in die Stadt zurück, und vergebens sucht Hachette sie aufs neue zu ermuthigen. Um sie tönt das Heulen und Wehklagen der erschreckten Weiber. Ganze Haufen eilen nach den Gotteshäusern. Die einen beten, die andern verstecken ihre Kinder unter den Altären, oder in den Gräbern. Hachette erscheint: „Ihr winselt, ruft sie, da ihr handeln könnt? Die Furcht überlaßt den Männern; ergreift die Waffen, die sie wegwarfen! Wenn sie Weiber sind, so laßt uns Männer seyn! Folgt mir!"

Wie durch einen heiligen Enthusiasmus ergriffen, raffen die Weiber sich auf, jede sucht eine Picke, und Hachette an der Spitze, dringen die neuen Amazonen mit Ungestüm dem Feind entgegen. Dieser staunt und wankt. Schon war die Mauer erstiegen. Eine burgundische Fahne, auf eine Höhe gebracht, flatterte im Winde und

diente den Burgundern zum Vereinigungs-Zeichen. Karl der Kühne deckte sie selbst mit seiner Lanze. Hachette erblickt die Fahne, fliegt dahin, weicht dem auf sie gerichteten Lanzenstoß aus, ergreift und entführt sie. Karl flieht — alle fliehen und Beauvais ist gerettet, durch ein Weib!

Zur Verewigung der That der Beauvaiserinnen verordnete König Ludwig der Eilfte eine jährliche Prozession, in welcher die Weiber den Zug anführen sollten. Hachette erhielt das eroberte Panier zum Geschenk. Die Fahne in der Hand führte sie, so lange sie lebte, den jährlichen Zug an, und als sie starb, ward das Siegeszeichen in die Dominikanerkirche über ihrem Grabe aufgehängt, um den spätesten Nachkommen das Andenken ihrer Heldenthat aufzubewahren.

IV.

Die schmerzliche Erinnerung.

Die Einwohner des Städtchens Lagny an der Marne, sechs Stunden von Paris, fochten unter Karl dem Siebenten so tapfer gegen die Engländer, daß ihnen dieser König hohes Lob ertheilte. Dem edelmüthigen Könige Heinrich dem Vierten waren sie dagegen

so abhold, daß sie sich im Jahr 1544 gegen ihn empörten. Der Marschall von Lorges erhielt den Befehl, die Empörer zum Gehorsam zu bringen, und nach einer kurzen Belagerung ward die Stadt mit Sturm eingenommen. Der Anführer machte jedoch, um den milden Gesinnungen seines Herrn zu entsprechen, von dem Rechte des Siegers keinen Gebrauch. Statt die Einwohner, wie es zu jener Zeit nach einem Sturme gewöhnlich war, niedermetzeln zu lassen, ordnete er noch an demselben Abend ein Fest an, wozu er alle Frauen der Stadt einlud. Unter dem Anschein eines so friedlichen Betragens war aber verrätherische Tücke und unmenschliche Grausamkeit verborgen.

Während des Festes, als Freude und Vergnügen allen Argwohn und alle Feindseligkeit zu verbannen schienen, ließ der Marschall die Thüren versperren und die Lichter auslöschen. Jetzt sahen sich die schönsten Frauen und Töchter von Lagny plötzlich der Gewalt zügelloser Soldaten Preis gegeben. Die Folge dieses schändlichen Verraths war eine neue Generation, von welcher, wie man sagt, alle Einwohner von Lagny abstammen, die eines so schmachvollen Ursprungs noch immer mit Abscheu gedenken, und jede Erinnerung daran als eine besondere Beleidigung ansehen. Fällt es z. B. jemanden ein, scherzend auf den Marschall von Lorges anzuspielen und zu fragen: Combien vaut l'orge? (was kostet die Gerste?) so bekommt es ihm übel: man bemächtigt sich seiner und wirft ihn ohne Barmherzigkeit in das mitten in der Stadt

befindliche Becken eines Springbrunnens. Saint-Foix war unter andern Zeuge von der Wuth, womit sich der Pöbel an einem jungen Pariser rächte, der diese Frage ohne alles Arg gethan hatte.

Im Jahr 1766 fiel, auf dieselbe Veranlassung, eine Begebenheit vor, die beweißt, wie weit der Pöbel in seiner grausamen Wuth gehen kann, wenn er sich selbst überlassen ist.

Eine junge Dame, die mit der Postkutsche nach Lagny kam, ward von einer Freundin veranlaßt, die erwähnte Frage zu thun. Es geschah, ohne etwas Arges dabei zu denken. Inzwischen rottet sich, auf die Nachricht davon, das aufgebrachte Volk zusammen, folgt dem Wagen bis zum Wirthshause, und verlangt die Dame unter lautem Geschrei. Da die Reisegefährten den Pöbel nicht zur Ruhe bringen können, so verschaffen sie der Verfolgten Gelegenheit, sich in eine Kirche zu retten. Hier wagt es die Menge nicht, sie anzugreifen, dagegen aber eilen mehrere zum Pfarrer, und verlangen die Auslieferung der Spötterin. Der Pfarrer macht Gegenvorstellungen, allein da er kein Gehör findet, so begiebt er sich zu der Geängsteten, und sucht sie zu bereden, sich der Genugthuung zu unterwerfen, die man von ihr fodere. Sie macht ihn auf ihre Kränklichkeit und auf ihre Unschuld aufmerksam uud bittet um seinen Schutz.

Aus Furcht, der Pöbel möchte zuletzt alle Schranken durchbrechen, ließ der Pfarrer die Kirche verschließen, führte die Unglückliche in sein Haus, und stellte nun dem aufge-

brachten Volke vor, wie die Dame gar nicht habe beleidigen wollen, und daß sie krank sey. Die Wüthenden aber, gegen alle Gründe taub, foderten nun vom Herrn des Orts Gerechtigkeit. Da dieser die Gährung für zu groß hielt, so befahl er den Polizeysoldaten, die Frau dem Pöbel auszuliefern. Sobald dieß geschehen war wurde sie, Trotz ihres Flehens und Weinens, in das kalte Wasser des Brunnens hineingetaucht. Unter heftigen Zuckungen zog man sie wieder heraus, und nach wenigen Minuten gab sie den Geist auf.

V.

Rettung aus drohender Lebensgefahr.

Ein Beitrag zur Geschichte der Zerstörung Magdeburgs.

Als Tillys und Pappenheims wilde Schaaren am zehenten May 1631 die Mauern Magdeburgs erstiegen, um Tod und Verderben über die unglücklichen Einwohner zu bringen, befand sich der Oberstadtsekretair Daniel Friese, mit andern Magistratsgliedern, gerade auf dem Rathhause. Auf die erste Nachricht von Erstürmung der Mauern eilte er, so wie andere, nach Hause. Hier zog er sich gleich mit seiner aus der Kirche

herbei eilenden Gattin so schlecht an als möglich, damit man ihn für einen gemeinen Bürger halten, und nicht zu viel Lösegeld von ihm fodern sollte. Unterdeß hörte man ein heftiges unaufhörliches Feuern, welches immer mehr zunahm, und sich immer mehr näherte, bis es nach einer starken Salve mit einmal völlig aufhörte. Nun geschah weiter keine Gegenwehr. Die flüchtigen Bürger eilten mit ihren Gewehren unter großem Wehklagen in ihre Häuser. Man machte überall die Hausthüren zu. Gleich darauf hörte man aber die Kaiserlichen überall rufen: „All gewonnen! all gewonnen!“ Sie pochten nun mit großem Ungestüm an alle Thüren. Zwei Musquetiere pochten auch heftig an die Friesische Hausthür, und schossen gleich darauf nach dem aus dem Fenster um Pardon bittenden Hausherrn. Sie drohten keine Seele im Hause leben zu lassen, wenn man sie nicht gleich hineinließe.

Da hier kein Säumen galt, so wurde die Thür ohne Verzug geöffnet. Die Soldaten verlangten ungestüm Geld, und man gab ihnen, was man gleich bei der Hand hatte, auch Kleidungsstücke und Geräthe. Vergebens aber bemühte sich F r i e s e, sie zu erbitten, daß sie ihn mit den Seinigen für ein Lösegeld doch aus der Stadt retten möchten; ihre Antwort war: sie müßten erst Beute machen.

Als sich die Soldaten entfernt hatten, schlug F r i e s e selbst mit einer Axt die Fenster, Thüren und Oefen in seinem Hause ein, streute das Bettstroh, alle Betten, Töpfe und dergleichen im Hause umher. Da es nun so

zerstört und verwüstet im Hause aussah, so hielten die plündernden Soldaten es schon für ausgeräumt, und gingen anfänglich gar nicht hinein. Allein vier Musquetiere wurden die Hausfrau gewahr, stürzten sogleich mit brennenden Lunten in die Stube herein, schlugen und stießen mit ihren Musqueten heftig auf Friesen los, und foderten Geld. Die sechs Kinder Friesens hiengen sich an die Soldaten, weinten und baten flehentlich, doch den Vater und die Mutter leben zu lassen, ohne daß sich die Soldaten deswegen an den Kindern irgend vergriffen. Ihre Wuth schien vielmehr durch den Anblick der Kinder gemildert zu werden. Man gab ihnen einiges Geschmeide und andere Pretiosa, damit, und mit dem besten Leinengeräthe machten sie sich davon.

Friese retirirte sich nun mit seiner Familie in einen alten wüsten Stall in einer finstern Kohlenkammer. Indem hörte man in des Nachbars Hause die Soldaten schrecklich fluchen, toben, auf die Leute schimpfen, schlagen und schreien: „schafft Geld, schafft Beute, schafft Licht! — Es kam auch ein Student in's Friesische Haus herüber gestiegen, und holte Licht, um ihnen im Keller Beute anzuweisen. Nicht lange nachher, da Friese sehen will, wie es im Hause steht, wird er von einigen Soldaten bemerkt. Diese laufen mit großem Geschrei auf ihn los. Auf dieß Geschrei kommen seine Frau und Kinder auch herbei. Sieben Soldaten, die eine fremde Sprache (vermuthlich Ungarisch) redeten, zeigten, da ihre Worte nicht verstanden wurden, durch die Geber-

den des Geldzählens mit den Händen, daß sie Geld verlangten. Da sie aber Friesens Versicherung, daß ihm schon alles genommen sey, auch nicht verstanden, so wurden sie wüthend. Zwei schossen nach ihm, daß die Kugeln in die Wand fuhren, ohne zu treffen. Ein Anderer hieb mit der Hellebarte nach ihm. Als er aber den dabei befindlichen Offizier lateinisch anredete, und ihm, da er kein Geld mehr hätte, Kleider, Leinwand und Zinn anbot, wurden sie ruhiger. Der Offizier aber wollte durchaus Geld haben, und versprach dagegen die Soldaten wegzuführen. Friesens Gattin besann sich noch auf ein Kästchen, worin Perlen und das Pathengeld der Kinder waren. Dieß gab sie dem Offizier mit der freundlichsten Bitte, sie doch für ein Lösegeld aus der Stadt zu bringen. Aber er wollte nichts davon hören, fluchte und tobte, nahm den besten Mantel Friesens, hieng ihn um und ging davon. Seine Soldaten schlugen alles im Hause auf, nahmen was sie fanden, und giengen dann weiter.

Nun wollte sich Friese mit seiner Familie auf einen finstern, alten, ganz entlegenen Boden verstecken, wo er mit den Seinigen gewiß hätte verbrennen müßen, wenn er dort geblieben wäre. Allein seine ehemalige, jetzt an einen Nadler verheirathete, Magd, welche in seinem Hause Schutz suchte, ward von einem Soldaten wahrgenommen, der ihr sogleich nachlief, und sie bis auf gedachten Boden verfolgte. Sobald er Friesen sah, gieng er mit einem Spitzhammer auf ihn zu. Mutter

und Kinder waren sogleich mit Bitten und Schreien um den Soldaten herum. „Er solle doch den Vater leben lassen!“ Besonders rief ihm ein noch nicht zweijähriges Kind jammernd entgegen: „Ach, laßt doch nur den Vater leben! Ich will auch gerne meinen Dreier, den ich des Sonntags bekomme, hergeben.“ Dieß Schreien und Bitten der Kinder um ihn her, besonders des kleinsten, rührte den Soldaten. Er sah die Kinder mitleidig an und sagte: „Ei, das sind feine Büble!“ (Er war ein Nürnberger.) Darauf sagte er zu Fries'n: „Willst du mit den Kindern herauskommen, so gehe alsbald fort. Ueber eine Stunde kommen die Croaten herein, dann wirst du mit deinen Kindern schwerlich leben bleiben.“ — Indem besinnt er sich und spricht: „Ja, ich habe aber noch keine Beute gemacht. Ich will dich wohl hinausführen, aber ich muß erst Beute machen.“

Alles Bitten und Flehen, auch das Versprechen von 200 Rthlr. Lösegeld, konnte den Soldaten nicht von seinem Vorsatze abbringen. Er versprach aber hoch und theuer, nur ein Paar Häuser auszusuchen, dann wieder zu kommen, und sie zu holen. Die Nadlerin versprach ihm auch eine ihr gehörige Hucke mit Geld und Kleidung, welche sie mit ihm holen wolle, und ging mit ihm weg. — Friese verzweifelte an ihrem Wiederkommen, kroch mit den Seinigen wieder unter's Dach des alten Stalles, und hörte da mit Schrecken und Entsetzen, wie alle Kisten und Kasten in seinem Hause aufgeschlagen wurden. Er sah auch durch die Ziegel, wie entsetzlich die Leute in

des Nachbars Hause gemißhandelt, geschlagen, gestoßen und gemartert wurden, und war dabei selbst mit den Seinigen in beständiger Todesangst.

Der Soldat hatte unterdeß die versprochene Hucke Kleidung und Geld von der Nadlerin erhalten, und von ihr erfahren, wer Friese sey. Er hatte ihr auch öfters gesagt, daß sie ihn ja wieder in das Haus führen müsse, wo die kleinen Büble wären. Er kam nun wider alles Vermuthen mit ihr zurück auf den Hof und rief: „Herr Oberstadtschreiber, kommt herunter!“ Dieser erschrack nicht wenig darüber, daß man wisse, wer er sey, und hielt sich nun für verrathen und verloren. Er nahm mit Thränen von den Seinigen Abschied, und ging zitternd in großer Angst und Todesfurcht herunter, fand aber die Nadlerin und den Soldaten schon auf sich wartend, um ihn wegzuführen.

Das Haus war voll Soldaten und Pferde. Friese's Begleiter brachte ihn aber sicher hindurch, und schützte ihn mit den Seinigen vor allen Gewaltthätigkeiten, indem er sagte: es wären seine Gefangene. Die armen Flüchtigen nahmen von aller ihrer Haabe, nur etwas weniges von Werth, welches im Hause versteckt war, nebst zwei Broden zu sich, und wanderten so etwa um zehen Uhr aus ihrem Hause fort. Die Kinder gingen paarweise voran, Vater und Mutter nebst der Nadlerin, und der Magd mit dem kleinsten Kinde auf dem Arme, folgten mit dem Soldaten hinten nach. Friese trug dessen Musquete, um ungehindert fortzukommen, und

sein schlechter Anzug machte, daß man nicht weiter auf ihn merkte. So gingen sie von einer Gasse zur andern, mußten oft in großem Gedränge über ganze Haufen todter Körper, oder zerhauene, zerschossene, sich in ihrem Blute wälzende Unglückliche ihren Weg nehmen, und sahen überall unmenschliche Grausamkeiten. Unter andern sahen sie einen Bauer oben aus einem Giebel herabwerfen, welcher im heißen Wasser verbrannt war, über und über rauchte, sich auf der Gasse noch wälzte und erbärmlich schrie. In einem auf der Gasse stehenden Braufasse mit Wasser sahen sie Frauenzimmer, mit dem Kopfe hineingestürzt, und also ersäuft. Ehe sie aber noch an's Thor kamen, ging der Soldat in ein Haus, um, wie er sagte, den Kindern daselbst etwas zu essen und zu trinken zu holen, weil es noch weit bis in's Lager wäre, brachte auch aus der Feueresse Würste und Speckseiten, wand sie in einen türkischen Teppich und nahm sie mit. Unterdeß theilte man den Friesischen Kindern einen Theil des mitgenommenen Brodes mit. Da kamen bald wohl zwanzig andere verlassene Kinder um sie herum, und begehrten Brod, erhielten es auch. Der Soldat holte auch noch zu trinken für sie aus dem Keller, und wanderte dann mit seinen erquickten Flüchtlingen nach dem Walle zu, wo die Croaten eben hinaufritten, und alles neben sich niederhieben. Die Flüchtigen mußten den Wall hinunter klettern, und kamen endlich sicher in's Lager, wo sie der Soldat in sein Gezelt führte.

Hier empfing ihn aber seine Frau sehr unfreundlich,

und sagte: „Was, den Teufel, bringst du? Du bringst die Hütte voll Kinder? Ich dachte, du brächtest Beute.“ Der Soldat beruhigte sie bald, und meinte: er habe die Büble müßen herausführen; Gott werde ihm schon Beute bescheren. Die Soldatenfrau, welche für die Offiziere des Regiments kochte, sah es am Ende auch sehr gerne, daß die Friesische Gattin sie dabei unterstützen konnte. In der Nacht um eilf Uhr führte Friese seine Kinder aus der Hütte, und zeigte ihnen zum unvergeßlichen Andenken ihre Vaterstadt in einer fürchterlichen Feuersgluth. Es war im Lager bei Fermersleben davon so helle, daß man einen Brief dabei lesen konnte. Am folgenden Tage gieng der Soldat mit seiner Frau in die verwüstete Stadt, um Beute zu hohlen. Sie brachten auch gegen Abend noch viel Geld, Geschmeide und köstliches Leinengeräthe mit sich, wobei der Soldat sehr vergnügt sagte: Gott habe es ihm deswegen beschert, weil er die kleinen Büble herausgeführt habe, und verwies es seiner Frau, daß sie anfänglich so unwillig darüber gewesen sey.

Da in ihrer Abwesenheit ein anderer Soldat die Friesin vor der Hütte weinen sah, und von ihr hörte, daß sie nicht so viel behalten habe, daß sie für ihre über Durst klagenden Kinder eine Kanne Bier bezahlen könne, so ward er beim Anblicke der Kinder so sehr zum Mitleiden gebracht, daß er der Mutter sogleich anderthalb Thaler schenkte, um für die Kinder etwas zu trinken zu holen. Denselben ganzen Tag sah die Friesische Familie eine

Menge guter Freunde und Bekannten beiderlei Geschlechts ohne Aufhören an Stricken in's Lager führen.

Nachdem Friese drei Tage lang mit den Seinigen in der Hütte des redlichen Soldaten, Schutz, Freiheit und Sicherheit gefunden hatte, so ging er mit vieler Mühe und Gefahr erst nach Wollmirstädt, dann nach Halberstadt, und fand da endlich völlige Sicherheit und wohlthätige Unterstützung.

VI.

Edelmuth.

Als Peter der Große im Jahr 1702 verschiedene vergebliche Versuche auf die Festung Schlüsselburg gemacht hatte, sandte er den Fürsten Gallizin, Obersten der Leibgarde, mit auserlesener Mannschaft aus, um den Platz zu bestürmen. Nachdem der Oberst seine Truppen auf Flößen hart bei den Verschanzungen, die sich fast bis an's Ufer des Flusses erstreckten, an's Land gesetzt hatte, wurden sie von der Besatzung so kräftig empfangen, und der Donner des Geschützes wüthete so schrecklich unter ihnen, daß Peter selbst von der Unternehmung abstand, und seinen Russen Befehl zum Rückzug schickte. Fürst Gallizin aber weigerte sich zu gehorchen, vielleicht weil er voraussah, daß die Festung gleich fallen

müße, oder auch, daß er auf dem Rückzuge noch mehr Leute verlieren würde, als bei einem tapfern Angriffe. „Sage meinem Herrn, antwortete er dem Adjutanten des Kaisers, daß ich mich unter den Schutz einer höhern Macht begeben habe.“ Mit diesen Worten wandte er sich an seine Soldaten, ermunterte sie durch Wort und That, stürzte mit ihnen wie ein reissender Strom zum Angriff, erstieg die Wälle und nahm den Platz ein. Peter war über diese That so erstaunt, daß er zu Gallizin, als er zurückkam, sagte: „Fodere was du willst, nur Moskau und meine Katharine nicht!“

Mit einer Verleugnung und Großmuth, die diesem Fürsten unsterbliche Ehre macht, bat er um — Begnadigung seines alten Nebenbuhlers und Widersachers, des Fürsten Repnin, den Peter vom Marschall bis zum gemeinen Soldaten herabgesetzt hatte.

VII.

Geistesgegenwart und Entschlossenheit.

Peter der Große war 1711 im Lager am Pruth von hundert tausend Türken eingeschlossen, und von aller Zufuhr abgeschnitten. In dieser höchsten Gefahr, mehr für sein Reich als für sich besorgt, schickte er einen

Offizier nach Petersburg, mit folgendem Briefe an den dirigirenden Senat ab:

Ich berichte euch, daß ich mich mit meiner ganzen Armee, jedoch ohne unsre Schuld oder Versehen, lediglich durch erhaltene falsche Nachrichten, von einer viermal stärkeren türkischen Macht dergestalt eingeschlossen und von allem Proviant abgeschnitten befinde, daß ich ohne göttliche Hülfe nichts, als unsre gänzliche Niederlage, oder daß ich in türkische Gefangenschaft gerathe, voraussehen kann. Sollte der letztere Fall geschehen, so sollt ihr mich nicht für den Czar euren Herrn halten, und nichts erfüllen, was etwa von mir, und wenn es auch mein eigenhändiger Befehl wäre, an euch gelangen möchte, bis ich selbst in Person wieder bei euch seyn werde. Sollte ich aber umkommen, und ihr die gewisse Nachricht von meinem Tode bestätiget erhalten, so sollt ihr unter euch den Würdigsten zu meinem Nachfolger erwählen."

VIII.

Einnahme von Brieg.

Bei der Blokade von Brieg im Jahr 1741, während des ersten schlesischen Krieges, befand sich der preußische Unteroffizier Zander, ein nicht unfähiger Kopf, der bei dieser Gelegenheit die Festungswerke oft und nahe

betrachtete. Als das Regiment, bei welchem er stand, nach der Schlacht bei Mollwitz, die Festung das zweitemal einschloß, setzte er seine Beobachtungen fort, und richtete seine Aufmerksamkeit auf jeden Punkt. Friedrich der Zweite wünschte, auch von der innern Beschaffenheit der Festung und von der Besatzung Nachricht zu haben, und Zander erbot sich sogleich, dieselbe zu verschaffen. Da er auf Werbung oft in Klöstern gewesen war, und die Sitten der Mönche kennen gelernt hatte, so verkleidete er sich in einen Mönch. Der König versprach ihm, wenn er alles glücklich ausführen würde, eine Kompagnie. Zander hielt das aber für eine allzugroße Belohnung, weil er ja ohnehin als Soldat dem Vaterlande sein Leben schuldig wäre. Das Schlimmste, was ihm begegnen könnte, bestünde doch nur darin, daß er vielleicht eines schimpflichen Todes sterben müßte. Indessen würde ihn das nicht beschimpfen, denn es würde doch dadurch vielen Menschen das Leben erhalten, wenn man wüßte, an welchem Orte man der Festung am besten beikommen könnte.

Der König lobte und genehmigte den Anschlag. Zander bekam nun einen Brief, in Buchstaben und Zeichen abgefaßt, als wenn ein österreichischer General ihn an den Kommandanten geschrieben hätte; in diesem ward gemeldet, daß ein starker Succurs im Anmarsche sey.

Zander schlich sich mit diesem Briefe an die Außenwerke, gab sich der Schildwache als einen österreichischen Abgeordneten zu erkennen, ließ sich zum Gouverneur,

Fürsten Piccolomini führen, und gab vor, daß ihm dieser wichtige Brief durch einen vertrauten kaiserlichen Offizier zur Ueberlieferung eingehändigt worden wäre. Der Gouverneur ließ ihn bei sich speisen, und freute sich, daß die Preußen Mangel an Belagerungsgeschütz hätten. Der Fürst beging aber die große Unvorsichtigkeit, daß er dem verkappten Mönch die Festung und Vertheidigungsanstalten zeigen ließ. Diese waren vortrefflich, denn der Gouverneur hatte an die steilen Wälle noch Walzen mit Stricken anhängen lassen, die man wenn die Preußen vorrückten, nur abhauen durfte. Indessen bemerkte doch Zander Stellen, wo keine Walzen hingen, wo die Wachen auf dieser Seite der Festung standen, wo der Weg zur Hauptwache ging und dergleichen. Mit dieser Nachricht kam er zum Könige zurück.

Der Sturm der Festung wurde nunmehr beschlossen, und in der Nacht vom dritten auf den vierten Mai ausgeführt. Zander war Wegweiser, und der Fürst Leopold von Dessau kommandirte den Sturm. Es waren fünf Bataillons dazu kommandirt; diese mußten Abends nach zehen Uhr in's Gewehr treten, und zwar in aller Stille. Niemand durfte Taback rauchen, und bei Lebensstrafe laut reden; die Wachtfeuer wurden zwar unterhalten, doch rückte die ganze Armee in's Gewehr. Jedes Bataillon erhielt eine Anzahl neue starke Sturmleitern; zum Tragen und hurtigen Ansetzen einer jeden waren drei Mann kommandirt; sie marschirten so, daß sie auf jeder Seite drei Rotten hatten, die zum ersten Ersteigen be-

stimmt waren. Mit dem Schlage eilf Uhr legten sie die Leitern an Orte, wo keine Walzen waren, und mit unglaublicher Geschwindigkeit stiegen je drei und drei Mann hinauf. Die beiden ersten waren der Fürst von Dessau selbst und Zander; rasch und schnell folgten auf allen Leitern die Freiwilligen, die das Gewehr über die Schultern geworfen hatten. Sobald sie auf dem Walle standen, warfen sie das Gewehr herum, pflanzten das Bajonett auf, stießen die Schildwachen nieder, eilten nach der von Zandern bemerkten Hauptwache, und nach den Batterien; unterdessen kamen die Andern herauf, und besetzten den Wall. Die Besatzung nahm man meistens einzeln gefangen, und keinem der sich freiwillig ergab, widerfuhr ein Leid; auch schonte man alle Bürger so viel als möglich; nur litt die Apotheke und deren Büchsen viel Schaden, weil sich daselbst Oesterreicher sowohl als Preußen brüderlich betrunken hatten.

Zander wurde, zur Belohnung seiner Verdienste, Kapitain, und erhielt eine Kompagnie bei einem Garnisonregimente in Breslau. Er ging zwar hernach bald ab, dafür aber gab ihm der König, nebst freier Wohnung, Holz und Viktualien, zweihundert Reichsthaler Pension in Magdeburg, wo er in hohem Alter starb.

IX.

Das militärische Genie.

Zum General muß man eben so gut geboren seyn, als zum Mahler, Dichter, Tonkünstler und Mathematiker. Die Gelegenheit thut alsdann das übrige, und entwickelt die angebornen Talente vollends. Hierauf gründet sich die Anekdote, daß als jemand sagte, „der König hat mich zum General gemacht;" ein Anderer sagte: „das kann der König nicht, er hat Sie blos zum General ernannt." Das folgende Beispiel beweißt, daß kriegerisches Genie ein Naturgeschenk ist.

Am Tage vor der Schlacht bei Chotusitz oder Czaslau, welche am 17ten Mai 1742 zwischen Oesterreich und Preußen vorfiel, marschirte die preußische Armee von Choudim ab. Fünfzehn Eskadronen und ein Regiment, unter dem Kommando des Generals Rotemburg, bildeten die Arriergarde, oder eigentlich die Bedeckung der Bagage. Als der General mit seinen Truppen auf die Höhe von Hermannistz kam, sah man seitwärts linker Hand das ganze österreichische Lager in der Entfernung von kaum einer halben Meile. Unterdessen hatte sich die Bagage in den Defileen gestopft; der General Rotemburg ließ daher ein Tischtuch auf die Erde breiten, und bot den Offizieren des Regiments kalte Küche und ein Glas Wein an.

Im Regimente befand sich ein Fähndrich von Platen, der nachher in der Prager Schlacht als erster Adjutant des Feldmarschalls Schwerin mit ihm zugleich blieb. Dieser junge Mensch zeichnete sich schon damals durch sein ungemeines Genie aus, so daß man seinen Gedanken und Meinungen nur selten den Beifall versagen konnte, ob er gleich wegen seiner Anmaaßlichkeit etwas zurückstoßendes hatte. Während sich die Offiziere bei'm Frühstück darüber wunderten, das österreichische Lager so nahe zu sehen, bot der Fähndrich von Platen jedem die Wette an, es werde am folgenden Tag eine Schlacht vorfallen. Dieß war dem Anscheine nach gar nicht zu vermuthen, weil die preußische Armee bei der kaiserlichen ruhig und ungestört vorbei marschirt war. Der General Rotemburg, der diesen jungen Offizier, den er weiter nicht kannte, so laut die Wette anbieten hörte, fragte ihn im Scherz: ob er etwa einen Traum, oder eine Inspiration gehabt habe, weil er so zuverläßig wissen wolle, was am folgenden Tage gegen alle Wahrscheinlichkeit geschehen werde?

Von der Richtigkeit seiner Grundsätze überzeugt, antwortete der Fähndrich dreist: er habe keine andere Inspiration gehabt, als die Sr. Excellenz, als ein General von Einsichten wahrscheinlich auch haben werde, sich aber vermuthlich nicht darüber herauslassen wolle. Als sich nun der General eine Erklärung dieser Vermuthung ausbat, sagte Platen: Es sey einleuchtend, daß die Oesterreicher einen sehr wichtigen Entwurf auszuführen

im Sinn haben müßten. — Es wäre unmöglich, daß sie einen solchen Fehler begehen sollten, die preußische Armee so in der Nähe unangefochten vorbeimarschiren zu lassen, da es doch blos von ihnen abgehangen habe, ja noch jetzt von ihnen abhänge, das Gepäck der Armee nebst der Bedeckung aufzuheben, oder zu zerstreuen. Da sie nun dieß nicht gethan hätten, ja die Preußen ganz ruhig das Frühstück einnehmen ließen, so sey nichts anderes denkbar, als daß ein wichtiges Dessein sie davon abhalte. Aus demselben Grunde haben sie die leichten Truppen alle an sich gezogen, da man keine derselben herumschwärmen sehe. Diese Absicht könne aber keine andere seyn, als die preußische Armee anzugreifen, oder vielmehr ihr in den Rücken zu fallen, da sie gewissermaaßen schon an ihnen vorbei sey.

Der General Rotemburg bezeugte öffentlich seinen Beifall über dieses reife Urtheil. Er ließ es selbst nicht einmal dabei bewenden, sondern schickte unverzüglich einen Feldjäger an den Prinzen Leopold von Dessau, welcher die Armee kommandirte, sowohl zu seiner eigenen Nachricht, als um es an den König melden zu lassen, der mit der Avantgarde schon weiter nach Kuttenberg voraus marschirt war. Zugleich versprach er dem Fähndrich, seiner richtigen Beurtheilungskraft gegen den König rühmlich zu erwähnen.

Tags darauf fiel die bekannte Schlacht bei Czaslau oder Chotuschitz vor, worin der Generallieutenant von Rotemburg, der die Kavallerie des rechten Flügels

anführte, acht so gefährliche Wunden erhielt, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Dennoch vergaß dieser würdige General mit großer Seele und menschenfreundlichem Herzen, der ein Liebling des Königs war, sein Versprechen nicht. Der König ließ auch den Fähndrich von Platen zu sich kommen, jedoch ohne Erfolg für diesen, „weil — wie der König gegen den General Rotemburg äußerte — seine Physiognomie etwas Widerwärtiges habe.“ Der Feldmarschall Schwerin dagegen, der sich nicht an die Gesichtsbildung kehrte, gebrauchte diesen Offizier in der Folge mit vielem Nutzen, und er hatte das Glück, an der Seite dieses Helden auf dem Bette der Ehre sein Leben zu verlieren.

X.

Großmüthige Schonung.

Durch die unerhörten Verwüstungen, welche die Russen während des siebenjährigen Krieges in den preußischen Staaten anrichteten, sah sich König Friedrich der Zweite gezwungen, die mehrmals gedrohten Erwiederungen in Sachsen endlich in Erfüllung zu bringen, und dadurch seine Länder jenem Elende zu entreissen. Er befehligte zu diesem Ende den Major von Marschall mit einem Bataillon nach Lübben, um von den Ständen der Niederlausitz zwanzig tausend Thaler Brand-

schatzung zu erheben, mit der strengsten Ordre, daß, wenn diese Summe binnen drei Tagen nicht erlegt wäre, er das Landhaus an allen vier Ecken anzünden sollte. Sobald das Gebäude ganz niedergebrannt wäre, sollte der Major einen zu diesem Ende mitgegebenen Feldjäger an den König zurücksenden, um ihn von der Vollziehung seines Befehls benachrichtigen zu lassen.

Die Stände thaten, als ihnen der strenge Befehl eröffnet wurde, alles Mögliche, um das Unglück zu verhüten. Die Zeit war aber zu kurz, und die Kassen waren so sehr erschöpft, daß es nicht möglich war, die Summe aufzubringen. Nur mit Thränen der Wehmuth konnte man dem Ausgange entgegen sehen; doch erfuhr man mit Gewißheit, daß das Geld zwey Tage später von Dahme aus ankommen würde.

Der menschenfreundliche Major von Marschall war nicht weniger bekümmert, als jene, wie er die unglückliche Nachricht hörte. Er war ein Mann, und kannte die Strenge seiner Pflicht: aber er war auch Mensch, und hatte ein fühlendes Herz. „Nie, sprach er, bin ich eine Hand breit von den Befehlen meines Königs abgewichen; nie ward einer mir auszuführen sauer. Aber jetzt, ich leugne es nicht, jetzt zum erstenmal wird es mir dieser.“ — Man flehte von Seiten der Stände den biedern Freund um Rettung; man zeigte, daß alle Mühe angewendet worden sey, daß aber dem allen ohngeachtet das Geld erst zwei Tage nach der bestimmten Zeit ankommen werde. Man bat daher, es dem Könige melden zu lassen, daß es bezahlt sey, und versprach es ganz

gewiß nach zwei Tagen zu erlegen. „Das könnte Ihnen und mir nichts helfen, erwiederte Marschall mit theilnehmender Miene, denn der König erführe doch das Gegentheil durch den Kriegsrath Hirsch, der dazu bestimmt ist, das Geld in Empfang zu nehmen, und der den Empfang quittiren muß. Es bleibt nur noch ein Mittel übrig; schlägt auch dieses fehl, so helfe Ihnen Gott! Gehen Sie zum Kriegsrathe, und suchen Sie ihn zu bewegen, daß er die Quittung schreibt, so soll Ihr Haus gerettet werden."

Man eilte zum Kriegsrath, und bewegte ihn, mit auf das Landhaus zu gehen. Er kam; aber umsonst verschwendete man Bitten und Flehen an denselben. „Es ist jetzt Krieg, erwiederte er, und trotz Ihrem besten Willen könnten unvorhergesehene Vorfälle Sie verhindern, das Geld sogleich zu bezahlen; der König könnte es anderwärts anweisen: wo sollt' ich es hernehmen? Ich habe Frau und Kinder, und darf diese meinem Gefühle nicht aufopfern."

Die Bestürzung bei dieser rechtlichen Weigerung des Kriegsraths war so groß, wie sich jeder wohl denken kann. In dem Auge des rechtschaffenen Marschalls zitterte eine Thräne, die er umsonst zurück zu drängen sich bemühte: aber hinter dieser Thräne brach ein Blick seltener Menschengröße hervor. „Sie sind mit meinen Vermögensumständen bekannt?" redete er den Kriegsrath an.

„Ja, Herr Major!"

„Nun, so werden Sie wissen, daß ich gerade diese zwanzig tausend Thaler ersetzen kann. Wollen

Sie mir selbige auf zwei Tage auf Wechsel anvertrauen?"

„Sehr gerne!" erwiederte der Kriegsrath.

Marschall schrieb den Wechsel, erhielt die Quittung und rettete das Landhaus. Ohne einen Dank abzuwarten ging er hinaus, warf sich auf sein Pferd und marschirte mit seinem Bataillon ab. Nur ein einzigesmal blickte er zurück, und einen gewiß himmlischen Genuß gewährte ihm dieser Rückblick.

Am bestimmten Tage kam das Geld an. Man brachte es dem Retter, und zur Erkenntlichkeit ein versiegeltes Paket mit einer ansehnlichen Summe Geldes. Man bat mit Thränen gerührten Dankes um Annahme einer Summe, die zwar nur klein sey, aber gewiß aus gutem Herzen komme. — „Sollten Sie mich verkannt haben? sagte Marschall zu dem Ueberbringer mit finsterm Blick. Glauben Sie, daß Interesse mich bewegen konnte, dem Befehl meines Königs zuwider zu handeln? Nein, nur allgemeine Menschenliebe war's, was mich zu diesem Fehler verleitete. Gott sey Dank, daß die Noth vorüber ist. Kehren Sie nach Ihrer Stadt zurück und heben Sie das Geld auf; noch ist der Krieg nicht beendigt, und bei ähnlichen Vorfällen werden Sie es brauchen können."

Thränen erstickten den Dank der Ueberbringer; beschämt verließ man den Redlichen.

XI.

Schonung des Eigenthums.

Der Prinz Heinrich von Preußen, Bruder Friedrichs des Großen, war eben so tapfer als menschenfreundlich. Von beiden Eigenschaften gab er in den Kriegen seines Bruders die glänzendsten Beweise. So viel es ihm nur möglich war, verhütete er Plünderungen, und jede Beschädigung fremden Eigenthums, z. B. der Saatfelder, Bäume und dergleichen. Er ließ es durchaus nicht zu, daß die Soldaten auf dem Marsche Zweige von den Bäumen rissen oder abhieben, und man hat Beispiele, daß er dergleichen Muthwillen strenge ahndete. „Das ist Muthwille!" pflegte er zu sagen, wenn er erfuhr, daß irgend ein Soldat, im Vorbeimarschiren, ein grünes Reis von einem Baume gerissen hatte, es mochte nun von einem Obst-, Pappel-, Weiden- oder andern wilden Baume seyn. „Es ist Muthwille, und dieser muß bestraft werden!" sagte er, wenn er dergleichen Unthaten erfuhr. Er bestrafte dergleichen in der That, wie folgendes Beispiel zeigt.

Auf der Straße von Halle nach Leipzig, von den Dörfern Dieskau, Branddorf bis Großkugel, (alle drei noch preußische Dörfer) führt ein Steindamm, der auf beiden Seiten mit Weiden besetzt ist. Auf diesem Wege passirte, zu Anfang des siebenjährigen Kriegs, eine Abtheilung von des Prinzen Heinrichs Armee, welche nach Sachsen bestimmt war. Mochten's nun die Soldaten wissen oder nicht, daß diese Dörfer noch preußisch

waren; genug, sie hieben in die unschuldigen Weidenbäume ein, als wenn sie von dem Feinde attakirt worden wären. Die ganze Straße war mit Ruthen und Zweigen bedeckt.

Als Heinrich dieß gewahrte, sagte er: „Wir ziehen nicht in Jerusalem ein, wo, wie das Evangelium sagt, Zweige von den Bäumen gehauen wurden, um den Weg damit zu bestreuen. Vielleicht war damals der Weg schlecht, und mithin eine solche Vorkehrung nothwendig; aber hier ist der Weg gut, und daher dieses Vornehmen zum Marsche lästig. Ueberhaupt aber auch waren jenes Palmzweige, und dieses sind weidene Ruthen, die sich besser auf den Buckel eines Muthwilligen, als auf die ebene Straße schicken.

In der That ließ Heinrich drei Bursche, welche ungeachtet dieser Rede noch immer in die Bäume hieben, Gassen laufen, und dieselben Ruthen, die sie abgehauen hatten, wurden zu dieser Exekution gebraucht. „Das ist noch vaterländisches Eigenthum, sagte er, als zwölf Gänge vorüber waren; damit mag es gut seyn, wäre es aber in Feindes Landen geschehen, so hättet ihr gewiß die kahlen Weiden mit eurem Halse belauben sollen; denn das ist Muthwillen, und ich dächte, daß man die Degenklingen wohl an andern Gegenständen stumpf machen könnte."

Ein anderes mal trug sich derselbe Unfug zwischen Dresden und Bautzen (Budissin) zu, wo ganze Anger mit Obstbäumen besetzt waren. Das Obst war noch nicht halb reif, dessen ungeachtet wurden ganze Zweige von den Bäumen gerissen. Als der Prinz Heinrich dieß

bemerkte, sagte er: „Wozu dieser Unrath?“ Hätten dieß Kinder gethan, so würde ich ihnen die Warnung geben, sie sollten es nicht mehr thun; denn sie würden sich dadurch Leibschneiden verursachen. Da es aber Männer gethan haben, Männer, die sich disciplinirte Soldaten nennen, so könnte dieß leicht Rückenschmerzen nach sich ziehen.“ In der That bekamen etliche Stockschläge, welche nicht auf diese gutgemeinte Warnung geachtet hatten. — „Es ist Muthwillen! sagte Heinrich, der bestraft werden muß; man lasse das Obst reif werden, bei der Rückkehr wird es dann uns Allen gut schmecken.“

Eine ähnliche Gesinnung äußerte der Prinz bei einer andern Gelegenheit in Böhmen, wo der Marsch durch eine schöne Linden-Allee ging. Man hieb Zweige ab, und steckte solche auf die Hüte. Als Heinrich dieß bemerkte, rief er: „Was ist das?“ Ein Offizier antwortete: „Eure Königliche Hoheit lassen den Leuten dieß unschuldige Vergnügen.“ — „Was unschuldiges Vergnügen! erwiederte Heinrich hastig. Das ist mir nichts unschuldiges, wenn man Bäume ruinirt, ohne Ursache.“ — „Es sind ja nur unbedeutende Reischen,“ fuhr der Offizier fort. — „Desto schlimmer! versetzte Heinrich, Sie haben Federbüsche und Kokarden, die sind bedeutender. Und überhaupt Lindenblätter.“ — „Es ist doch etwas Grünes,“ fiel der Offizier ein.

Jetzt erst bemerkte Heinrich, daß der Herr Offizier selbst ein Lindenreischen auf dem Hute hatte. „Setz' Er auf den Hut, sagte Heinrich lachend; freilich ist

ein Lindenreis nicht so beträchtlich, wie ein Eichblatt, denn damit schmückten die Helden der Vorzeit ihre Helme nur alsdann, wenn sie über den Feind den Sieg davon getragen hatten."

Diese Pille schmeckte der Offizier, riß das Reis von dem Hute, beurlaubte sich, sprengte fort, und bald sah Heinrich mit Vergnügen, daß die meisten Bursche dem Offizier nachahmten.

„Schön! sagte Heinrich, nun seh' ich doch, daß ich keine Freiparthie kommandire." — Diese hatte nemlich statt der Federbüsche gewöhnlich grüne Zweige auf den Hüten.

XII.

Unvermuthetes Wiedersehen.

Ein französischer Staabsoffizier war im Kriege 1812 in russische Gefangenschaft gerathen, und befand sich als Kriegsgefangener in Riga. Er wurde dort keineswegs hart behandelt und genoß vielmehr, als ein Mann von Geist und Bildung, manche Auszeichnung. Er hatte in den ersten Häusern, und vorzüglich bei den dortigen vornehmsten Militärpersonen, Zutritt. Einst frühstückte er bei einem der Letztern. Da sagte ihm sein Wirth: „Wissen Sie schon die Neuigkeit, daß der General Vandamme gefangen, und auf dem Transporte nach Moskau ist?" Der französische Offizier bezweifelte diese Nachricht, und als der Russe bei seiner Versicherung blieb, sagte er: „Der General Van-

damme ist ein Mann, der sich, so viel ich ihn kenne, schlechterdings nicht gefangen nehmen läßt. Es ist gewiß ein Mißverständniß, und, Ihr Wort in Ehren! ich werd' es nicht eher glauben, als bis ich ihn als Gefangenen mit meinen eigenen Augen sehe."

Der Russe schwieg, und lenkte das Gespräch auf andere Gegenstände.

Am folgenden Morgen stand eine Kibitke vor des Franzosen Thür; ein Kosak foderte ihn auf, in solche zu steigen. Er mußte gehorchen, so wenig er auch den Grund eines so schnellen Ortswechsels errathen konnte. Unter der Begleitung dieses Kosacken gieng es so schnell als möglich nach Moskau. Hier fuhr man vor dem Hause des Gouverneurs vor. Der Offizier mußte aussteigen, und der Kosack brachte ihn zu dem Gouverneur, indem er diesem zugleich einen Brief überreichte. Der Gouverneur sprach keine Sylbe mit dem Franzosen, und sagte nur einige russische Worte zu einem Adjutanten, der sich darauf entfernte; nach dessen Rückkehr aber winkte er dem Franzosen, ihm zu folgen. Der Gouverneur trat mit solchem in ein anderes Zimmer; dort stand der General Vandamme. Der französische Offizier wollte den General anreden, aber der Gouverneur rief ihm zu: „Kein Wort! Sie haben ihn nur zu sehen, aber nicht zu sprechen verlangt. Ihr Wunsch ist erfüllt." Der Franzose mußte sich nun entfernen, gleich wieder in eine Kibitke steigen, und wurde auf die nemliche Weise nach Riga zurückgebracht.

Sechstes Fach.

Aus Chroniken und Urkunden.

I.

Fürstlicher Einzug in Berlin, im Jahr 1533.

(Nach einer Chronik.)

Am zehenten August 1532 brach Markgraf Joachim der Zweite als Hauptmann des niedersächsischen Kreises mit zwei tausend Pferden und viertausend Knechten aus Cölle auf, um dem Kaiser gegen die Türken zu helfen. Die Chroniken verhehlen ein Wunderzeichen nicht, daß nemlich junge Hühner, die erst vor zwei Tagen ausgebrütet worden, den ganzen Tag und die folgende Nacht gekrähet haben, welches man dem jungen Helden als ein günstiges Zeichen gedeutet. In diesem Kriege hielt sich Joachim so wohl, daß ihm der Kaiser ein Ritterband schenkte; denn er war nicht allein bei der blutigen Schlacht unfern Leopoldstadt, sondern auch bei dem gefährlichen Treffen, in welchem der türkische Vezir Cosorus getödtet, und sein Volk gänzlich geschlagen ward.

Im Mai 1533 hielt Joachim siegreich zu Berlin einen prächtigen Einzug, nachdem er in Ungarn wider die

Türken gesiegt, und vom Kaiser mit großen Ehrenbezeugungen entlassen worden war. Bisher hatte sein Herr Vater, Joachim der Erste, Anstalt gemacht, daß im ganzen Lande, während des Türkenkriegs, Betstunde gehalten ward, nunmehr schickte sich alles, bei der Wiederkunft des Kurprinzen, zu lauten Freudensbezeugungen an. Zuerst ward den Bürgern befohlen, die Gassen rein zu halten, durch welche der Zug gehen würde, und daß ein jeder die ankommenden Gäste auf's beste empfangen und bewirthen sollte. Hernach wurden die Märkischen Stände verschrieben, als die Bischöfe von Brandenburg, Havelberg und Lebus, dann die Grafen von Ruppin, Hohenstein, Stollberg, Regenstein u. s. w., die Freiherren von Putlitz, die Herren von Schenk und eine große Anzahl der Ritterschaft. Die kurfürstlichen Räthe wurden auch zusammen gefodert und die Eintheilung gemacht, daß diese ruhmwürdigen Ueberwinder gute Wohnungen finden möchten, deshalb allerhand Vorrath, ja Ueberfluß in der Stadt angeschafft wurde. Alle Einwohner waren bemüht, Thore, Gassen und Straßen auszuzieren, daß es dem Prinzen gefallen möchte; die Stücke wurden aufgeführt, auch sogar die Thürme und Mauern mit Geschütz versehen. Eine auserlesene Mannschaft wurde ihm entgegen geschickt und nichts unterlassen, was zur Pracht und Freude dienen konnte. Das kurfürstliche Schloß wurde besonders ausgeziert, daß man allenthalben einen königlichen Glanz sah. Die kostbarsten Teppiche wurden aufgehangen, die Stühle mit gestickten Kissen bedeckt,

alle Gemächer mit angenehmen Wohlgerüchen angefüllt, und nichts unterlassen, was alle Sinne erfreuen konnte.

Da nun das Geschrei kam, daß der Kurprinz nahe sey, zog ihm sein Vater, nebst seinem Sohne Markgraf Johann, entgegen. Wie alle Große des Hofes und die verschriebene Ritterschaft folgen sollten, da sah man die größte Pracht und Herrlichkeit, indem sich ein Jeder auf das Beste geschmückt hatte. Die Priester gingen in ihrem priesterlichen Kirchenornate, die Rathsherren in ihrer ehrbaren Kleidung, denen die vornehmsten Bürger in ansehnlicher Menge folgten. Endlich strömte eine unsägliche Menge Volk nach, die alle dem Markgrafen entgegen gingen, also daß auch die vornehmsten Frauen und Jungfrauen sich nicht zu Hause erhalten konnten.

Damit nun Markgraf Joachim bezeugen möchte, wie angenehm ihm diese Zukunft seines Vaters wäre, sprang er in seinem Harnisch vom Pferde und ging demselben zu Fuß entgegen, mit alle dem Schmuck, damit ihn der Kaiser unlängst beschenkt hatte. Wie ihm dann auch der Kurfürst entgegen ging, und vor Freuden fast nicht reden konnte, und da er bisher von keinen Schmerzen zu weinen bewegt worden, so konnte er sich doch vor Freuden der Thränen nicht enthalten. Indem er ihn nun umfaßte, sprach er: „Ich danke dem ewigen Gott, daß ich Eure Liebden, nach erhaltenem Siege, gesund wieder sehe. Der liebe Gott helfe, daß uns diese Wiederkunft glücklich und ersprießlich sey.“ Ein mehreres ließen ihn die Liebe und die Freude und die daher fließenden Thränen

nicht sagen, worauf einer seiner Minister herfürtrat und in wohlgesetzter Rede den Prinzen bewillkommte, wogegen ihm kurz, aber mit Wärme, der Prinz antwortete.

Nachdem der Minister ausgeredet, ward der Prinz von seinem Vater und Bruder in die Mitte genommen, und zog also in die Stadt hinein. In dem ersten Zuge war die Beute, die er dem Feinde abgenommen, sammt den Gefangenen. Hierauf folgten Drommeter und Hofpauker, nebst den Großen des Hofes, hernach die siegreiche Armee, alles in Kürassen, unter welchen der Markgraf mit seinem Vater und Bruder selbst war. Ferner der Adel und die Bürgerschaft nebst anderm Volke. Allenthalben, wo der Markgraf seine Augen hinwandte, war alles mit heimlichen und stillen Glückwünschungen angefüllt. Man hörte gleichsam alle Menschen rufen; „Ist das nicht ein glückseliger Tag, den wir erlebt haben, da wir unsern siegreichen Kurprinzen wieder sehen." Solcher Gestalt ist der Einzug mit großem Frohlocken durch eine ungemeine Menge Volks geschehen. Die Fremden hatten sich von allen Enden und Orten eingefunden, und hatten in allen Straßen, da der Einzug geschah, doppelte Reihen gemacht. Durch dieselben ward der Prinz nach dem Schloßplatz begleitet, daselbst stieg er vom Pferde und ließ sich durch die Geistlichkeit in den Dom begleiten, woselbst die eroberten Fahnen aufgehangen wurden, unter herzlichem Preisen Gottes für die verliehenen Wohlthaten.

Nach diesem wurde der Prinz auf dem Schlosse von seiner Gemahlin und seinen Kindern empfangen, und da

ging es an ein so freundliches Umfassen und Glückwünschen, daß wir es nicht beschreiben können noch mögen. Unterdessen wurden die Stücke und groben Geschütze nach aller Lust gelöst; es wurde mit allen Glocken geläutet, alle Orgeln in allen Kirchen wurden gespielt, auch hörte man ein erfreuliches Getöse von allerhand musikalischen Instrumenten. Von Frankfurt fanden sich die Gelehrten mit ihren Gedichten und Glückwünschen häufig ein, die Reichen erwiesen allerhand Freigebigkeit und die übrigen wetteiferten mit einander in Erweisung aller Höflichkeit. In Summa, es war allenthalben eine solche einmüthige Freude, daß man bisher noch nichts Prächtigeres in Berlin gesehen hat. Die ganze Stadt war ein Freuden- und Danklied.

II.

Der Einzug Kaisers Karl des Fünften in Rom, im Jahr 1536 *).

Seit vier und achtzig Jahren war kein Kaiser zu Rom eingeritten, als Karl der Fünfte, vom Pabste Pau-

*) Aus dem Berichte Christoph Schewel's, Doktors der Rechte zu Nürnberg, eines gleichzeitigen Schriftstellers. Was er schrieb, hatte er genommen, wie er sagt: „aus welschen Relationen und Erzählungen von Augenzeugen."

lus eingeladen, dahin kam. Ihm wurden entgegen gesendet Legaten, Kardinäle und der großen Herren gar viele, Kaiserliche Majestät nach Würden zu grüßen und zu empfangen. Also begrüßt und von diesen begleitet, kam der Kaiser den vierten April gegen Abend zu Rom an. Ihm vor zogen vierzehn Fähnlein, spanische und neapolitanische Soldaten, wohl armirt, mit Hacken und Spießen; aber daneben liefen zwölf Lakaien, in gelben Sammet gekleidet. Darauf kam der Herzog von Alba einhergeritten, in einem ganz vergoldeten Küraß, darüber einen silbernen Wappenrock. Dem vor ritten acht oder zehen Edelknaben auf schönen Hengsten, und reichlich geschmückt, behangen mit goldenen Decken; die Knaben aber waren gekleidet in gelben Sammet, so wie auch seine Lakaien. Der Herzog führte an acht Fähnlein neapolitanische Kürassier, wohl gerüstet und gut angethan.

Nach diesen ritten die Canonici St. Petri, allerlei Hofgesinde der kaiserlichen Gewaltigen, der Edlen zu Rom, der Kardinäle und des Papstes Leute in langen Scharlachröcken. Die Diener der edlen Römer aber trugen weiße Atlas Wamse, zerschnittene Hosen, braun unterfüttert, und braune spanische Mäntel mit weißen Atlasstreifen verbrämt, hatten braune Barette auf dem Kopfe, mit weißen Federn wohl geputzt. Danach kam des Kaisers Stall, bei vier und zwanzig Pferden, darauf die Edelknaben saßen, gekleidet in weißen und gelben Sammet, des Kaisers Farbe und Liverei. Nun ritten bei zweihundert Gewaltige, Fürsten, Grafen und große Herren, Deut-

sche, Spanier und Italiener, und ihre Trabanten, ganz köstlich gekleidet.

Unter allem kaiserlichen Hofgesinde aber behielt den Preis ein spanischer Graf di Beervonta, dem ritten vor acht Edelknaben, die waren alle, sammt seinen sechs Lakaien, in golden und silbern Tuch sehr köstlich gekleidet. Dann kam der Senator von Rom, gekleidet auf Antigisch (antik) mit einem herzoglichen goldenen Brief, mit Hermelin unterfüttert, sammt dem Gubernator von Rom, und dann des Kaisers Stallmeister mit Sr. Majestät bloßem Schwerdte. Der edeln Römer kamen dann bei hundert, gekleidet in braun Carmoisin-Sammet, und vier Conservatoren in langen goldenen Röcken, die vor und neben dem Kaiser zu Fuß hergingen. Die jungen Bürger aber in weiß atlasnen Wamsen, braun unterzogen, weißen zerschnittenen Hosen, mit braunem Atlas gefüttert, und braunen Röcken von Sammet gingen neben des Kaisers Stegreifen und trugen das goldene Baldakin. Unter diesem ritt der Kaiser auf einem apfelgrauen Hengste, ohne alle Pracht, ungewappnet, in einen braunen Sammt-Wappenrock gekleidet, ein braunes Hütlein auf dem Kopfe, mit etlichen goldenen Schnüren geziert, zwischen zwei Kardinälen. Hundert deutsche, hundert spanische und hundert burgundische Trabanten, Schützen und Hatschire gingen nebenher. Dann ritten vier und zwanzig Kardinäle; dreißig Erzbischöffe und Bischöffe in ihrem Schmuck, je zwei und zwei, sammt ihren Leuten und

Dienern. Darauf folgten drei hundert wohlgerüstete neapolitanische Reiter und vier Fähnlein Spanier.

In solcher Ordnung ritt der Kaiser durch die alten Triumpfstraßen, die durch Niederreissung vieler Häuser breiter gemacht worden waren, durch das St. Sebastians-Thor bis auf den St. Petersplatz. Da war eine Bühne aufgerichtet, auf welcher Pabst Paul, seine Kardinäle und Garde um sich, in Pontifikatibus, den Kaiser erwartete. Als nun derselbe die Stufe erstiegen, trat der Pabst ihm entgegen, umfing ihn ganz freundlich, und ging mit ihm in das St. Peters Münster, wo dem Kaiser das Kreuz zum Küssen gereicht wurde, der darauf vor dem Hochaltar sein Gebet verrichtete, und sammt seinem Hofgesinde des Pabstes Segen empfing. Alsdann verließen sie die Kirche, und schieden von einander. Der Pabst ging in sein gewöhnliches Logement, und der Kaiser bezog rechter Hand die Wohnung im Kapitol, wo er sich alsbald zur Ruhe legte, da er sehr ermüdet war.

Bei dem Einzuge wurde viel geschossen, es waren schöne Triumpfbogen errichtet, vor den Häusern brannten Freudenfeuer, und lustige Feuerwerke wurden abgebrannt."

So wurde der mächtige Karl in Rom empfangen, als er dahin zog, eines Conciliums wegen mit dem Pabste Verabredungen zu nehmen.

III.

Kaiser Karl der Fünfte zu Schwäbisch-Hall, im Jahre 1541 *).

Es kam aber der Kaiser aus den Niederlanden, um einen Reichstag zu halten in Regensburg, und ging über unsre gute Stadt Schwäbisch-Hall, mit vielen Botschaftern mächtiger Könige und Fürsten und Herren, mit großem Gefolge, vielen Eseln, Pferden, Wagen, mit viel Gold und Geld, daß ich glaube, so lange Hall gestanden, sey so viel nie da gewesen. Er kam durch Ahringen mit 2000 Pferden, und ritt mit ihm zum Geleit Graf Albrecht, mit sechzig Pferden. Und von Hall aus zog ihm entgegen die Abgesandtschaft der Stadt, mit dreissig Pferden, die Jungen und Knechte mit Spießen, Lichtern, Harnischen, mit schwarzen Mützen; (denn kaiserliche Majestät trug noch Leid von wegen dem Gemal, die vor anderthalb Jahren verschieden;) in rothen Aermeln, durch die Mützen rothe und gelbe Bänder gezogen. Als nun der Stadtrath zu Iffrichshausen ankam, stieg er von den Pferden ab, und ging dem Kaiser entgegen, da

*) Aus der handschriftlichen Chronik der ehemaligen Reichsstadt Schwäbisch-Hall von J. Herold; vermehrt von Leo Blintzing, bis zum Jahr 1571.

denn der Stadtschreiber mit gebührendem Titel ihn angeredet, und höchlich sich des Glücks erfreut, das der Stadt nun werden sollte, kaiserliche Majestät bei uns zu sehen. Darauf der Kaiser in eigener Person, sich allen Gnaden erboten. Und waren die, da dem Kaiser vorritten, alle in schwarz gekleidet, ganz demüthig, mit Mantel, Kappen und Hüthen (so, wie die Augustiner-Mönche auf die Terminey zu reiten pflegen), ohne alle Seide und goldene Zierde.

Es standen aber am Gelbinger Thore etliche Bürger, geharnischt, mit Helleparten und Schlachtschwerdtern, zu beiden Seiten, und der ganze innere Rath stand bei dem Thorhäuslein. Zwei alte ehrbare graue Männer aber, schwarz gekleidet, auf die alte Manier, haben die Thorschlüssel auf ihren Achseln gehabt, und sind die Schlüssel polirt gewesen, als wären sie von Silber, und die Riemen waren mit schwarzem Zindel überzogen. Es hat aber der Stadtmeister Michael Schletz den Kaiser angeredet, und mit heller Stimme ihn willkommen geheißen. Darauf der Kaiser mit seinem Kanzler gesprochen, der in dessen Namen der Stadt alles Gute zugesichert hat.

Also ist kaiserl. Majestät unter einem Himmel, mit vorgetragenem bloßen Schwerdte, ohne alles Blasen, Trompeten, und ohne Pomp in die Stadt, in Herrmann Böschlers Haus geritten, und wurden zu St. Michael drei Glocken geläutet, und in der Kirche das Te Deum laudamus georgelt und gesungen. Als nun Ihro Majestät an die Staffel von St. Michael gekom-

men, hat er den Hut abgezogen, und ist in seine Herberg eingeritten. Gleich sind des Rathes Verordnete vor ihn getreten, mit einem Wagen Wein, einem Wagen Hafer, mit etlichen Gefäßen voll Fischen, und einer goldenen Scheuer (Becher), um hundert Gulden geschätzt, gefüllt mit zweihundert Gulden. Die drei Kanzler aber des Kaisers haben jeder ein Trinkgeschirr und fünfzig Gulden erhalten.

Tags darauf ließ der Kaiser vor Böschler's Hause zwei Messen lesen, davon war die eine pro defunctis, für sein abgestorbenes Weib. Darauf ging er zur Tafel. Und da habe ich den Kaiser ohne allen Pomp sehen speisen, nemlich Weinbeere und Maienschmalz, gebratene Eier, doppelt über einander gestürzt, zwei dünne Eierplätze, gedämpfte kleine Rüblein, gebackene Schnitten, ein Brei bedeckt mit einer Torte, eine Erbssuppe mit Wecken, grob eingeschnitten, eine dürre Forl, verloren bedeckt mit Eiern, Stockfisch, gelb und weiß in Schmalz gesotten, blaue Karpfen, gebackene Fische mit Pommeranzen, heißen Hecht mit gestoßenen Mandeln, gebackener Roggen, gemacht wie Würste, Eier mit gebratenen Birnen, Reis in Mandelmilch, Brodfisch mit Kappern, erhoben Gebackenes, wie ein Fladen, gebackene Zelten und Hippen und Konfekt. Der Kaiser that nicht mehr als Einen Trunk, aus einem venedischen Glase, und hielt gar keine Pracht.

Noch wurde ein Fenster ausgehoben. Daran trat der Kaiser mit seinem Kanzler Navis. Der Stadtmeister

und der ganze Rath stand drunten, wie auch die Gemeine. Da las der Kanzler vor, und die Stadt schwur dem Kaiser den Eid. Darauf bedankte sich der Stadtmeister. Der Kaiser aber saß gleich auf, reichte dem Stadtmeister und etlichen Rathsherren die Hand, neigte den Kopf gegen das gemeine Volk, und fuhr auf Crailsheim zu. Hat ihn dort der Markgraf Albrecht mit 150 Pferden empfangen, und geleitet gen Nürnberg, wo es gar hoch her ging, und dem Kaiser zu Ehren ein Feuerwerk gehalten worden, mit einem schönen Schlosse, wobei achtzehn tausend Schüsse gethan wurden.

IV.

Küchenrechnung eines deutschen Hofes aus dem sechzehenten Jahrhundert.

Bei dem Hoflager zu Düsseldorf ist vom Maitag 1536 bis Maitag 1537 verdann worden, wie folgt:

An Weiß (Waizen) 283 Malder.

Roggen 661 Malder.

Wein 603 Ahmen oder 103 Fuder.

Malz 778 Malder.

86 Ochsen, 2 Stück gesalzen.

36 Ochsen ¾ und 2 Stück groen (frisch).

8 Rinder groen.
41 Hälß von Ochsen.
42 Rücken von Ochsen.
33 Loemelen von Ochsen.
809 Hämmel, groen und
13 gesalzen.
222 Lämmer groen.
135 Kälber groen.
35 Hirtz (Hirsch) ¾ gesalzen.
22 Hirtz groen.
2 Hirz Kalver (Kälber).
12 Thier.
30 Rehe.
34 Wilder Schwein ¾ gesalzen.
19 Wilder Schwein ¾ groen.
40 Polster (vermuthlich Frischlinge).
13 Bären ¼ *).
87 Brat Ferkel ¼.
111 Seiten Speck.
57 Spanferkel.
189 Hasen.

---

*) Bei dem Worte Bären könnte leicht jemanden der Gedanke aufstoßen, daß solches ein Schreib= oder Druckfehler sey; allein das Bären=Wildpret wird an vielen Höfen als eine Delikatesse gespeiset. S. Hofmann's Klugheit Haus zu halten, Bd. 3, S. 193. De gustibus non est disputandum.

179 paar Kaninchen.
605 Feldhüner.
112 Gänß.
168 Antvögel.
3775 Hüner.
448 Kapäun.
32 Schwanen.
3100 Spraen (Krametsvögel, Staaren, Drosseln ꝛc.)
5 Paar Tauben.
15 Birkhüner.
4 Hasselhüner.
4672 Stockfische *).
3774 Paar Schollen.
855 Schnöch (Hechte) und
3 Schnöch geraucht.
2674 Karpen.
2675 Bresamen.
80 Salmen groen (frisch) und
1 Salm gesalzen.
55 Leß (Lachse).
113 Rochen.
80 Bollich.

---

*) Die folgende ungeheure Summe Fische bezeuget, daß damals die Katholiken, selbst am Hofe, viel frömmer waren, d. i. auf die Abstinenztage mehr hielten, als heut zu Tage.

400 Pricken.

12 Maifisch.

50 Tonnen und 50 Häring.

3 Stüyren (Stören).

1 Brugofisch.

10 Körb Schelfisch.

16 Körb Spirling.

7 Körb Scholler groen.

$58\frac{3}{4}$ Faß und 40 Pfund Butter.

437 Kantert.

26901 Eyer.

829 Quarten Milch.

3 Ströh und 300 Bäirling.

2 Ahmen Ollichs (vermuthlich Rüböl).

3 Tonnen Oels (vermuthlich Baumöl).

12 Aest Feigen.

1368 Pfund Wachs.

4975 Pfund Unschlitt.

8608 Malder, 2 Summer, 3 Viertel Haveren *).

An Geld 19828 Gulden 23 Albus 8 Hlr.

Küchenkraut.

An Saffran	. .	11 Pfund $6\frac{1}{4}$ Loth.
Gengener (Ingber)		74 — $4\frac{2}{4}$ —

*) Wird Habermehl seyn. Damals waren Morgens die Habersuppen Mode, die dem Menschengeschlecht viel gesünder waren, als Kaffee, Thee ꝛc.

An Pfeffer . . .	41 Pfund	5 Loth.
Kanel . . .	40 —	$7\frac{2}{4}$ —
Nägelein . .	36 —	$14\frac{1}{4}$ —
Blum . .	7 —	$6\frac{2}{4}$ —
Weißen Zucker .	748 —	18 —
Braunen Zucker .	541 —	
Beschoten (Muskatnuß		26 —
Preißkörner . .		11 —
Galgan . .		11 —
Kammerkraut .	89 —	

Neben-Köften in selbigem Jahr.

An Weizen 18 Malder 2 Söm.
Roggen 44 Malder.
Wein 90 Ahm 34 Quarten.
Malz 40 Malder.
6 Ochsen und 6 Stück gesalzen.
$3\frac{3}{4}$ Ochsen groen.
$6\frac{3}{4}$ Rinder groen.
7 Hirsch 1 Stück groen.
1 Hirschkalb.
3 Thier groen.
3 Wilde Schwein groen.
1 Polster.
112 Seiten Speck und 230 Pfund.
116 Hämmel.
5 Lämmer.
2 Kälber.

27 Gänse.

6 Haasen.

37 Feldhüner.

280 Hüner.

27 Antvögel.

5 Kapäun.

7 Paar Tauben.

110 Stockfische.

59 Rochen.

2400 Spraen.

43 Karpen.

79 Bresemen.

55 Hechten.

2 Salmen groen.

500 Häring.

5 Faß und 130 Pfund Butter.

13 Kantert 1 Waag und 77 Pfund.

1504 Viertel Eyer.

70 Quarten Milch.

Wachs 76 Pfund.

Unschlitt 214 Pfund.

Haveren 347 Malder 3 Sömmer.

An Geld 616 Gulden 19 Albus 4 Hlr.

Küchenkraut.

An Saffran	. .	1 Pfund	$3\frac{3}{4}$ Loth.
Ingber	. .	4 —	3 —
Pfeffer	. .	3 —	8 —

Kanel	. .	3 Pfund	2 Loth.
Nägelein	. .	2 —	4¼ —
Blum	. .		15¼ —
Muskatnuß	. .		5¼ —
Braunen Zucker	.	21¼ —	
Weißen Zucker	.	33¾ —	

Die Artikel: Salz, Zwiebel, Holzkohlen u. dergl., finden sich nicht in der Rechnung, und müßen in der am Ende befindlichen Geldsumme begriffen seyn. Uebrigens gehen in Vergleichung der heutigen fürstlichen Küchen noch eine Menge Artikel ab.

V.

Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen.

Aus einer Chronik.

Auf des Königs von Polen, Uladislaus des Zweiten Hofe war einer, Pan Petrus genannt, aus Dänemark, welcher zuvor von Uladislai Vater mehrentheils erzogen, und jetzt des Königs Uladislai nächster Rath war. Nun war die Königin Christiana diesem Peter nicht sonderlich gewogen, weil sie ver-

merkte, daß er ihre Sachen und Vornehmen nicht billigen wollte.

Einsmals ritt Pan Peter mit dem Könige auf die Jagd, da aber die Nacht sie überfiel, und sie die Nacht mit einer geringen Mahlzeit und Abendtrunk, auch geringen Lager und Decken zubringen mußten, kurzweilet der König mit Pan Petern, sprach: „dein Weib wird heut viel eine bessere Lagerstatt bei'm Abt zu Schrin haben, denn du sie hast."

Peter, der sonst stolz und übermüthig war, gedachte alsbald dem Könige wieder eine Klette anzuwerfen, antwortet: „Herr, vielleicht schläfet eure Frau auch in weicheren Pflaumfedern beim Tobiesse." — Dieser Tobias war sonst ein Deutscher, dem die Polen nicht günstig, und war verargwohnet, samb er mit der Königin buhlte, die eben auch deutsch war. — Dieser Anwurf gefiel dem Könige nicht die Hälfte, und ging ihm ziemlich zu Herzen, sonderlich weil er dergleichen zuvor auch etwas gehört hatte. Aber er fraß solches in sich, und schwieg dießmal still. Da er aber nachmals dieß seinem Gemahl vertraute, entzündete sie sich mit Haß noch viel mehr auf Petrum, und sucht allerlei Gelegenheit, ihn aus den Augen zu räumen, überredet endlich den König und bracht zu wege, daß er Anno 1144 ihn fangen, nachmals die Zung abschneiden, und die Augen ausstechen ließ.

VI.

Die unglücklichen Schauspieler.

Der Annalist Crusius, Professor der griechischen und lateinischen Sprache zu Tübingen, erzählt folgende tragische Anekdoten von Komödienspielen aus dem sechzehenten Jahrhundert.

In dem würtenbergischen Städtchen Waiblingen spielten die Bürger eine Komödie vom jüngsten Gericht; durch Unvorsichtigkeit aber kam Feuer aus, und zwar in der Hölle selbst, so daß das Spiel beinahe, wie die Schweitzer sich auszudrücken pflegen, zum gebrannten Ernst, und die Komödienhölle den Spielern, welche die Teufel vorstellten, zu einer leibhaften geworden wäre. Sie retteten sich indessen noch, und liefen, was sie konnten. Aber da das Gerüste eingefallen war, und der, Gott Vater vorstellend, der über demselben seinen Thron hatte, nicht herunter konnte, und Zeter und Mordio schrie, wohl auch dazwischen kräftig fluchte, so entstand ein großes Gelächter, bis endlich auch dem Gott Vater nach und nach wieder auf die Beine geholfen wurde.

Weniger glücklich lief ein Fastnachtspiel ab, das im Jahr 1570 in der Grafschaft Hohenlohe, auf dem Schlosse Waldenburg, gehalten wurde. Es kamen da der Graf von Tübingen, Georg, und Graf Eberhard von

Hohenlohe nebst vielen Edelleuten zusammen, um sich zu belustigen. Die Weiber hatten sich als Engel, die Männer als Teufel vermummt, und Würfel mitgebracht. Ehe man es sich versah, entzündeten sich der vermummten Teufel Kleider, die von Pech, Harz und Werg verfertigt waren, und verbrannten drei Grafen, darunter sich selbst der Wirth, Graf von Waldenburg, befand. Zum großen Unglück konnte kein Wasser, oder in den lecken Eimern, die man zur Hand hatte, nur dürftig ohne vielen Erfolg herbeigeschafft werden, so daß fast alles, was man brachte, ehe es an Ort und Stelle kam, verschüttet ward. Mehrere Edelleute, die mit dem Leben davon kamen, wurden elend versengt.

VII.

Einquartierungs = Lasten.

Was Deutschland, seit dem Ausbruche der französischen Revolution, durch freundliche und feindliche Einquartierungen erduldet hat, ist gewiß noch überall in lebendigem Andenken. Daß es aber im dreissigjährigen Kriege noch schlimmer war, beweißt, unter einer Menge anderer Belege, eine Requisition aus jenen Zeiten, welche ein Cornet durch harte Bedrohung und Einsperrung

der Beamten von einem Orte in der Wetterau erpreßte. Das Dokument lautet wörtlich also:

Verzeichniß waß der Flecken Rendel dem Herrn Cornet zu seiner Kuchen alß sonsten Hand soll reichen, in Anno 1632.

Dem Hr. Cornet uff seine Pfert soll gereicht werden, alle Tag anderthalb Achtel Habern; uff Jdes Pfert 2 gebundt Hew; uff Jdes Pfert 2 Pausch alle Tag; ein stark Kalb alle Woch; ein jung saukkalb alle wochen; 6 Maß Putter alle wochen; alle tag 3 Huner; alle tag 5 Pf. Fisch; alle Tag 2 Pf. Confect; ein Loth Pfeffer; ein Loth Jngber; ein Loth muscaten Blumen; ein Loth Nägelein; 2 Loth Lorbern; ein Quint Saffran; ein halb Pf. Rosin; ein halb Pf. Mandelkern; ein Loth Zimet Rinden; Eßig ein Tag ein Maß; ein Pf. Quetzen alle tag; Salz, Luicht genugsam; 2 Pf. Hollandisch Kaeß alle tag; 2 Pf. frische Buetter wek alle tag; 4 Mußcaten alle tage; 6 alb. alle tag für weiß brott; Rocken brott genugsam; dem Hr. Cornet ein Pett mit seinem Zugehör; dergleichen seinen Dienern; dem Hr. Cornet alle wochen sampt seinen Dienern 12 Reichsthaler; Holtz genugsam.

Anlangend die Soldaten.

Uff ein Jdes Pfert alle Tag 3 sechster Habern; uff ein Pfert ein gebundt Hew alle tag; ein Pausch uff ein Pfert alle tag; zwei hundert zwanzig Vier Eyer uff den Hr. Cornet sampt seinen Soldaten alle Tag; einem gemeinen Soldaten 2 Pf. Suppen Fleisch; 2 Pf. Kalb Fleisch alle tag; 5 Pf. seinem Jden Soldaten an brot

alle tag; eine Acht maß Buetern alle tag; Salz nach Notdurft; Eßig, milch, luicht gnugsamb; Holtz gnugsamb; Wein, hier so viell alß die Soldaten nur mögen. 2 Reichsthaler Einem Iden Soldaten alle Woche.

So lang alß ich sampt meinen Soldaten Alhier verbleibe, So soll auch daßelbe gehalten werden, aber wann wir dießes orts quittiren, soll solches auch gebrochen werden *).

VIII.

Instruktion für einen Leibarzt.

Eine Urkunde aus dem siebenzehnten Jahrhundert.

Von Gottes Gnaden Wir — — urkunden und bekennen hiemit, daß Wir so nunmehr in Gott ruhenden Liebden gewesene Hof- und Leibmedikum G. P. Medicinae Licentiatum und Stadtphysikum zu E. einer guten Wissenschaft fleißigen Vorsorge und unverdrossenen Aufwartung willen als Hof- und Leibmedikum ferner mit angenommen und bestellt haben, dergestalt und also, daß

*) Das letzte ist besonders naiv. Schade daß die Quelle (Beiträge zur Geschichte der Wetterau) nicht sagt, was für ein Landsmann der Herr Cornet war.

derselbe nebst Befleißigung eines christlichen, gewissenhaften, friedfertigen und nüchternen Lebens und Wandels vor sich und die Seinigen uns hold und gegenwärtig zu seyn, unsere Ehre und Nutzen suchen, Schaden und Schimpf hingegen wenden, insonderheit aber schuldig seyn soll, unsers unmündigen Sohnes Gesundheit vermittels guter Aufsicht und treuer Sorgfalt wahrzunehmen, durch gute Diät, heilsame Consilia, dienliche Praeservatoria alle Zufälle menschmöglichst praecaviren, bei entstehenden Anstößen nützliche und kräftige Medicamenta, nachdem er vorher sich des Morbi Art und Eigenschaft wohl versichert, anwenden, dabei aber zu sehen, daß dieselbe in der Apotheke nach der Regula der Medizin und denen Rezepten gemäß von frischen Ingredienzien recht zugerichtet werden, auch verhüten, daß ohne sein Vorwissen und vernünftiges Ermessen niemand anders nicht verordnet oder applicirt, sondern unsern unmündigen Sohn jedesmal die Arzneien von ihm selbst gereicht und gegeben werden; wobei er sich dann sonderlich in Acht zu nehmen wissen wird, daß durch Adhibirung heftiger chymischer, oder sonst mißlicher Arzeneien, deren Wirkung er durch erhaltene Experienz nicht gewiß versichert, er sich nicht präzipitiren oder sonsten übereilen möge. Er soll ohne unser Vorwissen aufs Land nicht reisen, vielweniger des Nachts ausser der Stadt bleiben, hierüber auch zum wenigsten des Tages einmal sich bei Hofe anmelden, und sonst daselbst jederzeit dergestalt unverdrossen und treulich erweisen, wie einem aufrichtigen Diener und verständigen Hof- und Leib-

medico, dem Gottes, Rechts und Gewissens wegen wohl anstehet, eignet und gebührt. Hingegen und zur Ergötzlichkeit dieser seiner Dienstverwaltung soll ihm aus hiesiger fürstlicher Privatkammer jährlich gereicht werden dreissig Reichsthaler, vier Malter Korn, vier Malter Gersten, 12 Klafter Holz und 10 Schock Reisig, womit er unterthänigst contant und zufrieden gewesen. So gegeben — Weihnachten 1680.

IX.

Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der Stadt Kempten.

Die ehemalige Reichsstadt Kempten, jetzt zu den königlich baierischen Besitzungen in Schwaben gehörig, ist sehr alt, und war ursprünglich ein römischer Stationsort. Sie liegt im Allgäu, dessen Hauptstadt sie in den ältesten Zeiten war, und ist ganz von dem ehemaligen fürstlichen Stifte Kempten umgeben, welches Hildegard, die Gemahlin Kaiser Karls des Großen um's Jahr 800 gründete. Bis zu seiner Auflösung zählte das Stift zwei und siebenzig Aebte. Von dem siebenzehenten Abt, Giselfried Breitblatt von Mühlhausen, der 1048 starb, wird erzählt, er habe mit den benachbarten

Edelleuten stets im Frieden gelebt, sie fleißig besucht, und sich jedesmal köstlich von ihnen traktiren lassen.

Der ein und vierzigste Abt, Heinrich Unrein von Hirschdorf, erwählt 1315, war ein sehr gelehrter Mann, auch tapfer und fehdelustig. Unter seinem schwarzen Ordenshabit trug er beständig einen Panzer, und saß beinahe immer auf dem Schlosse Hilarmont, „wo er eine Menge Trompeter hielt, welche sich den ganzen Tag hören ließen.“

Die Regierung des zwei und vierzigsten Abts, Burkards Burgegk von Hasenweiler, nur von 1336 bis 1338, zeichnete sich durch Einführung des stiftischen Palmesels aus. Mit demselben hatte es folgende Bewandniß. Alljährlich am Palmsonntage zogen Bürgermeister und Rath, alle Zünfte und Handwerker, alt und jung, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, mit brennenden Kerzen in die Klosterkirche, um den Palmesel von dort abzuholen, und ihn in Prozession nach der Kirche des heiligen Magnus zu bringen. An diese Prozession durften sich auch alle diejenigen anschließen, denen die Stadt verboten war, und sie wurden sodann, dem Esel zu Ehren, wieder in den Bürgerverband aufgenommen. Abends, nach vollendetem Gottesdienste, führte man den Palmesel wieder in Prozession in das Kloster zurück, wo ihnen der Abt und sein Convent ganz andächtig entgegen kamen, und so den Esel wieder in seinen alten Stall leiteten. Späterhin, da es zwischen der Abtei und der Stadt über den Palmesel zu weitaussehenden Strei-

tigkeiten kam, machten die Bürger der Fehde dadurch ein Ende, daß sie — einen eigenen Esel verfertigten.

Streng waren die Herren, die das reichsstädtische Regiment in Kempten führten. Im Jahr 1470 ließen sie ihren Stadtammann, Conrad Mosch, enthaupten, weil er sich in einer Gerichtsversammlung durch ein unanständiges Benehmen und durch unziemende Reden verfehlt hatte. Das Jahr darauf wurde der Stadtschreiber im Spital eingemauert.

Im Jahr 1499 lagen fünfzehn hundert kaiserliche und schwäbische Bundessöldner, theils regulaires theils irregulaires Volk, zu Kempten im Quartier. Diese rohen Krieger übten allerlei Excesse aus, und zuletzt plünderten sie. Die Bürger aber, dieser Gäste längst überdrüssig, griffen zu den Waffen, erschlugen den größten Theil derselben, und jagten den Rest zur Stadt hinaus. Kaiser Friedrich der Dritte lobte ihr Benehmen, und ertheilte ihnen ein Privilegium, wodurch den Bürgern die Befugniß ertheilt wurde, daß sie nie mehr Soldaten in ihre Stadt aufnehmen dürften, als sie im Stande wären in den Schranken der Ordnung zu halten.

Die Reformation fand in Kempten bald Eingang, und der erste protestantische Pfarrer zu St. Mang hieß Matthias Waibel. Dieser wurde einst unter einem scheinbaren Vorwande aus der Stadt gelockt, von den Bundessöldnern ergriffen, und nach Leutkirch abgeführt. Unverhört ließ man ihn zwölf Tage im Gefängnisse schmachten, und das Ende war, daß man ihn am achten

September 1525 auf der Leutkircherhaide an einem Baum aufhenkte.

Bei einer harten Theurung im Jahr 1571 erhielt jeder ärmere Bürger alle vierzehn Tage das nöthige Getreide, jedoch mit der besondern Bedingung, sich in der Woche in keinem Wirthshause blicken zu lassen, in welchem Falle er von dem Genusse dieser Wohlthat ausgeschlossen werden würde.

Schrecklich war Kemptens Schicksal im dreissigjährigen Kriege, als es am dritten Januar 1633 von den Kaiserlichen erstürmt wurde. Alles, was sich auf den Straßen befand, wurde ermordet. Die Stürmer drangen in die Häuser, wo sie alles plünderten und zerstörten. Ehrbare Frauen und Mädchen wurden geschändet, und der verdiente Prediger Elias Schacher bei den Füßen aufgehängt. Der Stadtammann Martin Geiger wurde, als er sich auf die Burghalden flüchten wollte, auf der Straße ermordet, und der Burgermeister Zacharias Jenisch an der Seite seiner Frau und Tochter mit einem Kolben todtgeschlagen. Die Rohheit der Soldaten ging so weit, daß sie den Frauen die Brüste abschnitten, Mutter und Dienstmädchen mit Kindern in die Iller sprengten, und Geld und Gut an den heimlichsten Orten suchten. Die vornehmsten Bürgeroffiziere wurden erschossen.

X.

Tagebuch eines Reichsstädters.

Ein ehemaliger Bürger der Reichsstadt Augsburg hat in seinen Schreibkalender ein Verzeichniß derjenigen Ausgaben eingetragen, die er im Mai des Jahres 1715 in den Wein- und Bierhäusern, in und außer der Stadt gehabt hat. Die Bemerkungen, welche der ehrliche Mann dabei macht, sind nicht blos belustigend, sondern sie leiten auch zu richtigen Schlüssen über damals herrschende Sitten, Luxus und Lebensweise. Das Tageregister, aus einem alten, wenig bekannten Buche gezogen, lautet also:

Den 1. Mai. Ich ließ heute nebst meinem Weibe zur Ader, weil das Wetter unvergleichlich schön war. Nach dem Essen gingen wir auf ein Glas Wein in die Froschlache, und blieben daselbst bis 4 Uhr. Die Zeche war 53 kr. Nach diesem machten wir einen Spaziergang um's Thor, und aßen zu Nacht. Es war noch lange Tag, und mein Weib klagte noch über Magendrücken, deswegen tranken wir noch ein Maas Wein auf dem Weberhaus, die Zeche war 30 kr. Summa 1 fl. 30 kr.

Den 2. Mai. Diesen Vormittag war nicht viel zu thun. Ich ging auf Meyers Kaffeehaus; mein Weib aber hatte sonst von ihren Nachbarinnen Besuch. Auf dem Kaffeehause gefiehl mir's nicht: bezahlte daher 12 kr. und ging hinaus zum Prinzen. Daselbst traf ich verschie-

dene Bekannte an, blieb also bis gegen zwölf Uhr sitzen, und verzehrte 19 kr. Nach dem Essen kommt eine Kutsche gefahren, welche vor meinem Hause stille hält; darin saßen mein Schwager mit seinem Weibe, welche mir, auf Anrathen meines Weibes, eine unverhoffte Freude machen wollten. Weil wir nun alle Aderläßer waren, mußte ich mich in den Possen schicken, und mich aufs Jägerhäuschen schleppen lassen. Aber beim Schlaffermost! hier hatte es ein anders Gesichte, als in den ordinairen Bierhäusern, da man außer einer Wurst, oder höchstens einem Stücke Brätel und dergleichen Gattungen, sonst nichts bekömmt. Hier hingegen aber hieß es: Was befehlen meine Herren: Beliebts einen guten Fisch, Krebse, Kapaunen, Hechtlebern, Pfauenzungen ꝛc. Was beliebt ihnen zu trinken: Elsasser, Würzburger, Rhein= Mosel= Neckar; rother Schaffhauser; oder was für Wein sind meine Herren sonst zu trinken gewohnt? Beliebts Vin de Schiras, Vin de Grec, d'Alicante, de Madera, die Herren befehlen nur. Ich bestellte aber nur etliche Hühnchen, und ein Glas Neckarwein. Allein ich sahe wohl, daß man hier um einen Kreuzer nicht viel gute Worte gab, deswegen ließ ichs gehen wie es wollte. Hierauf trug man auf, als wenn ich Hochzeit daselbst hielte. Die Weiber ließen sichs zwar trefflich schmecken, allein bei Zahlung der Zeche fiel die Freude in Brunnen. Jedoch mit 13 fl. 43 kr. war das ganze Wesen richtig gemacht, und konnten wir noch etliche Krebse mit nach Hause nehmen. Es ging andern auch nicht besser. Denn viele, die mehr

Appetit, als Geld gehabt, mußten einstweilen ihre Uhr, Dose, oder endlich auch noch das mit Silber beschlagene Kirchenbuch dem Wirth in Verwahrung lassen. Einige brachten auch sogar mit Vorsatz Meubles dahin, um sich davor lustig zu machen. Daher sagte Crispinus zu seinem Weibe: O Käthe, wenn das Kopfenküssen schon so gut schmeckt, wie wird erst der Pfulgen schmecken! Ich kam also noch so mit einem blauen Auge davon. Denn 13 fl. 43 kr. ist eben noch so passable für Leute, die sich zur Ader gelassen, und mit der Kutsche kommen. Die Pferde fressen auch etwas, ohne was der Kutscher verzehrt, der wenigstens seinen Braten, und etwa ein Maas Wein haben muß. Ich kann bei dergleichen Gelegenheiten nicht lausen, besonders wenn ich sehe, daß sich Leute nicht schlecht finden lassen, die doch dieses Vergnügens wegen ihre besten Sachen versetzen, oder dem Wirth aufzuheben geben. Er hatte in Wahrheit soviel Meubles und Geräthe beisammen, daß er gar füglich einen Glückshafen damit hätte aufrichten können. Dieses wäre in der That ein glücklicher Einfall für ihn gewesen; denn da hätte er auf beiden Seiten gewonnen. Wer verloren, dessen Geld hätte er bereits gehabt; die Gewinner aber würden ihm ihren leicht erworbenen Gewinn von selbst wieder gebracht haben. Wenn ich nun alle Ausgaben diesen Tag zusammen nehme, so belaufen sich selbige auf 17 fl. 14 kr. Denn wenn man heim kömmt, will man auch wieder etwas haben, und da ist man erst recht hungrig und durstig.

Den 3. Mai. War Sonntag. Wir gingen in die Kirche, und nach derselben ums Thor, und dann aufs Bäckerhaus auf ein gut Glas Wein, weil man sich doch beim Aderlassen nicht genugsam in Acht nehmen kann. Die Zeche war 38 kr. Den Nachmittag fuhren wir auf Hausstetten. Wir wollten es zwar nur beim nächsten bewenden lassen, allein der Wirth kehrte sich an nichts, sondern er gab alles her, was er hatte. Wir verzehrten daher in aller Stille 9 fl. 56 kr. Denn außer uns war niemand sonderliches von mittlern Leuten daselbst. Wir fuhren gehen Abend wieder nach Hause, und war sowohl ich als mein Beutel dieses Schmausens überdrüßig. Die übrigen Extraausgaben für diesen Tag waren annoch 1 fl. 27 kr. Summa 12 fl. 1 kr.

Den 4. Mai. Extra für braun Bier, 14 kr. 1 hl.

Den 5. Mai. pr. 3 Maas Bier, 2 Brod, eine Wurst, 12 kr. 2 hl. Im Rumpelspiel verloren 27 kr. Summa 39 kr. 2 hl.

Den 6. Mai, pr. Arbeit, nach Oberhausen verfertigt, und dafür eingenommen, 5 fl. 11 kr. Weil ich auf den Mann, dem die Sachen gehörten, über eine Stunde warten mußte, verzehrte ich im Biere und Brod 11 kr. Und nach diesem, da ich die Zahlung empfangen, und der halbe Tag schon verdorben war, ging ich hinüber aufs Luginsland. Weil ich daselbst verschiedene Bekannte antraf, blieb ich sitzen bis Abends um zehn Uhr. Verzehrt 19 kr. 4 hl. auf dem Kegelplatz mit Pariren verspielt 1 fl. 9 kr. Summa 1 fl. 39 kr. 4 hl.

Den 7. Mai. War Himmelfahrt. Nachmittags bei dem Prinzen verzehrt, 33 kr.

Den 8. Mai. pr. braun Bier extra 14 kr. 4 hl.

Den 9. Mai. pr. dito extra. N.B. den ganzen Tag 16 kr. 4 hl.

Den 10. Mai. War Sonntag Exaudi. Weil ich den Georgi-Hauszins noch nicht bezahlt hatte, that mir mein Herr Gevatter die große Gefälligkeit, und lehnte mir 36 fl. Ich zinste dahero nach dem Mittagessen. Mein Hausherr machte zwar saure Mienen über mein spätes Zinsen, und gab mir verdrüßliche Ermahnungen, dergleichen Leute aber haben gut schwatzen. Sie leben von ihren Renten, und wissen nicht, wie sich ein ehrlicher Mann bei diesen nahrlosen Zeiten, mit saurer Arbeit behelfen und durchreißen muß. Weil nun eine Ehre die andere werth ist, machte ich des Nachmittags mit meinem Herrn Gevatter einen Spaziergang auf die sieben Tische, und von dar aufs Jägerhäuschen. Ich mußte schon etwas thun, denn dergleichen Freunde braucht man immer. Doch kam ich selbigen Tag noch so mit 3 fl. 59 kr. davon.

Den 11. Mai. Heute verschlung der Hund das Roß.

Den 12. bis 16. Mai. Extra, pr. Bier ꝛc. 1 fl. 17 kr.

Den 17. Mai. Am heiligen Pfingstfest ging ich in meine Kirchen, und nach diesem auf den Abend zu einem Glase Wein. Verzehrt, mit dem Weibe, 57 kr.

Den 18. Mai. Hingegen gings heute recht Kauderwelsch zu. Denn Morgens um 5 Uhr gingen wir auf

die sieben Tische spazieren. Mein Weib ließ Kaffee geben; ich aber trank braun Bier, weil selbiges nach dem Zeugniß derer Medicorum Morgens sehr gesund seyn solle. Allein bei dem Kegelschieben trank ich in Gedanken so viel, daß mir ganz schwindlicht wurde. Doch war ich gleichwohl überaus munter und aufgeräumt. Der Hammer nein! dachte ich, wie wirds erst den Nachmittag ablaufen; denn ich wußte wohl, daß, wenn ich Morgens schon einen Brand hatte, hernach der ganze Tag verloren war. Gegen Mittag gingen wir heim. Ich konnte es aber vor Durst nicht ausstehen, trank daher noch in der Stadt einen Krug weiß Bier. Alsdann gingen wir zu Tische. Meine Kinder und Gesinde hatten schon zu essen angefangen, weil sie glaubten, daß wir gar nicht nach Hause kommen würden, indem es bereits über ein Uhr war. Nach Tische legte ich mich eine Stunde aufs Bette, welches mich einigermaßen ermunterte. Hier überlegte ich, was den Nachmittag zu thun seyn möchte. Es schien, als wenn zwei Personen mit einander redeten, und sich wechselsweise widersprächen, da ich doch nur allein war. Ich hörte ganz deutlich, wie mich eine Stimme warnte, von meinen Wegen, welche nicht die sichersten wären, abzugehen, und mich erinnerte daß es in die Länge kein gut thun, sondern ein schlechtes Ende nehmen würde.

Ich sollte meine Gesundheit, mein Weib und Kinder, die selbst verkürzte Nahrung, und andere davon abhangende Umstände in Betrachtung ziehen u. s. w. Allein

eine andere Einblasung stellte mir diese Lebensart sehr geringe, und als eine erlaubte Ergötzlichkeit vor. Es hieß eine Bürgerlust; vermittelst welcher man den, die ganze Woche durch Arbeit ermüdeten Leib und Gemüthe wieder erquicken müßte. Ob ich nun schon die erste Stimme, als eine Warnung des guten Geistes erkannte, so folgte doch mein Wille der letztern Einblasung, jedoch mit dem Vorsatze, die Freude zwar mit anzusehn, gleichwohl aber in Genießung und Theilnehmung derselben, mich so viel möglich zu enthalten. Aber, o eitler Vorsatz! der sich nur auf falsche Vorurtheile gründet, und noch unter der Tyranney der Gewohnheit seufzet. Die Bande die mich fesselten, waren zu stark, daß ich selbige hätte zerbrechen können. Ich ließ mich dahero abermals von dem Strome meiner Begierden dahinreißen. Ich ging auf das nahe gelegene Dorf Göggingen, um meine Schwermuth und Grillen zu vertreiben. Daselbst fand ich viele Bekannte, die sich recht wohl seyn ließen, und trefflich lustig machten. Anfangs war ich ganz sittsam, bis ich etliche Gläser Wein im Kopfe spürte. Man lud mich zu einem Spiele ein, welches ich zwar anfangs ausschlug, aber endlich doch mitmachte. In demselben verlor ich in kurzer Zeit 2 fl. 24 kr. Mittlerweile kam auch mein Weib, Kinder nebst einer Baase, die sich allem Ansehen nach auf meine Kosten lustig machen wollten. Hierauf war der Tisch gedeckt, und man besetzte denselben mit so viel Speisen, als ob wir in dreien Tagen nichts gegessen hätten. Endlich fingen wir auch an zu tanzen, und ich

gelangte nach und nach wieder zu meiner vorigen Munterkeit, welcher, durch den unterstützten Rausch, die Ausgelassenheit folgte. Kurz! wir schmissen zuletzt die Gläser an die Wand, welche der Wirth fleißig mit in die Zeche schrieb. Wie ich selbigen Tag nach Hause gekommen, weiß ich nicht, genug, daß mir mein Weib sagte, daß wir für unsern Part allein 6 fl. 59 kr. bezahlt hätten; denn mehr hatten wir nicht bei uns; dieses aber habe nicht klecken wollen, dahero wir unserer Compagnie noch 5 fl. 27 kr. gut thun müßen, als welche für uns einstweilen den Rest ausgeleget hätten. Dieses war also der Pfingstmontag, welcher mich wieder in allem 14 fl. 50 kr. gekostet. Der Wein und die Musikanten verderben die Sache. Doch ist es nur alle Jahr einmal Pfingstmontag.

Den 19 Mai. Mir war von dem gestrigen Geschwärme der Kopf so wüste, daß ich den ganzen Vormittag zu Bette liegen mußte. Gegen den Abend ging ich ein wenig aus dem Hause. Es war aber aller Appetit zum Trinken weg. Ich läpperte nur vor Langerweile drei Maas braun Bier ein, bezahlte 13 kr. und legte mich frühzeitig zu Bette.

Den 20 Mai. Diesen Vormittag fing ich an ein wenig zu arbeiten, es wollte aber nirgend fort. Ich ging deswegen den Nachmittag in die Rosenau. Damit ich nicht etwa zu viel trinken, und mich wieder auf's neue verderben möchte, machte ich etliche Partien auf dem Billard mit, ging bei guter Zeit nach Hause, und be-

zahlte das, was ich auf dem Billard verloren, mit darzu gerechnet, 39 kr.

Den 21 bis 23 Mai. Die drei letzten Tage ging es in der Arbeit haarscharf zu, denn ich war weit zurück gekommen, und man präßirte mich von allen Orten her. Extra pr. Bier, Frühstück ꝛc. 1 fl. 49 kr.

Den 24 Mai. War Sonntag. Vormittag ging ich in die Kirche; den Nachmittag aber in den Schießgraben. Es waren verschiedene wackere Leute daselbst die sich auf allerhand Art divertirten. Ich meines Orts hielt mich ganz eingezogen, und glaube ganz nicht über die Schnur gehauen zu haben. Denn Abends ging ich bei Zeiten nach Hause, und verzehrte allein 27 kr.

Den 25 Mai. War blauer Montag. Ein gewisser Umstand machte, daß ich selbigen mithalten mußte. Es war noch so passable; doch das vertrakte Piqueten brachte mich um 46 kr. Da die Zeche im Biere allein 19 kr. machte.

Den 26 und 27 Mai. Dagegen blieb ich diese zwei Tage zu Hause, und arbeitete. Extra pr. Bier ꝛc. 29 kr. 4 hl.

Den 28 Mai. War Fronleichnamstag. Den Vormittag arbeitete man nichts, und der Nachmittag verschlief sich auch so weg. Ausgaben 31 kr.

Den 29 und 30 Mai. Extra pr. Bier, 27 kr.

Den 31 Mai. Des Morgens in die Kirche, den Nachmittag auf das Dorf Pferschen zum weißen Bier mit noch ein Paar guten Freunden, verzehrt 13 kr.

Summa Summarum des Monats Mai 60 fl. 57 kr. 6 hl.

XI.

Das Brautpaar *).

Ein salzburgisches Mädchen, welches der Religion wegen Vater und Mutter verlassen hatte, zog im Jahr 1732 mit ihren Landsleuten fort, ohne zu wissen, wie es ihr ergehen, oder wo sie Gott hinführen würde. Als sie nun durch das Oettingische reiseten, kam eines reichen Bürgers Sohn aus Altmühl zu ihr und fragte sie: Wie es ihr im dasigen Land gefalle? Sie gab zur Antwort: „Herr, ganz wohl." Er fuhr fort: Ob sie dann bei seinem Vater wohl dienen wollte? Sie antwortete: Gar gerne; sie wollte treu und fleißig seyn, wenn er sie in seine Dienste nehmen wollte. Darauf erzählte sie ihm alle ihre Bauernarbeit, die sie verstünde. Sie könne das

---

*) Aus Göking's vollkommener Emigrationsgeschichte von denen aus dem Erzbisthum Salzburg vertriebenen und größtentheils nach Preußen gegangenen Lutheranern rc. Frankfurt und Leipzig 1734. 4. 1 Bd. S. 671. — Vermuthlich hat die obige Erzählung Göthe'n die erste Idee zu seinem herrlichen Meisterwerke: Hermann und Dorothea gegeben.

Vieh futtern, die Kühe melken, das Feld bestellen, Heu machen u. dergl. mehr verrichten.

Nun hatte der Vater diesen seinen Sohn oft angemahnt, daß er doch heirathen möchte, wozu er sich aber vorher nie entschließen können. Da aber besagte Emigranten da durchgezogen, und er dieses Mädchen ansichtig ward, gefiel ihm dieselbe. Er ging daher zu seinem Vater, erinnerte denselben, wie er ihn so oft zum Heirathen angespornt, und entdeckte ihm dabei, daß er sich nun eine Braut ausgesucht habe. Er bäte, der Vater möchte ihm erlauben, daß er dieselbe nehmen dürfte.

Der Vater fragte ihn, wer denn das Mädchen sey? Er sagte: es sey eine Salzburgerin, die ihm sehr wohl gefiele. Wollte ihm nun der Vater nicht erlauben, daß er dieselbe nehmen dürfte, so würde er auch niemals heirathen. Als nun der Vater nebst seinen Freunden und dem dazu geholten Prediger sich lange vergeblich bemühet hatten, ihm solches aus dem Sinne zu reden, es ihm aber endlich doch zugegeben, so stellte dieser seinem Vater die Salzburgerin dar. Das Mädchen aber wußte von nichts anders, als daß man sie zu einer Dienstmagd verlangte. Und deswegen ging sie auch mit dem jungen Menschen nach dem Hause seines Vaters. Der Vater hingegen stand in den Gedanken, als hätte der Sohn der Salzburgerin sein Herz schon eröffnet. Daher fragte er sie: wie ihr denn sein Sohn gefiele, und ob sie ihn denn wohl heirathen wollte? Weil sie nun davon nichts wußte, so meinte sie, man suchte sie zu äffen. Sie fing darauf

an: man sollte sie nur nicht foppen! zu einer Magd hätte man sie verlangt, und zu dem Ende wäre sie seinem Sohne nachgegangen. Wollte man sie nun dazu annehmen, so wollte sie allen Fleiß und Treue beweisen, und ihr Brod schon verdienen, foppen aber liefse sie sich nicht.

Der Vater aber blieb dabei, daß es sein Ernst wäre, und der Sohn entdeckte ihr auch darauf die wahre Ursache, warum er sie mit nach seines Vaters Hause geführet, nemlich: er habe ein herzliches Verlangen sie zu heirathen. Das Mädchen sah ihn darauf an, schwieg ein klein wenig stille, und sagte endlich: wenn es dann sein Ernst wäre, daß er sie haben wollte, so wäre sie es auch zufrieden, und so wollte sie ihn halten wie ihr Auge im Kopfe. Der Sohn reichte ihr hierauf ein Ehepfand; sie aber griff sofort in den Busen, zog einen Beutel heraus, darin zweihundert Dukaten stacken, und sagte: sie wollte ihm hiemit auch einen Mahlschatz geben. Folglich war die Verlobung richtig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baur, Samuel,

Historisches Raritäten-Kabinet

Bd.: 1

Augsburg [u.a.] (1826)

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.Misc.o.9#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11712655-6